

EPPINGEN

Rund um den Ottilienberg

Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung

Band 2



1982

Herausgegeben von den „Heimatfreunden Eppingen“
in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Eppingen

EPPINGEN

Rund um den Ottilienberg

Beilage zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung

Band 1



© „Heimatfreunde Eppingen“, Eppinger Historischer Verein,
7519 Eppingen, Geranienstraße 19

Redaktion: Bernd Röcker

Layout, Fotosatz, Reprographie, Druck und Goldprägung:
Pentadruck GmbH, Eppingen

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers
Printed in Germany – Imprimé en Allemagne

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Erich Pretz: Grußwort des Bürgermeisters	8
Bernd Röcker: Zur Einführung	9
Manfred Pfefferle: Vor- und frühgeschichtliche Funde der letzten Jahre auf Eppinger Gemarkung	11
Karl Dettling: Die Entdeckung einer alten Römerstraße – Zur Situation der römischen Forschungen im Stadtgebiet Eppingen	18
Irma Guggolz: Kraichgausommer (Gedicht)	23
Franz Gehrig: Die Ämter der Stadt Eppingen und ihre Inhaber	24
Dr. Reinhold Bührlen: Die Freiherren von Gemmingen	41
Franz Gehrig: Die „Ratsschänke“ – Das älteste Haus im Elsenzgau	48
Curt Franke: Mein Eppingen (Gedicht)	50
Karl Dettling: „... durch die mark der drier fruchte ...“ Flurgang durch Eppinger Gemarkungen anhand einer alten Urkunde	51
Reinhard Hauke: Eppinger Studenten an deutschen Universitäten (1348–1648)	60
Reinhard Ihle: Das Wasserschloß in Adelshofen	74

Bernd Röcker: Magister Konrad Költer – Ein Eppinger Schulmeister als Wegbereiter des Humanismus in der Reichsstadt Heilbronn	80
Johannes Hauser: Die Fresken in der Martinskirche Kleingartach	92
Franz Gehrig: Zur Geschichte des Weinbaus in Elsenz	100
Edmund Kiehle: Das „Baumann'sche Haus“ zu Eppingen	102
Frank Dähling: Von Schlüsseln, Schließmechanismen und Beschlägen aus alter Zeit	107
Karl Wieser: Eppingen im Dreißigjährigen Krieg	118
Franz Gehrig: Jagdleidenschaft in Eppingen	121
Helmut Binder: Eppinger Eichenstämme für das Heidelberger Faß – „Jeder Stamm vor zwey Gulden“	128
Rudolf Velten: Eppingen und das große Heidelberger Faß (Ballade)	131
Doris Demel/Bernd Röcker: Der französische Reichsbaron Joh. Christian Kuhmann – Biographisches zur Hauptfigur einer Kalendergeschichte Hebels	132
Franz Gehrig: Warum Eppingen keinen Marktplatzbrunnen mehr hat	138
Dietrich Duhm: Die Richener Kirchen	140
Edmund Kiehle: Schloß Schomberg bei Eppingen	142
Karl Türck: Zur Geschichte der städtischen Mühlen	146
Dietrich Duhm: Das Backhaus in Richen	153
Frank Dähling: Namen, Zahlen und Zeichen auf alten Maltersäcken	155

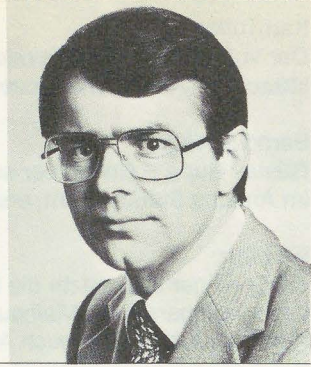
Karl Tubach: Der Volksaufstand im Revolutionsjahr 1848 in Sulzfeld – Ursachen, Verlauf und Prozesse gegen die Beteiligten	160
Bernd Röcker: Gustav Rupp – ein Pionier auf dem Gebiet der Lebensmittelchemie Im Anhang Stammbaum, erstellt von Klaus Rupp	174
Fritz Luz: Ein Eppinger übersetzte die Bibel in die Balisprache – Ein Abriß des Lebens des Missionars Adolf Vielhauer. Im Anhang: Feriensommer 1899 in Eppingen Aus dem Jugendentagebuch A. Vielhauers	179
Michael Ertz: Adolf Vielhauer als Missionar, Theologe und Bibelübersetzer	188
Bernd Röcker: Brandkatastrophen in Eppingen im 19. Jahrhundert	196
Edmund Kiehle: Eppingen 1803–1933	203
Karl Türck / Anna Katharine Stroh (†): „Töpfer von der Pike auf“ Zur Erinnerung an ein ausgestorbenes Eppinger Handwerk	227
Karl Wieser: Die Besetzung der Stadt Eppingen im April 1945 durch französische Truppen – Erinnerungen an eine schwere Zeit	232
Anhang: Bücherschau	244
Spenderverzeichnis	248

Bildnachweis:

Allen Verfassern, Verlagen und Personen, die uns Vorlagen für Abbildungen zur Verfügung gestellt haben, danken wir herzlich. Soweit nachstehend bzw. im Text nicht anders vermerkt ist, stammen die Vorlagen von den Verfassern selbst:

R. Ihle: S. 197, 199; E. Kiehle: S. 48, 141, 242, 243; W. Kolb: S. 180–193; K. Rupp: S. 175, 177; G. Zaß: 157–159, 114 Nr. 15; F. Schwätzer: S. 12, 14, 15; Amt für Information/Bildtechnik, Stuttgart, S. 92–99; H. Rust: S. 107 ff. Nr. 12, 19, 22; H. Namilow: S. 107 ff. Nr. 1–11, 13–18, 20, 21, 23, 24; Reproduktionen Pentadruck S. 36, 39 (aus: Scherr, Dt. Kultur- und Sittengeschichte, 1855, S. 142, 274, 355); S. 84, 85, 86 (aus: Schmolz/Weckbach, Heilbronn, 1973, Nr. 219, 212, 216); S. 85, 86 (aus: 450 J. Reformation in Heilbronn, 1980, S. 191, 227); S. 208, 209 (aus: Bad. Geschichte, 1979, Nr. 16, 43); S. 42 (aus: Fleck, Gemmingen 769–1969, S. 184); S. 32, 40, 65 (aus: Schwaben und Franken Nr. 9, 1982 und Nr. 8, 1981); Zeichnungen: Limberger S. 45, 63, 156; E. Kiehle S. 49

Grußwort des Bürgermeisters



Es bereitet mir und sicher allen an den Geschicken unserer Stadt Interessierten eine große Freude, feststellen zu können, daß mit dem Vorliegen dieses Bandes „Eppingen – Rund um den Ottilienberg“, die in Band 1 vom Eppinger Historischen Verein „Heimatsfreunde“ gegebene Zusage eingelöst ist und mit dem Erscheinen des Bandes 2 aus dem Anfangsunternehmen eine ansehnliche Veröffentlichungsreihe der Stadtgeschichte zu werden verspricht.

Zu danken ist dies der Beharrlichkeit und dem Fleiß des Vorsitzenden der „Heimatsfreunde“ Eppingen, Herrn Oberstudienrat Bernd Röcker, seinen tüchtigen Mitarbeitern, sowie der Unterstützung durch das Stadtarchiv.

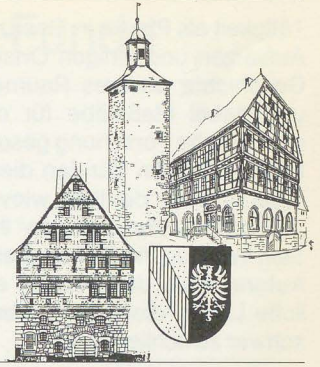
Geschichte wirkt in allen Bereichen nach, ob wir es wollen oder nicht, ist wichtig für das Verständnis der Gegenwart und die Grundlage künftiger Entwicklungslinien. Das Erforschen, Aufschreiben und Unterdie-Leute-Bringen, gerade auch der Geschichte unserer engeren Heimat, ist deshalb ein besonders wichtiges Unterfangen. Mit Darstellungen aus den Stadtteilen wird gleichzeitig ein Beitrag für das gegenseitige Verständnis und Zusammenwachsen aller Stadtteile geleistet.

Deshalb wünsche ich dem Buch, dessen viele Abbildungen zur Anschaulichkeit beitragen, eine weite Verbreitung innerhalb und außerhalb unserer Stadt.

A handwritten signature in cursive script, reading 'Erich Pretz'.

Erich Pretz
Bürgermeister der Stadt Eppingen

Zur Einführung



Das positive Echo auf den im Jahre 1979 veröffentlichten ersten Band dieser Schriftenreihe hat die „Heimatsfreunde Eppingen“ ermutigt, nun einen zweiten Band erscheinen zu lassen.

Der erste Band war Bestandsaufnahme und Neuanfang zugleich; neben Erstveröffentlichungen standen eine Reihe von Beiträgen, die vorher bereits in der Tageszeitung oder in überregionalen Publikationsreihen veröffentlicht worden waren und darin in überarbeiteter Form wiederabgedruckt wurden. Der vorliegende zweite Band baut auf diesen Ergebnissen auf. Die Aufsätze sind bis auf wenige Ausnahmen eigens für ihn verfaßt worden, und der Leser wird bei ihrer Lektüre bald feststellen, daß sie eine Fülle von bisher Unbekanntem zutage förderten und damit wichtige Bausteine für eine umfassende, noch zu schreibende Gesamtdarstellung der Geschichte der Stadt Eppingen, aber auch des Kraichgaus liefern. Der Verein versucht damit, seinem selbst gesteckten Ziel gerecht zu werden, die Geschichte der Stadt und ihres Umlandes zu erforschen und weiterzuvermitteln.

Gegenüber dem ersten Band hat sich die Zahl der Beiträge und damit auch der Umfang des Buches beträchtlich erhöht. Gleichzeitig ist der Kreis der Mitarbeiter erweitert worden. Neben bewährten Heimatforschern konnten erfreulicherweise eine Reihe jüngere Vereinsmitglieder als Verfasser gewonnen werden. All dies macht deutlich, welchen Aufschwung die

Heimatspflege und Heimatforschung in unserer Stadt in den letzten Jahren genommen haben.

Die einzelnen Beiträge sind, soweit wie dies überhaupt möglich war, chronologisch geordnet. Sie behandeln nicht nur bestimmte Abschnitte und Themen der Geschichte der Kernstadt, sondern auch der Stadtteile. Einige Aufsätze greifen sogar mit ihrer Thematik über die Grenzen des Stadtgebietes hinaus.

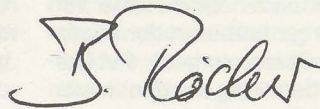
Der Band enthält sehr verschiedenartige Beiträge. In ihnen spiegelt sich die Vielfalt der Aufgabenbereiche der heimatgeschichtlichen Forschung. Die Themen reichen von der Archäologie und Frühgeschichte bis hin zur Darstellung der jüngsten Vergangenheit, von Abhandlungen über bedeutende Persönlichkeiten und Baudenkmalern bis hin zur Beschäftigung mit der Volkskunde und mit Flurnamen.

Die „Heimatsfreunde Eppingen“ danken allen, die in irgendeiner Form an dem Zustandekommen dieses Bandes beteiligt waren. In erster Linie sind hier die Verfasser der einzelnen Beiträge zu nennen. Sie haben viele Stunden ihrer Freizeit geopfert und in mühevoller Arbeit wertvolles Quellenmaterial aus Archiven und Bibliotheken gesammelt bzw. bedeutsame Bodenfunde sichergestellt und ausgewertet. Einer der Verfasser muß in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben werden, nämlich Franz Gehrig. Er hat in über zwei Jahrzehnten neben seiner

Tätigkeit als Pfarrer in Elsenz in unzähligen Aufsätzen und einigen Ortschroniken die Geschichte unseres Raumes dargestellt und dabei Maßstäbe für die heimatgeschichtliche Forschung gesetzt. Seine Beiträge in beiden Bänden dieser Schriftenreihe machen deutlich, wieviel gerade die „Heimatfreunde Eppingen“ ihm verdanken. Sein Wegzug nach Gissigheim reißt in das Autorenteam des Vereins eine schmerzliche Lücke, die – wenn überhaupt – nur schwer zu schließen ist.

Unser Dank gilt ferner dem Stadtarchiv Eppingen, insbesondere Stadtarchivar Edmund Kiehnle, für die vielfältige Hilfe sowie

Fritz Luz, der bereitwillig die umfangreichen Korrekturen mitgelesen hat. Dank sei aber auch all jenen gesagt, die durch ihre finanziellen Zuwendungen den Druck dieses Heimatbuches gefördert haben: der Stadt Eppingen mit Bürgermeister Erich Pretz an der Spitze, dem Regierungspräsidium Stuttgart und nicht zuletzt den zahlreichen Gönnern des Vereins. Durch ihre Zuschüsse und ihre Spenden konnte der Verkaufspreis des Buches trotz des größeren Umfangs und trotz einer größeren Zahl von Abbildungen relativ niedrig gehalten werden.



Bernd Röcker
1. Vorsitzender
der Heimatfreunde Eppingen

Vor- und frühgeschichtliche Funde der letzten Jahre auf Eppinger Gemarkung

Manfred Pfefferle

Wer einmal den Kraichgau durchwandert, von einem Aussichtsplatz oder Turm übers Land schaut, die Leute bei der Arbeit auf ihren fruchtbaren Äckern beobachtet, die üppigen Früchte auf Bäumen und Feldern sieht, wird erkennen, daß er auf gesegnetem Land steht. Wer einen der schönen Buchen- und Eichenwälder durchquert und plötzlich wieder auf ein grünes Tal zwischen sanften Hügeln stößt, der mag vielleicht ein leises Herüberwehen längst vergangener Zeiten, längst vergangener Generationen verspüren. Wer mag hier wohl gesät und geerntet, banges Hoffen auf gute Ernte und Wohlstand oder Furcht vor Unglück durchlebt haben? Wie mag man einst seinen Herren geliebt oder auch verflucht haben? Was hatte man unter Kriegsvolk und sonstigem Raubgesindel zu leiden? Alle wollten doch mit den Bauern den Ertrag ihres Fleißes teilen. Auch werden Götter, Priester und weltliche Herren ihren Anteil gefordert haben, so daß neben der Freude auch Leid vorprogrammiert war.

Aus geschichtlicher Zeit ist ja vieles bekannt, doch aus früheren Jahrtausenden kann nur der Boden mit Resten und spärlichen Siedlungsspuren erzählen. Mit einiger Erfahrung kann man Siedlungen und Arbeitsplätze aus der Steinzeit und späteren Bronzezeit auffinden. Gute Voraussetzungen dafür bietet die Landwirtschaft mit den neuen, tiefgreifenden Pflügen. Doch muß man früh mit dem Nachsuchen sein, denn andere Bodenbearbeitungsgeräte zerschlagen die Scherben und Werkzeuge bis zur Unkenntlichkeit.

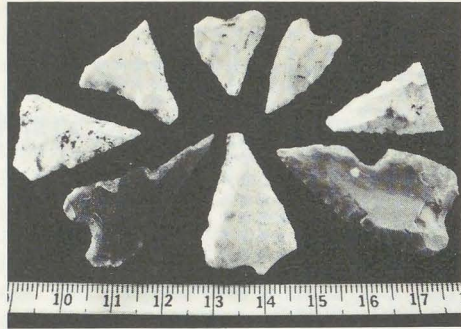
1. Jungsteinzeit

Beginnen wir nun mit den Leuten, welche vor rund 6000 Jahren die ersten festen Häuser gebaut und Ackerbau und Viehzucht betrieben haben. Von Südosteuropa kommend, suchten sie Gegenden mit guten Böden, welche sie natürlich auch im Kraichgau fanden. Die Elsenz wird so versumpft gewesen sein, daß sie, wie es die Eppinger Flur zeigt, kaum zugänglich war. Aber die Ufer kleinerer Zuflüsse oder Quellen, die in kleinen Seitentälern entspringen, waren sehr beliebte Siedlungsplätze, namentlich wenn sie von Lößhügeln umgeben waren. Eine elementare Erfindung brachten sie auch mit, nämlich die Töpferei. Und nach der Art und Verzierung der Töpfe benennen wir heute diese Völker und Kulturen.

a) Die ersten waren die **Bandkeramiker**. An dreizehn Plätzen auf Eppinger Gemarkung finden wir Spuren ihrer Siedlungen. Was kann man auffinden, wenn man nun eine solche Stelle entdeckt hat, und was sagen die Funde aus?

Beginnen wir in Eppingen im **Gewann Scheuerle-Schußmauer**. Zunächst traten kistenweise Tonscherben zutage, mit und ohne Verzierung, dickwandige bis zu zwei Zentimeter und dünnwandige mit sehr schönen Ritzzeichnungen. Andere waren mit Henkeln, Noppen und z. T. durchstochenen Huppeln versehen. Von drei Gefäßen waren so viele Scherben vorhanden, daß man sie zusammensetzen konnte. Außerdem fanden sich viele Feuersteinklingen und -abschläge sowie sorgfältig

bearbeitete Steinwerkzeuge und einige Pfeilspitzen. Ein freudiges Ereignis ist es immer wieder, wenn man bei dieser Suche auf ein Steinbeil stößt. Fünf solcher Beile in verschiedener Größe sowie drei sogenannte „Schuhleistenkeile“, flachmeiselartige Werkzeuge, und eine Menge Bruchstücke entdeckte ich bei meinen regelmäßigen Suchgängen nach dem Pflügen der dortigen Äcker. Die zerbrochenen Beilstücke wurden vielfach noch als „Hämmer“ und Klopffsteine verwendet, was deutlich zu erkennen ist. Erstaunlicherweise hatten diese Leute damals schon große Freude an schönen Dingen und schmückten sich auch gerne. Bunte Steinchen, eine große Anzahl Eisensteine, die alle Reibflächen aufweisen (Rötelgewinnung), und Bruchstücke von Muscheln, oft vom Atlantik oder Mittelmeer, sind Zeugnisse dieser Lebensfreude.



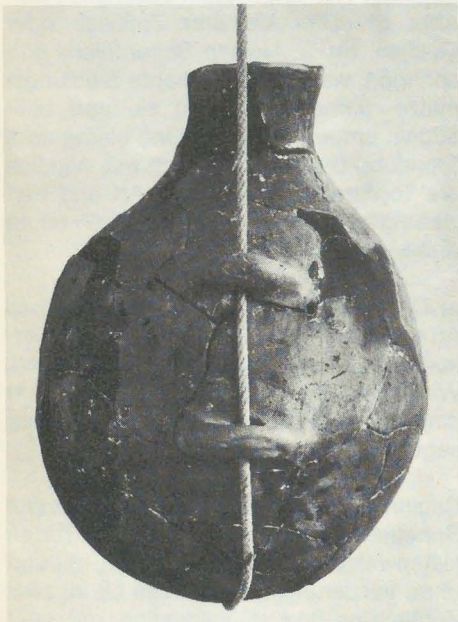
Jungsteinzeitliche Pfeilspitzen

glühter, verziegelter Lehm sowie verkohlte Knochen zu beobachten. Deutlich läßt der rotgebrannte Lehm erkennen, daß er vom Bewurf an Faschinenwänden stammt. Abbildungen von Rundholz und eingearbeitetem Strohhäcksel sind einwandfrei zu sehen. Solche Dinge lassen auf weniger erfreuliche Ereignisse schließen, auf Brandkatastrophen, verursacht aus Unachtsamkeit oder durch kriegerische Ereignisse. Wie mögen die alteingesessenen Jäger- und Sammlerstämme reagiert haben, als da Leute erschienen und Rechte auf Tiere und Land erhoben? Man kann sich vorstellen, daß da Konflikte möglich waren.

Wie sieht es nun an anderen Siedlungsplätzen aus? Ein weiterer ergiebiger Fundplatz ist das Gewann „Brunnenhäuschen“. Jahr für Jahr fördert der Pflug Scherben, Steinklingen, Rötelsteine und Pfeilspitzen zutage. Eine Steinsichel und zwei Beile waren dort die bedeutendsten Funde.

Ähnliches läßt sich vom „Lengenfeld“ auf **Mühlbacher Gemarkung** vermerken: Scherben, Klingen, Pfeilspitzen und als Besonderheit ein Beilchen, aus einem Roteisenstein geschliffen. An dieser Stelle findet man überhaupt die meisten Roteisensteine mit Abschleifspuren, so daß man auf ein „farbfreudiges“ Dorf schließen kann. So läßt sich die Liste beliebig fortsetzen.

Siedlungsplätze von großem Ausmaß liegen im „**Stebbacher Bruch**“ und am anschließenden „**Stebbacher Pfad**“. Wie



Vorratsgefäß aus dem Gewann „Scheuerle“
(Bandkeramiker)

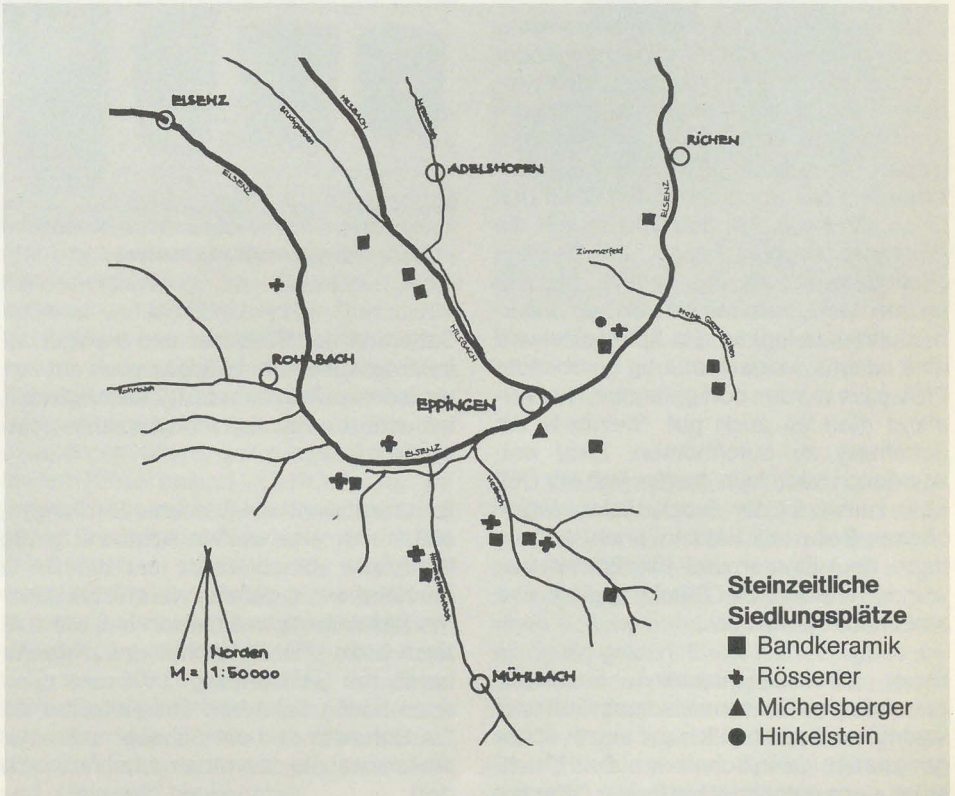
In 1/2 bis 1 m Tiefe waren aber auch ganze Horizonte von Brandschutt, Scherben, zertrümmerter Mahlsteine aus Bunt- oder Stubensandstein, Holzkohle und ausge-

überall findet man eine große Anzahl Scherben und Geräte wie Steinklingen, Schleifsteine, Steinbeile und meiselähnliche Gegenstände sowie einige Pfeilspitzen.

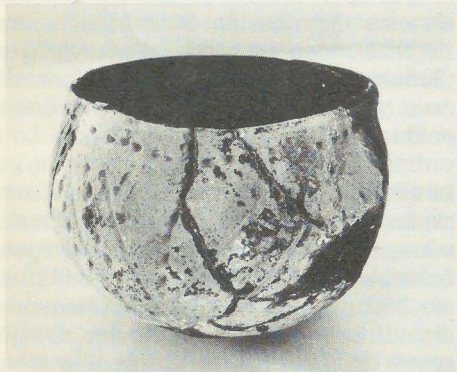
Das Ufer des kleinen, vom Jägersee kommenden Baches war ein großes Siedlungsgebiet. Es erstreckte sich von „**Unter dem Vogelherd**“ über „**Nörlinger Busch**“, „**Hiften**“, „**Röllersberg**“, „**Unter dem Odenberg**“ bis zum Lieselottenhof auf dem „**Krummland**“. Wie auf anderen Plätzen lassen sich auch hier immer wieder Spuren und Reste regen Lebens entdecken. Ein großer Mahlstein, ein winziges Beilchen von 2½ cm Länge und Breite sowie eine runde Steinscheibe von 7 cm Durchmesser und 2 cm Dicke gehören zu den nennenswerten Funden dieser Gewanne. Besondere Beachtung gebührt einer gewölbten, durchlöcherten Scherbe, die von einem Siebgerät herrühren dürfte.

Auf Richener Gemarkung ist das Gebiet vom „**Wolfsbuckel**“ bis zur „**Schafbrücke**“ von großem Interesse. Dort liegt ebenfalls ein großer Siedlungsplatz der Bandkeramiker. Auf den Scherben dieses Platzes sind nur geschwungene und Punktverzierungen zu erkennen, so daß dieser Platz als eine der ältesten Bauernsiedlungen zu bezeichnen ist. Drei Beile und zwei „Schuhleistenkeile“, einer davon besonders groß, wurden dort unter anderem entdeckt.

Im Hilsbachtal sind zwei Bandkeramikersiedlungen bekannt. Auf dem „**Lützelmannsbrüchle**“ fanden sich neben einigen Scherben und Steinklingen ein Beil und ein Stein, der offensichtlich als Hammer diente. Beim Birkenwald „**In den Erlen**“ waren deutliche Spuren von Abfallgruben zu erkennen. Aber nur eine Scherbe läßt eindeutig auf Bandkeramiker schließen.



Erwähnt sei noch ein Platz in der „**Johannes-Kleinheims-Straße**“, welcher aber nun überbaut ist, so daß man kaum noch mit großen Funden rechnen kann.



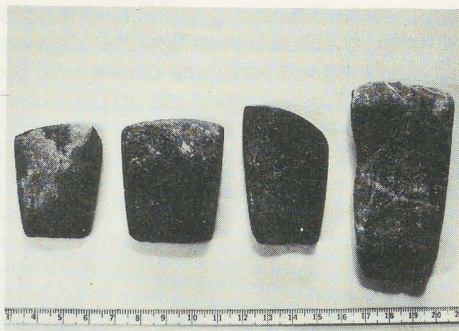
Tongefäß aus dem Gewann „Brunnenhäuschen“ (Bandkeramiker)

b) Oft waren die Plätze der Bandkeramiker-siedlungen von Leuten nachfolgender Kulturen genau so günstig befunden worden, weshalb sich ältere und jüngere Wohngebiete häufig überlagern und überlappen. Aber nun wird die genaue Bestimmung des Scherbenmaterials für den Laien schwierig. Am deutlichsten tritt die **Rössener Gruppe** hervor. Im Gewann „**Schubmayer**“ ist das größte, mir bekannte Areal, welches mit reichen Scherbenfunden belegt ist. Ein Spinnwirtel und eine schöne, weidenblattartig gearbeitete Pfeilspitze wurden dort gefunden. Nun verstand man es auch gut, Steinbeile zur Schäftung zu durchbohren. Zwar entdeckte ich noch kein ganzes Beil mit Öhr, aber immer wieder Bruchstücke zerbrochener Beile mit halbem Loch, welche dann als Hämmer und Klopfschlägel verwendet wurden. Die Stücke weisen entsprechende Male auf.

Beim „**Brunnenhäuschen**“ überlagert ebenfalls eine Rössenersiedlung die Bandkeramiker. Dort stieß ich auf einem Suchgang neben vielen Scherben auf ein Bruchstück eines durchbohrten Beiles. Offenbar

waren die Bohrungen eben auch Schwachstellen, so daß viele Beile dort brachen. Auch eine feine sägeartige Klinge sei hier noch erwähnt.

Auf Mühlbacher Gemarkung im Gewann „**Heuscheuer**“ fällt auf einem Acker von weitem eine schwarze Platte auf. Sie stammt von einer Rössenersiedlung und weist Brandschutt, Scherben, ausgeglühte Steine, Steinklingen und Knochenreste auf. Einige Beilbruchstücke, eines davon mit halber Bohrung, ein leicht beschädigtes Basaltbeil ohne Öhr und einen „Schuhleistenkeil“ konnte ich im Laufe der Jahre dort auffinden. Auch entdeckt man bei den Rössenern immer wieder den von früher bekannten Roteisenstein.



Jungsteinzeitliche Steinbeile

Scherben der Rössener und weniger attraktives Fundmaterial liegen noch auf verschiedenen Plätzen, so im „**Zwerchgrund**“, wo auch eine dunkle Platte weithin sichtbar ist.

Es ist auffallend bei Rössener Siedlungen, daß immer eine weithin sichtbare, große Kohlplatte vorhanden ist und kleinere in der näheren Umgebung, die erst bei näheren Betrachtungen sichtbar sind, wie z. B. auch beim „**Lieselottenhof**“ im „**Krummland**“. Am „**Röllersberg**“ trifft man dann auch häufig Scherben und Roteisen an. Ein Bohrkern und ein Schaber aus einer Muschelschale stammen ebenfalls von dort.

Auf Rohrbacher Flur im „**Langenland**“ befinden sich Kohlplatten mit nur wenigen Scherben, eben der Rössenerkultur.

Auch andere Richtungen wie die „**Hinkelsteingruppe**“ lassen sich im „**Scheuerle**“ nachweisen. Das sind dann schon Spuren der mittleren Jungsteinzeit wie eben je eine Abfallgrube mit Scherben der **Michelsberger Kultur** im „**Schmiedgrund**“ und auf dem **Adelshofener Friedhof**.

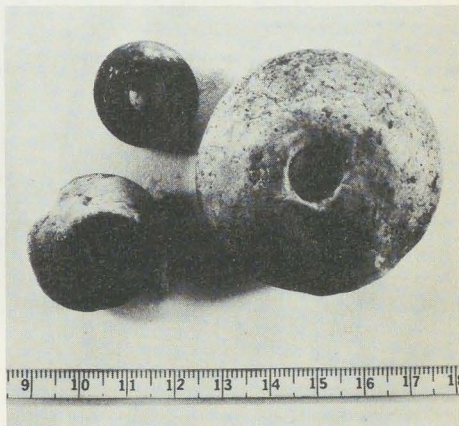
2. Urnenfelderkultur

Oft haben dann immer wieder in nachfolgenden Epochen die Menschen dieselben Plätze bewohnt. So kamen wiederum im Gewann „**Scheuerle**“ beim Aushub für Neubauten und Wasserleitungsgräben Scherben der Urnenfelderkultur ans Tageslicht, dazu einige Bronzegegenstände, eine kleine Bernsteinperle sowie das Skelett eines Pferdes, alles Funde, die ebenfalls dieser Siedlungsschicht zuzuordnen sind.

Auf der Gemarkung Sulzfeld im „**Kirschgrund**“ pflügte ein Bauer eine Urne aus, von der man einige Scherben, Ascheinhalt und Bruchstücke zweier Bronzearmringe bergen konnte. Dieses Urnenfelderareal überlappt sich mit der beschriebenen Rössenersiedlung im Gewann „**Heuscheuer**“ auf **Mühlbacher Flur**. Dort machte ich einen bemerkenswerten Fund. Zwischen ausgepflügten Feuerstellen mit Scherben und ausgeglühten Sandsteinen lag ein bohnenförmiger Kieselstein von etwa 6 cm Länge, der ausgehöhlt ist. In diesem Kiesel befand sich Rötels, eben der Abrieb, der schon in der Steinzeit beschriebenen Eisensteine. Wahrscheinlich wurde der Rötels mit Rindertalg vermischt, wobei der Stein als Behälter diente. Damit haben wir vielleicht den ältesten Lippenstift der Gegend vor uns. Eine Grube mit Scherben der Urnenfelderzeit entdeckte ich im **Eppinger Friedhof**. Darunter befand sich auch ein Spinnwirtel. Urnenfelderscherven lassen sich auch im „**Streckfuß**“ und „**Geissert**“ beobachten.

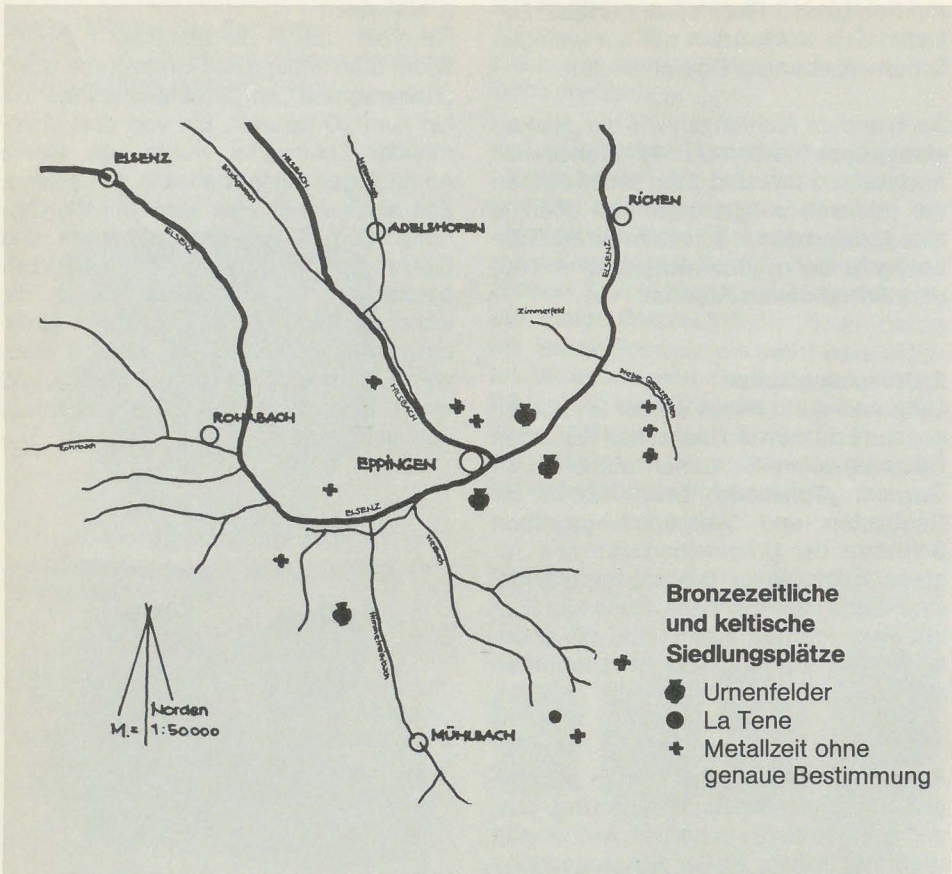
3. Metallzeit

Scherben, die in die Metallzeit gehören, findet man entlang des Grenzgrabens am „**Rabersgrund**“, am „**Stebbacher Pfad**“ bis hin zum „**Ortgrund**“. Ein von dort stammender Spinnwirtel wurde von einem Archäologen mit Vorbehalt in die La-Tène-Zeit eingeordnet. Hier kann nur eine Grabung Klarheit schaffen. Scherben und Siedlungsschutt kommen beim „**Borzelbachersee**“ auf der Höhe zutage, die sicher der La-Tène-Zeit angehören. Einen ausgehöhlten Kieselstein, ähnlich dem vom Kirschgrund, aber ohne Farbstoff, und einen Spinnwirtel konnte ich ebenfalls dort sicherstellen.



Spinnwirtel der Rössener Kultur und der Keltenzeit

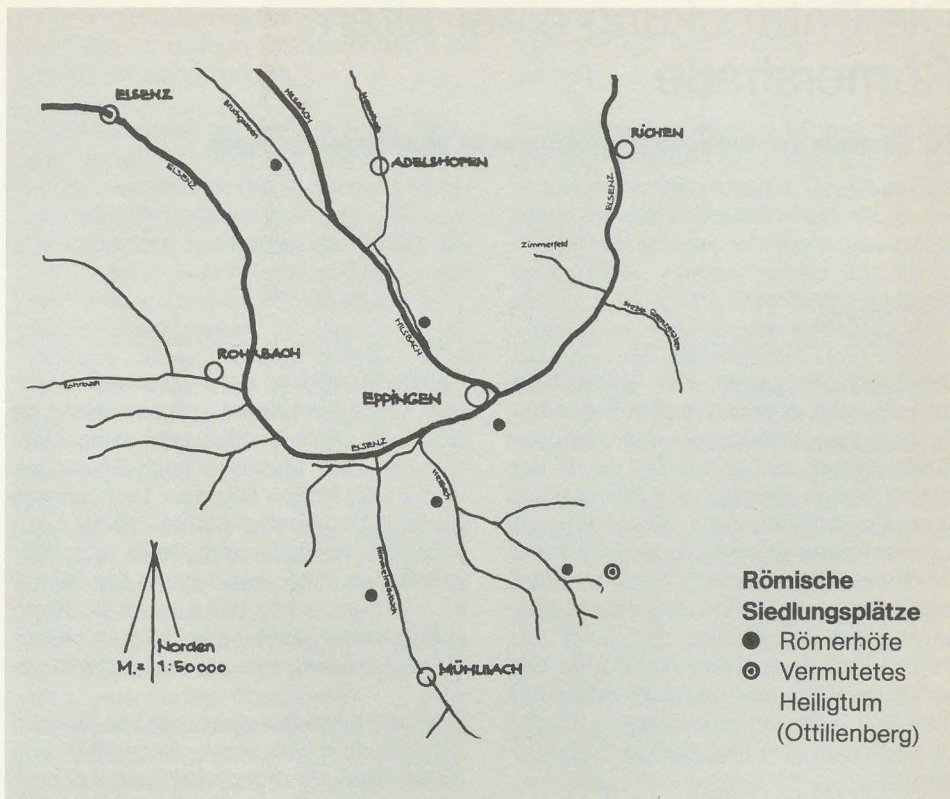
Zur gleichen Siedlungsschicht sind die Hügelgräber auf dem „**Kopfrain**“ zu rechnen. Außer diesen bekannten Gräbern gibt es noch etwa 20 von mir entdeckte Hügel im Eppinger Wald. Ob diese alle der gleichen Epoche entstammen, ist noch nicht eindeutig geklärt. Einen beim Wegbau angeschnittenen Grabhügel auf dem **Hornbuckel** untersuchte ich vor Jahren und stellte dabei eine Brandbestattung fest. Die Gräber auf dem Kopfrain enthalten dagegen Körperbestattungen.



4. Römerzeit

Bei Funden aus geschichtlicher Zeit ist dann die Bestimmung leichter. So kann man Römerscherben leicht erkennen, namentlich wenn es sich um Terra Sigillata handelt. So entdeckte ich vor Jahren einen Römerhof im „Riselberg“. Dachziegel, einer davon mit einem Stempel, Scherben der verschiedensten Gefäße von über 3 cm Stärke in unterschiedlichen Farben wie grau, gelb, ziegelrot, schwarz, dazu Bruchstücke winziger, hauchdünner Terra-Sigillata-Tiegelchen lagen zerstreut auf dem Feld. Bei späteren Suchgängen stieß ich dann neben den bereits beschriebenen Scherben auf ein Stückchen Putz mit imitierten Fugen und auf eine bronzene Nähnadel. Beim Absuchen der Mühlbacher Bandkeramikersiedlung im **Lenzenfeld** beobachtete ich ebenfalls ausge-

pflügte römische Ziegelstücke und Bauschutt, so daß dort auch eine Villa rustica zu vermuten ist, ebenso im **Krumland** auf demselben Acker, auf welchem eine Rössener Siedlung festgestellt wurde. Ein Landwirtschaftsmeister machte mich auf seinem Acker unterhalb dem **Hungerberg** auf zerstreutliegenden Bauschutt aufmerksam. Auch das muß mit großer Wahrscheinlichkeit ein römischer Gutshof gewesen sein. Die Zukunft wird zeigen, ob der **Ottilienberg** nicht doch zur Römerzeit eine größere Bedeutung als Kultstätte hatte als bisher angenommen wurde¹. Eine römische Ziegelscherbe wurde 1979 von einem Heidelberger Touristen gefunden, die von Dr. He kemes eindeutig als römisch identifiziert worden ist. Außerdem wird von einem Münzfund um 1800 berichtet².



5. Mittelalter

Bei der Anlage von Tiefgräbern kamen dann in etwa 2 m Tiefe im **Eppinger Friedhof** mittelalterliche Scherben, Feuerstellen und Knochen zutage. Brandschutt findet man im Untergrund häufig. In einem Grab fand ich auch eine drei Steine hohe Mauer.

Diese Siedlungsspuren und Gegenstände haben große Ähnlichkeit mit den Funden bei der Ausgrabung der **Wüstung Zimmern** auf Stebbacher Feld. Auf Äckern zerstreute mittelalterliche Scherben und Bauschutt kann man auch im „**Bränling**“ beobachten.

Da man aus Urkunden weiß, daß in der Nähe Eppingens noch die Wüstung Witegawenhusen liegen muß³, kann die Zukunft noch manche archäologische Überraschung bringen.

Anmerkungen:

- ¹ Merian/Zeiler sprechen von einem Saturn-Tempel, der auf dem Ottlienberg in römischer Zeit gestanden habe. Vgl. E. Kiehle, Eppingen bei Merian und anderen alten Darstellungen, in: Rund um den Ottlienberg, Bd. 1, S. 86, wo der Text abgedruckt ist.
- ² Pfarrer Nikolaus Müller in seiner handschriftlich überlieferten Ortschronik von Mühlbach (GLA Karlsruhe). Die Münzen selbst sind nicht mehr auffindbar.
- ³ Vgl. Franz Gehrig, Vom Königshof zur staufrischen Reichsstadt, in: Rund um den Ottlienberg, Bd. 1, S. 53 f.

Die Entdeckung einer alten Römerstraße

Zur Situation der römischen Forschungen im Stadtgebiet Eppingen

Karl Dettling

Die Entdeckung einer aller Wahrscheinlichkeit nach römischen Straßenverbindung in den Waldungen des südlichen Stadtgebietes ist nur ein Teil der in den letzten Jahren gewonnenen Erkenntnisse über Besiedelung und Durchdringung unserer Heimatgemarkung zur Römerzeit. Ob dieses Bild jemals vollständig sein wird, muß bezweifelt werden. Erste Lichter erhellen jedoch das Dunkel, das bisher über diesem Teil unserer geschichtlichen Vergangenheit lag. Der nachfolgende kurze Überblick versucht anzudeuten, welche Dimensionen sich hier abzeichnen beginnen.

Wer zu Beginn des Jahres 1981 dem Verfasser dieser Zeilen vorausgesagt hätte, er würde im nächsten Jahr eine alte befestigte Straße in der unmittelbaren Nähe seines Wohnsitzes auffinden, hätte dafür nur ein ungläubiges Lächeln geerntet. Zu lange konnte im Kraichgau nichts mehr derartiges Neues nachgewiesen werden, ja frühere Vermutungen wurden immer zweifelhafter. Resigniert wäre die Antwort vor knapp zwei Jahren ein glattes Nein gewesen mit der Begründung: „Hier findet sich ja doch nichts mehr!“. Zu lange war allgemein eben nur in Büchern geblättert worden, die zwar kluge Vermutungen äußerten, aber nicht auf Ergebnissen der unumgänglichen Feldarbeit fußen.

Niederschmetternd zeigt sich das Bild für den im einschlägigen Schrifttum Suchenden, sobald er Hinweise auf den Eppinger Raum verfolgt. Weiße Flecken überall verzeichnet der „Historische Atlas für Baden-

Württemberg“¹ anstelle konkreter Angaben. Keine Spur findet sich von der so oft beschworenen Straßenverbindung vom Rheintal über Eppingen nach Böckingen in der von Philipp Filtzinger bearbeiteten Karte III,3 aus dem Jahre 1978. Auch Friedrich Hertlein und Peter Goessler zeichneten in der ihrem Werk „Die Römer in Württemberg“² beigegebenen Karte lediglich eine gestrichelte Linie ein, hielten diese also nur für eine „vermutete“ Strecke.

Auch die Karte III, 4 des bereits erwähnten „Historischen Atlases“, bearbeitet von Dieter Plank (Stuttgart) 1979, zeigt nur ein winziges Kreuzchen für einen Einzelfund, der nach des Autors Kenntnissen in Eppingen gesichert ist. Bei so magerer Ausbeute an Bodenfunden, kann nach Ansicht der meisten namhaften Forscher niemand an eine naheliegende Straßenverbindung denken.

Sicher sind dies gewichtige Ansichten, die durch vielfältige Erfahrungen abgesichert erscheinen und keineswegs abgetan werden können. Nehmen wir nur die brillante Beweisführung, die einer der Größen der Römerforschung in unserem Lande, Rolf Nierhaus³, gegen die immer wieder behaupteten „römischen Straßenverbindungen im Schwarzwald“ vorbringt. Die Lektüre seiner Ausführungen zwingt auch den kühnsten Optimisten zu vorsichtiger Haltung, sind dies doch für den Leser überzeugende Argumente, die aus der reichen Erfahrung eines erfüllten Gelehrtenlebens erwachsen sind. Aber sind sie auch unumstößliche Dogmen? Kaum, denn in

jeder Gegend unseres an archäologischen Schätzen so reichen Landes finden sich andere Voraussetzungen.

Zurückhaltender hat sich da Ernst Fabricius⁴ schon vor fast 80 Jahren ausgedrückt, nachdem er die Verbindung Wiesloch-Wimpfen beschrieben hat: „Die südlich folgenden Neckarkastelle Böckingen und Walheim waren wohl einfach durch Seitenstraßen an die Linie Stettfeld-Cannstatt angeschlossen . . .“ Die Karte, die Fabricius seinem Werke beigab, weist dann aber doch eine Straßenverbindung Stettfeld-Böckingen über Eppingen aus, deren Linienführung weitgehend sicher auch richtig ist.

Leider hat die oft zitierte Hauptstraße zwischen Stettfeld und Cannstatt auf der bereits erwähnten Karte III, 3 von Filtzinger einen für uns bedeutsamen Schönheitsfehler. Denn ausgerechnet zwischen dem Kraichbach und der mittleren Enz ist statt einer gesicherten Straßenführung eine gestrichelte Linie eingezeichnet, womit die vorhandene Ungewißheit angedeutet werden soll. Trotzdem gehört Filtzinger offenbar zu den „Gläubigen“, denn in dem von ihm herausgegebenen Standardwerk „Die Römer in Baden-Württemberg“⁵ finden wir auf der Straßenkarte (S. 148) unsere Verbindung zwischen der Hauptstraße im Westen und Böckingen eingezeichnet.

Ohne Erwähnung blieb lediglich die Strecke über den Heuchelberg, die bei aller Vorsicht doch römischen Ursprungs zu sein scheint. Leopold Feigenbutz⁶ kam allein der Wahrheit am nächsten, wenn sich auch seine Vermutungen allzu sehr auf später entstandene Wegverbindungen konzentrierten. So nimmt er den gesamten Plattenweg als Fortsetzung der Römerstraße bis Ochsenburg an, was sich nicht bestätigte. Der Durchbruch des Passes in Richtung Ochsenburg-Zaberfeld ist wohl erst im ausgehenden Mittelalter erfolgt. Römische Straßenverbindungen waren weitreichende Überlandstraßen, die militärstrategischen Zwecken dienten und zivile Niederlassungen nicht zu beachten

hatten. Die Ansiedlungen richteten sich naher nach den Straßen und nicht umgekehrt.

Die notwendige Klarheit können nur weitere Bodenfunde und Fortschritte in der Straßenforschung bringen. Dank der Feldarbeit Manfred Pfefferles hat die archäologische Karte des Stadtgebietes zu den zahlreichen vorgeschichtlichen Fundstellen auch einige römische Farbtupfer bekommen. Bei näheren, allerdings kostspieligen und langwierigen Untersuchungen würden sich sicher manche Überraschungen ergeben. So aber sind wir zunächst auf Oberflächenfunde angewiesen, und diese sind bereits beachtlich. Schürfungen oder gar Grabungen sind mühevoll und zeitraubend und erfordern sorgfältiges und fachgerechtes Vorgehen.

Wie sehr es auf solche Behutsamkeit ankommt, haben die Arbeiten an der jetzt gefundenen Straße über den Heuchelberg bewiesen. Angeregt vor allem durch die Beschreibungen und Karten Friedrich Hertleins und Oskar Parets, aber auch die so selbstverständlich klingenden Beschreibungen Fritz Fezers im „Topographischen Atlas für Baden-Württemberg“⁷ und nicht zuletzt durch die Hinweise aus der „Hirschhorner Urkunde“, über die der Verfasser an anderer Stelle in diesem Band eingehend berichtet, begannen sich die Untersuchungen immer mehr auf vermutete römische Straßenverbindungen in unserer Gegend zu konzentrieren. Die Nachforschungen blieben den Eppinger Forstleuten nicht verborgen, und so war es letztlich der Hinweis, den Revierleiter Herbert Willert gab, der im Stadtwald auf Gemarkung Kleingartach zum ersten Erfolg führte.

Hier war eine Vielzahl von Dammbildungen zu beobachten, deren Herkunft nicht natürlich sein konnte. Im Mittelpunkt der Suche stand der vermutete Verlauf der Straße Pforzheim-Böckingen, die im Bereich der sogenannten „Hohen Straße“ den Michlbacher Talkessel umgehen sollte. Die Untersuchungen am 17. Juni 1982 in

Gegenwart von Oberforstrat Haug und den Revierleitern Binder und Willert sowie des Mitgliedes des Arbeitskreises Dokumentation im Heimatverein Mühlbach Hermann Wirth, führten schließlich zum überraschenden Erfolg. Der sorgfältigen Arbeit Hermann Wirths, der geduldig Stein für Stein säuberte, war es schließlich zu verdanken, daß letztlich das ganze, vier Meter breite, künstlich geformte Straßenbild in seiner Oberfläche sichtbar wurde. Sofort wurde die Trasse in östlicher Richtung auf etwa 500 Meter Länge verfolgt und festgestellt. Den Verlauf nach Nordwesten behielt diese schnurgerade bei und zog durch die Abteilungen 24, 25 und 26 des Eppinger Stadtwaldes in Richtung Mühlbach. Das war zunächst eine Überraschung, denn man wollte ja die Verbindung nach Pforzheim finden, aber dann kam auch blitzartig die Erkenntnis und die Erinnerung an die überlieferten Erzählungen der alten Mühlbacher, der Plattenweg sei eine Römerstraße gewesen. Die Richtung der Straße führte schließlich zu der sogenannten „steinernen Höhle“ (für „Hohle“), und hier hatten die Sucher nochmals Glück. An der wohl günstigsten Stelle des Hohlweges fand sich eine wiederum vier Meter breite Plattenlage, die nicht durch eine spätere Wegumleitung verschüttet war.

Es ist heute noch verfrüht, endgültige Schlüsse über den bedeutsamen Fund zu ziehen. Dazu werden noch viele Arbeiten erforderlich sein. Von Anfang an wurde der örtliche Denkmalpfleger Edmund Kiehle beigezogen. Inzwischen wurden auch die Fundstellen vom Amt für Denkmalpflege begutachtet, wobei der zuständige Archäologe Dr. Biel weitere Vorschläge für die notwendigen Untersuchungen machte, an denen er sich zumindest zeitweise selbst beteiligen wird. Als vorläufige Zusammenfassung des Erkenntnisstandes soll folgendes genügen:

1. Die gefundene alte Straßen-trasse ist mit höchster Wahrscheinlichkeit eine römische Straße, die aus nordwestlicher in südöstlicher Richtung über den Heu-

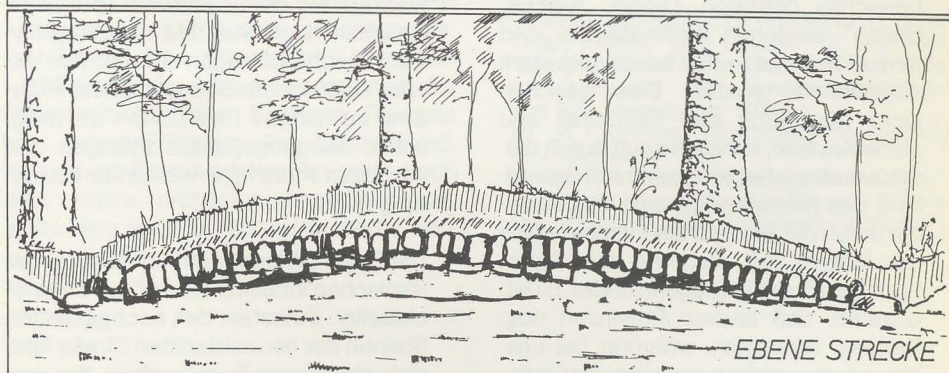
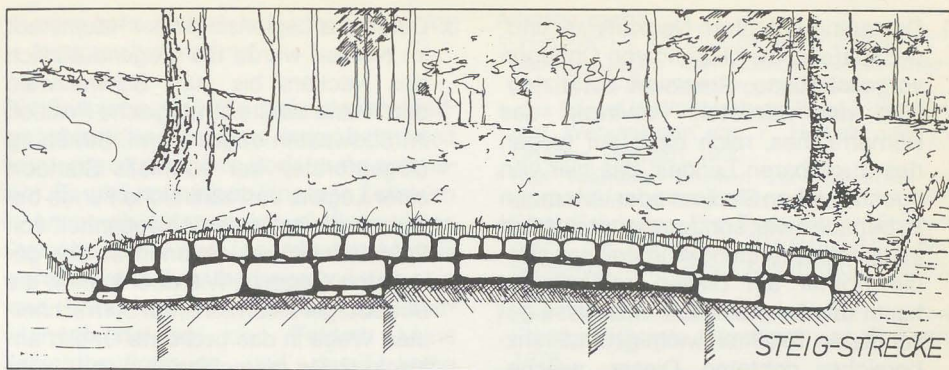
chelberg hinwegzieht und meist schnurgerade unter Ausnutzung aller günstigen topographischen Gegebenheiten des Geländes verläuft, wobei sie auf einer Länge von ca. 5 Kilometer im Stadtwald fast lückenlos festgestellt werden kann.

2. Die Ausbaubreite entspricht dem üblichen römischen Maß von 13 römischen Fuß = 3,90 Meter⁶. Der Straßendamm ist nach außen gewölbt und auf beiden Seiten durch einen Straßengraben eingegrenzt, der stellenweise gut sichtbar ist.

3. Auf den eben gelegenen Strecken findet sich in etwa 15 bis 30 cm Tiefe unter dem Waldboden eine Sandsteinstückung von etwa 15 cm Stärke auf der ganzen Breite. Diese Stückung ist durch eine etwa 10 cm starke, hellgelbe (kalkhaltige und wasserdurchlässige) Schicht reinen Lösses abgedeckt. Dieser stammt wohl aus den vielen Gruben, die auf der Hochfläche des Eppinger Hardtwaldes links und rechts der gefundenen Straße zu finden sind. (Im Volksmund werden sie Mergelgruben genannt).

4. Die Steilstrecke zwischen Platten- und Richtweg ist gekennzeichnet durch einen starken Sandsteinplatten-Unterbau. Auf dieser „platten“ Ebene findet sich ebenfalls eine ca. 15 cm starke Stückung aus Sandsteinbrocken, die in eine tonige Lehmschicht (Letten) eingebettet ist. Diese Schicht ist regelrecht aufgeklebt. Darüber liegt eine besonders starke Streuung aus sehr sandigem Lößmaterial, durchsetzt mit Brauneisensteinbrocken, Quarzen und Resten von Stubensandstein. Die Strecke ist weitgehend durch spätere Wegveränderungen verschüttet, aber in kleinen Teilen noch in voller Breite erschließbar.

5. Eine mögliche Fortsetzung ist wahrscheinlich über den Platten- und Binsbachweg in Richtung Rohrbach gegeben (siehe Karte auf Seite 55). Im Süd-



Querschnitte der gefundenen Straße

Zeichnung: Günter Reimold

westen tritt der Straßendamm in der Nähe des Kleingartacher Kirschenhofes aus dem Wald aus und verschwindet allerdings hier auf den angrenzenden Ackerflächen. Jedenfalls trafe die Straßenführung unter Beibehaltung der bisherigen Richtung auf die hier am Hof verlaufende Heerstraße, die sowohl in das untere Zabergäu als auch mit einer dort befindlichen Abzweigung gegen Böckingen über den Heuchelberg führt.

- Die verwendeten Steine sind einheimisches Sandsteinmaterial, was den Schluß nahe legt, daß die Erbauer der Straße nicht nur die Urheber der vielen Mergelgruben, sondern auch die Begründer der Steinbrüche in Mühlbach und in der Umgebung sind.

Obwohl die Straßenüberreste nur wenig unter der Oberfläche des Waldes begraben liegen, war bisher nichts über das Vorhandensein eines solchen Weges überliefert. Bäume wachsen auf der Linie

ohne Beeinträchtigung. Der Verlauf ist manchmal gekennzeichnet durch umherliegende Sticksteine, die immer eine einheitliche Größe aufweisen. Aber keine Veröffentlichung über das römische Verkehrsnetz im sogenannten Dekumatland hat ihre Existenz angenommen.

Der alte Grundsatz der Archäologen: „So wenig wie möglich glauben und so viel wie möglich sehen“ sollte auch für die Nachforschungen nach der Verbindung Eppingen-Böckingen gelten. Dabei darf man sicher sein, daß durch die neue Straßenentdeckung hier neue Gesichtspunkte auftauchen werden. Leider fehlen auf der Gemarkung Rohrbach Anzeichen, die auf römische Fundstellen schließen lassen, bisher vollständig, was die Suche nicht gerade erleichtern wird.

Der Versuch einer Zusammenfassung regionaler Gesichtspunkte der Römerforschung, die auch für den südlichen Kraichgau um Eppingen beachtenswert sind, soll diese Betrachtung beschließen.

1. Der zuerst errichtete Neckarlimes und der später in die Gegend von Öhringen vorgeschobene Grenzwall schützten eine der reichsten Provinzen des Römerreiches, reich nicht nur wegen des fruchtbaren Landes, das hier von irgendwelchen Siedlern oder Veteranen zu bebauen war, sondern hauptsächlich infolge des brennenden Interesses, das die Römer auf diesen gefährdeten, kaum durch natürliche Hindernisse geschützten Teil ihres wichtigsten Grenzbereiches richteten. Dieser „weiche Bauch“ zwischen Schwarzwald und dem Odenwald mußte besonders stark abgesichert werden. Dies geschah nicht nur durch den Grenzwall und seine Kastelle, sondern auch durch die systematisch betriebene dichte Besiedlung des Hinterlandes, eine Tatsache, die durch die zahlreichen Fundhinweise der letzten Zeit auch für den Raum Eppingen ihre Bestätigung findet. Es ist bekannt, daß andere Provinzen des Reiches verarmten, während bei uns eine relativ wohlhabende Provinz Obergermanien (*Germania Superior*) zu gleicher Zeit entstand.
2. Die strategische Sicherung gegen die latente militärische Bedrohung der rechtsrheinischen Gebiete läßt sich am besten an dem gut ausgebauten und relativ dichten Fernstraßennetz erkennen. Primärer Ausgangspunkt aller Verbindungen, die für das Neckarhügelland eine Rolle spielten, war die Provinzhauptstadt Mainz (*Mogontiacum*), der Sitz des römischen Statthalters. Auf diesem Straßennetz ließen sich schnelle Truppenbewegungen an gefährdete Grenzpunkte durchführen, aber auch die Beamten und Steuerheber des Statthalters benutzten es. Das heutige Stettfeld war der Straßenknotenpunkt, der für unser Gebiet wohl die wichtigste verkehrsmäßige Bedeutung hatte. Alle im Kraichgau gefundenen oder vermuteten Römerstraßen verlaufen in ihrer Hauptrichtung von Nordwesten nach Südosten, womit der Ausgangspunkt Mainz deutlich erkennbar wird.
3. Durch das Legionslager der Hauptstadt im Norden wurde die Gegend südlich des Neckars bis zum Schwarzwald durch eine zweite strategische Position im Südwesten abgesichert. Straßburg (*Argentorate*) war ebenfalls Standort einer Legion, und zahlreiche Funde beweisen die zeitweise Anwesenheit von Soldaten beider Legionen in der genannten Gegend. Wie aber kamen die Straßburger im Ernstfall auf dem schnellsten Wege in das bedrohte Gebiet am Neckar? Sie marschierten sicher nicht zunächst nach Stettfeld um beispielsweise nach Böckingen zu kommen. Wo aber sind die Straßen aus dieser Richtung zu finden? Hier sollten die möglichen Ausgangspunkte Ettlingen und vor allem Pforzheim verstärkte Beachtung finden.
4. Die Frage „Was war unmittelbar vor der römischen Inbesitznahme?“ wird immer aktueller. Zwischen den hochgestellten Steinen der neuentdeckten Straße fand sich ein grauer Tonscherben, der von einem mitgeführten Gefäß des Straßenbautrupps herrühren könnte. Er gleicht genau einzelnen Fundstücken des vermuteten Römerhofes im Gewann „Längenfeld“ der Gemarkung Mühlbach. Die hier gemachten Funde sind aber deshalb etwas verwirrend, da neben unverkennbar römischen Resten zahlreiche Hinweise auf Bewohner der ausgehenden Steinzeit ans Tageslicht gepflegt werden. Wurden bei uns vorhandene bodenständige Siedlungen romanisiert? Es sieht nicht so aus, als ob die Vorbesitzer der Hofstelle zu den „armen Leuten“ aus Gallien gehörten, von denen Tacitus als Besiedler redet (*Germania*, Kap. XXIX). Möglichkeiten gibt es genügend, von Resten keltischer Bewohner bis zu den sogenannten „Neckarsueben“, die auch in der „*Civitas Alisinensium*“ um Wimpfen herum vermutet werden. Jedenfalls sollte der gefundene Scherbenhaufen näher untersucht werden, wobei das jüngst gefundene Stück durchaus eine andere unbedeutendere Herkunft haben kann.

oder ganz einfach von römischem Alltagsgeschirr stammt.

Die Tatsache, daß die gefundenen Siedlungshinweise hier etwas knapp behandelt wurden, soll nicht ihre Bedeutung schmälern. Es wird noch einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen, bis all diese vielen Steinchen zu einem geordneten Mosaik werden, wenn dies überhaupt möglich sein wird. Denn leider ermöglichen die Oberflächenfunde auf den Feldern keine Schichtbestimmung und damit keine Altersermittlung. Trotzdem, der Anfang berechtigt zu der Hoffnung, daß wir einen wichtigen und bedeutsamen Abschnitt der Frühgeschichte des Eppinger Raumes bald genauer kennen. Der Straßenfund, in Art und Zustandekommen wohl doch eine kleine archäologische Sensation, sollte eine weitere Anregung hierzu sein.

Anmerkungen:

- ¹ „Historischer Atlas für Baden-Württemberg“, herausgegeben vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Stuttgart.
- ² „Die Römer in Württemberg, Band II: Straßen und Wehranlagen“, von F. Hertlein und P. Goeßler, Stuttgart, 1930.
- ³ Rolf Nierhaus, Studien zur Römerzeit in Gallien, Germanien und Hispanien“, Bühl 1977.
- ⁴ Ernst Fabricius, „Die Besitznahme Badens durch die Römer“, in Neujahrsblätter der badischen Historischen Kommission, Folge 8, Heidelberg 1905.
- ⁵ „Die Römer in Baden-Württemberg“, hrg. von Filtzinger, Planck, Cämmerer u.a., Stuttgart 1976.
- ⁶ Leopold Feigenbutz „Der Kraichgau und seine Orte“, Bretten 1878 (Seiten 116 und 356).
- ⁷ Topographischer Atlas Baden-Württemberg, herausgegeben vom Landesvermessungsamt BW., Neumünster 1979.
Nr. 54 Fritz Fezer, „Elsenzgau, Heuchelberg und Stromberg“.
Nr. 55 Fritz Fezer, „Das östliche Zabergäu“.
- ⁸ Pleticha/Schönberger, „Die Römer“, Gütersloh 1977 (Seite 435 „Die öffentliche Straße“).

Kraichgau-Sommer

(Irma Guggolz)

Heute von Heimathöhen
schauen das Sommerland!
Heute durch Felder gehen,
flammender Mohn am Rand.

Ferner zwischen Hügelsschwingen
Dörfer im Ziegelrot,
Kornduft und Lerchensingen,
Bläue mit Wolkenboot.

Land der sanften Gebärde,
draußen fast unbekannt.
Reich gesegnete Erde:
Kraichgauer Hügelland!

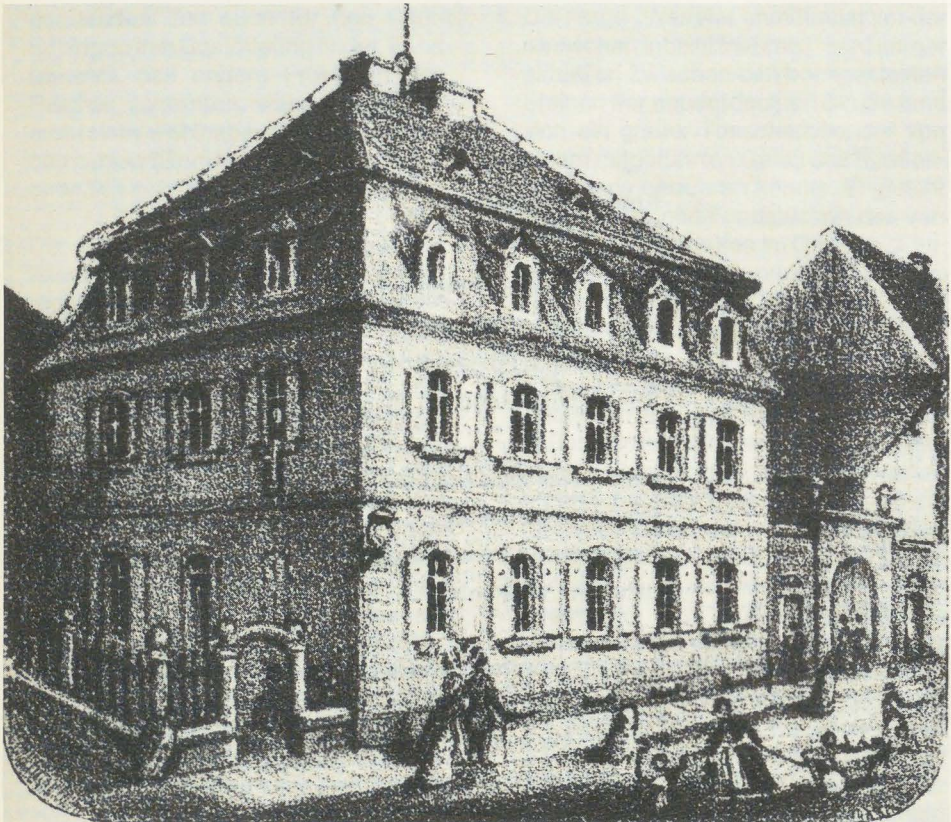
Die Ämter der Stadt Eppingen und ihre Inhaber

Franz Gehrig

1. Das Schultheißenamt und die Liste der Schultheißen.

An der Spitze der Gemeinde und der Stadtverwaltung stand der Schultheiß. Er amtierte als Vertreter der Landesherrschaft und wurde von derselben ernannt. Er ver-

kündete die landesherrlichen Verordnungen und überwachte deren Durchführung. Er hatte die Aufsicht über die Amtsführung der zwei Bürgermeister, des Stadtschreibers, des Büttels und aller mit einem städtischen Amt Beauftragten. Insbesondere hatte der Schultheiß den Vorsitz im



Sog. Amtshaus, erbaut von Stadtschultheiß Erckenbrecht in der Brettener Straße
(Lithographie von Lohmüller 1854)

Stadtgericht. Sehr oft stammte er von auswärts. Mitunter war in Eppingen der Schultheiß zugleich Kollektor; als solcher hatte er die Einkünfte der Churpfälzischen Geistlichen Güterverwaltung aus den ehemaligen kirchlichen Pfründen einzuziehen. Durch dieses Amt konnte er sein Einkommen aufbessern. Vor dem 30 jährigen Krieg war der Schultheiß mitunter als „reißiger Knecht“ verpflichtet; er mußte mit seinem Kriegspferd manchen Dienst im Auftrag des Amtmannes (Faut) und

Amtsschultheißen in Bretten verrichten, konnte zu Geleitsdienst und zur Beitreibung herrschaftlicher Abgaben in der Umgebung eingesetzt werden. Im Jahr 1530 hatte er „freien Sitz“, d. h. eine freie Dienstwohnung, vielleicht in der heutigen „alten Universität“ oder in der heutigen „Ratschänke“, bis die Stadt diese beiden Gebäude im Jahre 1749 verkaufte. Die Ernennungsurkunde des Jahres 1530 kann einiges dieser Rechte und Pflichten veranschaulichen:

*Wir Ludwig (Pfalzgraf und Kurfürst) bekennen, daß wir unsern lieben getreuen **Wolff Beckern genant Daub** zu unserm schultheißen und reissigen knecht gein Eppingen und mit einem reissigen pferdt von hauß us zu allem und jeglichem unserem geschefften geprauchten werden und sonderlich im Amt Brethen, so lang er unser schultheiß zu Eppingen ist, off unser jeder zeit daselbs habend faut und schultheiß (Amtschultheiß zu Bretten!) zu gewarten, und zu diesem biß uff widerruf uffnemen, auch daselb schultheißnamt getreulich nach seinem besten vermogen außzurichten bevohlen haben. Thun das hiemit in krafft diß brieffs, also daß er ein gemeiner schultheiß, richter und teydinge (Sachwalter, Beurkunder) sei gegen den armen als dem reichen, frembden als heimbschen (Einheimischen) und einem jeden zu recht und billigkeit behülflich sei, auch darinnen keinen sonder vorteil suche weder umb gunst, haß, schenck (Geschenke) oder icht anderes thun, so das recht verhindern macht; er soll auch kein geschenk nemen oder seinetwegen nemen lassen von sachen wegen, die sich vor einem schultheißen zu handeln geburen ußerhalb eine hune (Huhn), ein gans oder ein maß weins, die mag er nemen, ob ihm ungeverlich geschenkt werden, und nit daruber. Darzu soll er unser oberherrlichkeit, soviel einem schultheißen zustet, by alten herkhomen, rechten und gewohnheiten treulich handhaben nach seinem besten vermögen, und wo er icht (etwas) zu thun nit vermocht, soll er daselb jeder zeit an unsern faut zu Bretheim bringen, ihm darinne beholfen zu sein, wo aber das nit verfinde, an Uns gelangen lassen. und umb solchen seinen dienst sollen wir ihm jedes jars, heut dato angefangen, reichen lassen durch unsern schultheißen zu Bretten **zweintzig gulden, sechs malter korns, funfundzweintzig malter haberns** und von hoff ein **sommercleidt**, wie wir ander seins gleichen kleiden. Uns so er uff unser erfordern (Befehl) und zu dinst khommen wurd, soll er von Uns haben futter und male, wie ander seins gleichen gehalten werden. Er soll auch zu Eppingen ein **freyen sietz** haben in maßen wie andere schultheißen vor ihm des endts gehapt. Dergleichen sollen ihm auch die **kleinen frevell** das erst jar bis uff widerrufen werden und gevolgen, die er doch unterschiedlichen uffzeichnen soll. Wir sollen ihm auch fur redlichen reissigen schaden steen und, wo er den in unserm dienst neme, bekeren (=umkehren, entschädigen) nach unsers hof geprauch; als wir uns dessen aber mit ihme nit vereinen mochten, soll das zuerkenntnis unser hofmeisters, marschalks oder hauptmanns, under dem er solchen schaden empfangen het, gestellt werden und dabey bleiben. Heruf hat er uns gelobt und einen eidt zu gott geschworen, Uns getreu und holt zu sein, Unserm schaden zu warnen und treulich zu dienen, wie ihme zustet. Zu urkunt versiegelt mit unserm zu ruck uffdrucktem Secret. Datum Germersheim uff den heiligen christtag anno funffzehen hundert dreißig. — GLA Kopialbuch 923.S.312.*

Wenn ein neuer Schultheiß eingesetzt werden mußte, fertigte die Regierungskanzlei die neue Ernennungsurkunde ziemlich genau nach der des früheren Schultheißen. Der am 10. Oktober 1649 ernannte Schultheiß erhielt jährlich 10 Gul-

den und zwei Malter Korn mehr, aber dafür wird nichts von einem Sommerkleid und vom freien Wohnsitz gesagt. Er hat zusätzlich über die reformierte Kirchenordnung zu wachen. Diese Urkunde liegt im Stadtarchiv :

*Wir Carl Ludwig von Gottes gnaden Pfaltzgraff bey Rhein, deß Heiligen Römischen Reichs Ertztruchsäß und Churfürst, Herzog in Bayern, bekennen und thun kundt offenbar mit diesem brieff daß wir unßern lieben getreuen **Georg Ziegler Magister** zu unßerm Schultheißen nacher Eppingen mit **einem reißigen Pferd** wohlgerüst, zu allen und jeglichen unßern geschäftten wir ihn gebrauchen, und sonderlichen in dem Ambt Brettheim, so lang er unßer Schultheiß zu Eppingen ist, uff unßer jeder zeit daselbsten habenden Fauth und Schultheißen zu gewarten und zu dienen, biß uff widerrufen auffnehmen . . . daß er zuzorderst unßere Christliche-, Polizey-, Ehe-, Kirchen-, Hochzeit- und andere Ordnung fleißig treibe und handhabe, die verbrecher mit gebührender straf ansehe, auch er und alle die seinigen sich derselben gemäß verhalte und anderen mit gutem Exempel vorgehe, und dann fürter ein gemeiner Schultheiß, Richter und Theidinger sein soll gegen den armen als den reichen . . . durch unsern Schultheißen zu Brettheim ihm geben lassen **dreyßig gülden acht malter Korn, zwanzig fund malter haber**. Er soll auch die **kleinen Frevel** daselbsten haben inmaßen wie andere Schultheißen vor ihm. Datum Heidelberg den 10. Octobris anno 1649.*

Den genau gleichen Wortlaut finden wir in der Bestallungsurkunde vom 22. Feb. 1673 für **Johann Jacob Lumpert**. Wie schon 140 Jahre zuvor darf er als Geschenk ein Huhn, eine Gans oder ein Maß Wein annehmen; nur bei der Besoldung kommt ein Zusatz: „Er soll auch haben ein **Morgen Wiesen und zwey Morgen Ackher uffm Rodt gelegen**, welche vermög des Ampts Brettheim Beschreibung de anno 1600, auch vermög eingezogenen Berichts ein Schultheiß zu genießen hat.“ (Stadtarchiv)

Was unter „kleinen Freveln“ zu verstehen ist, bringt das Stadtrecht des Jahres 1540: „Ein klein frevell als zuckhen, ein gewehr greiffen, freventlich geben trocken streich; welcher zuckt, gibt die frevel, thut 4 Schilling Heller, gehört meinem gnädigsten herrn zu (dem Kurfürst!), hat bisher ein Schultheiß zu Eppingen aus gnaden ingenommen.“ Wenn beim „Zucken“ und Schlagen Blut floß, gehörte dieser größere

Frevel dem Kurfürsten, auch wenn Frauen einander schlugen. Wenn einer sein Ehefrau auf der Gasse schlägt, so überläßt der Kurfürst die 3 Pfund Heller Strafe ebenfalls aus Gnaden dem Schultheißen. Von einem Auswärtigen, der in Eppingen als Bürger aufgenommen wurde, erhielt der Schultheiß damals 2 Schilling.

Die **Liste der Schultheißen** konnte aus den Urkunden und Akten des Generalandesarchivs mit einiger Mühe noch verhältnismäßig lückenlos erarbeitet werden, über die Laufbahn dieser kurpfälzischen Beamten war manches aus den „Kurpfälz. Dienerbüchern“ in ZGO NF 55 und den dort zitierten Kopialbüchern zu erfahren: 1316 **Hartlieb**, Schultheiß zu Eppingen, Schwiegersohn des Heinrich Herterich von Bruchsal ist Bürge (1200 Jahre Zeutern, S. 38)

1334 **Heinrich Norsch** bei der Stiftung der Frühmesse (Stadtarchiv; vgl. Wirth S. 2) 1365 **Cuntz von Nypperg**, schulthaizse zu Eppingen (Krieger, S. 524)

1408 **Heinricus genannt Norsche**; ihm wurde das Schultheißenamt vom Dechant und Kapitel des Domstiftes Speyer verliehen. (GLA Kopialbuch 449)

1414 Schultheiß **Hans Junge** stiftet den Marien- und Allerheiligenaltar (Stadtarchiv; Wirth, S. 4, schreibt irrig 1416)

1418 **Hans Jung** der alt Schultheiß (bei der Stiftung der Leonhardspfründe; Wirth, S. 11, schreibt irrig 1414; Stadtarchiv und 1417 Kath. Pfarrarchiv)

1418 Schultheiß **Wilhelm Rücker** selig (ebenda irrig „Rücher“)

1473 **Hans Flade** (Ältestes Lehenbuch Öttingen 1028)

1512 März 8; **Michell Storr** (bei der Hartmanni-Stiftung)

1513 **Fritz Becker**, schultis (GLA 43/10; und Wirth, S. 5)

1525 Mai; Schultheiß **Peter Erbermann** öffnet den Bauern das Stadttor (Zeitungsartikel von Eugen Singer, in: Volksgemeinschaft Heidelberg)

1525 Juli; **Christof Wegwart**, Schultheiß zu Eppingen (Urkundenbuch der Stadt Heilbronn IV, S. 206;

1530 **Wolf Becker** genannt Daub (Ernennungsurkunde siehe oben!) auch 1540 und 1544 (Lagerbuch)

1552 **Heinrich Rudlanth** (Stadtarchiv U 66)

1571, 1586 **Leonhard Ritter**; lebt noch 1598 als „alter Schultheiß“ (GLA 67/465, S. 141)

1589, am 19. Juli, **Peter Manum** ernannt. (Kopialbuch 928, 28 v)

1595 **Hans Benedikt Nothaft**; von Steinfurth stammend; 7. September ernannt. (Kopialbuch 860, 177 v)

1603 **Jörg Höler** (Stadtarchiv Gerichtsprotokoll 1603)

1605, am 25. April **Hans Erbermann** als „Schultheiß mit einem reißigen Pferd von Haus aus“ ernannt; er war 1572 Amtsknecht im Amt Bretten mit Sitz in Eppingen geworden, seit 1585 Keller auf dem Dilsberg. Sohn des Eppinger Pfarrers Peter Erbermann, der bis Spätjahr 1556 Pfarrer in Eppingen, dann in Heildelsheim war. (Kopialbuch 629, 107 v; Stadtarchiv)

1629, am 6. September, **Peter Neß** von Prußl, Schultheiß und Kollektor (GLA 61/6166 S. 20)

1630 **Heinrich Filtz**, Schultheiß und Kollektor (GLA 61/6166 S. 130)

1638, 1642 **Bernhard Lumpert** (Stadtarchiv Nachtrag 19); auch Kollektor; Amtsrechnung 1638 für ihn 8 Malter Korn, 25 Malter Hafer. Am 12. 1. 1649 wird ihm ein „Philipp Bernhard“ getauft.

1649, Oktober 10. **Georg Ziegler** ernannt. Er hatte den Magister-Titel, hatte also an der Universität studiert; 1642 war er Anwalt; er starb 28. Mai 1655 als Kollektor (nicht mehr Schultheiß).

1653-1665 **Johann Jakob Lumpert**; wurde am 2. 6. 1655 auch Kollektor; er wurde 1665-1667 Amtskeller in Hilsbach.

1666-1667 **Johannes Baptista Paravicini**; auch Kollektor. Wegzug 28. August 1667; im Brettener Jahrbuch 1964/65, S. 33, ist zu erfahren: geb. 9. 1. 1634 in Basel, wurde 1671 Magazinverwalter in Mannheim. Sein gleichnamiger Vater starb 1665 als Amtskeller in Hilsbach.

1667-1673 **Wilhelm Adam Reyger**, auch Kollektor; Abzug 4.4.1673. Schon seit 1671 Amtskeller in Hilsbach bis 1677.

1673 **Johann Jakob Lumpert**; auch Kollektor; wohl Sohn des obigen Johann Jakob Lumpert, der zwischen 1667 Amtskeller in Boxberg und 1672 Zollschreiber in Bacharach geworden war. Er hatte sich also nach Eppingen zurück gesehnt! Ernennungsurkunde vom 22. 2. 1673 im Stadtarchiv. Erstochen 29. 10. 1673 durch den Stadtschreiber Joh. Jörg Dieffenbacher, den er des Ehebruchs beschuldigt (Standesbuch)

1674-1678 **Johann Wilhelm Welcker**; ein Johannes Welcker ist 1632-1649 als Stadtschreiber in Sinsheim nachzuweisen. Er war in Eppingen auch Kollektor und starb hier 12. Sept. 1678.

1678-1683 **Abraham Dauphin**; auch Kollektor. Er wurde 19.4.1683 Amtskeller in Hilsbach.

1683-1690 **Georg Adam Heckel**, zugleich Kollektor. Zuvor seit 1667-1669 Keller in Neckarelz, 1677 Keller in Lohrbach; später als Raugräflicher Amtmann in Streichenberg 1695 nachweisbar, 1702 Kollektor in Minnenberg, 1705 gestorben in Neckarelz. 1691 **Johann Heinrich Petterkofer** am 24. Februar Taufpate. Aus dieser Kriegszeit

sind wenig Akten in Eppingen vorhanden. Die Schultheißenstelle blieb sogar einige Zeit unbesetzt, wie nachher gesagt wird. 1694–1708 **Johann Jakob Weigand**. Am 7. Okt. 1694 suchte er beim Kurfürst „umb die nun etliche Jahr vacant stehende Schultheißen Eppingen“ nach und betonte, daß er bei der Schultheißenerei Hilsbach und bei der Kellerei Streichenberg in die acht Jahre Dienst geleistet habe. Diese Bitte wurde ihm als „dem gewesenen Keller zu Streichenberg“ am 3. Nov. gewährt. Er starb 23. 6. 1708. Schon 1689 ist ihm als dem „Herrn Hauptmann und Ochsenwirt“ in Eppingen ein Söhnlein gestorben. Er hatte die Witwe des Ochsenwirts Gugenmus geheiratet. Er war verwandt mit dem Wimpfener Stadtschultheißen Nikolaus Weigand. Zwei Jahrhunderte blieb dieses lutherische Geschlecht in Eppingen von Bedeutung.

1708–1714 **Johann Adolf Gedult**, gewesener Lieutenant unter dem Hahnischen Regiment; am 4. Juli 1708 ernannt. Er erschien oft nicht bei den Zusammenkünften der Amtsorte und brachte kein Frevelregister. Er hat gern getrunken! Ihm wurde am 12. Sept. 1713 der folgende Johann Vogt als Adjunkt (Gehilfe) beigegeben.

1714–1732 **Johann Vogt**, zuvor Lieutenant bei dem oberrheinischen Kreis Nassau-Weilburgischen Regiment zu Pferd. Der Vorige hat, da er bei seiner „Inkapazität nicht mehr bei March und Remarchen zu gebrauchen“ war, am 4. Februar 1714 vorbehaltlich der Genehmigung die Stadtschultheißenerei an diesen Johann Vogt abgetreten, wobei er die eigentliche Besoldung behielt, aber die Akzidentien und das Futter für ein Pferd dem Nachfolger überließ. Die Erlaubnis erfolgte am 4. Juni. Bei seiner ersten Bewerbung am 12. Sept. 1713 hatte er sich „Esquadron-Lieutenant, mit Wohnung und Gütern in Eppingen zu ehrlichem Auskommen versorgt“ genannt. Am 7. 9. 1716 sucht er um die Stadthauptmannsstelle an, da diese in den gewesenen Kriegszeiten in Abgang geraten sei, aber vorher allezeit vom Stadtschultheißen versehen worden sei; er sei in Kriegsdienst erfahren und habe dem Kurfürsten bei

22 Jahr in Kriegsdiensten als Lieutenant gedient. Er hatte nur ein Kind, eine Tochter. Am 21. November 1732 erhielt er die Gnade, daß er seinen Tochtermann Joh. Friedrich Reibeld als Adjunkt und späteren Nachfolger annehmen durfte; dieser war bisher Kanzlist bei der kurfürstlichen Hofkammer und hatte durch seine Studien die nötigen Fähigkeiten.

1733–1748 **Johann Friedrich Reibelt**, 1742 führt er den Titel Hofkammerrat, 1743 wird ihm bessere Betragung mit den Untertanen anempfohlen. Schon sein Vater war Hofkammerrat. Er war katholisch. Im Sept. 1737 wollte er auf dem Platz unter dem Apotheker ein Haus samt Scheuer bauen. Damit die Stadt ihm den Platz überlasse, schrieb er an den Kurfürst: „Da in Eppingen kein Herrschaftshaus sich befindet, worin ein Stadtschultheiß wohnen könnte, und da in der Stadt kein Haus ist, worin man mit Reputation (Achtung, Ansehen) wohnen könnte, sondern lauter alte dem Einfall drohende Häuser stehen, und weil ich wegen meiner Feldgüter und sonstigem Commercio (Handel) ein Haus bauen muß, habe ich mich entschlossen, ein neues Haus auf einem Platz der Stadt zu bauen und diesen von der Stadt zu kaufen. Das Stadtgericht hat mich deswegen an das Oberamt Bretten verwiesen. Bitte um einen Werkverständigen, der den Platz in Augenschein nehme.“ (GLA 220/25861). Wohin er vor dem 26. 4. 1748 versetzt wurde, ist nicht zu ersehen. Für seine Güter und den Handel hatte er selbstverständlich Pächter oder Knechte und Tagelöhner. 1748–1750 **Johann Matthias Momm**, am 3. Mai ernannt, vorher Stadtrentmeister in Weinheim, katholisch; am 27. Okt. 1750 begraben. Seine Frau stiftete 100 Gulden für Öl zum Ewigen Licht der Kirche. Unter ihm ließen die Mitglieder des Gerichts zuletzt die Justiz- und Güterordnung außer acht.

1750–1777 **Lorenz Guggenmus**, er blieb wie vorher Kollektor, reformierter Religion. Alle drei Konfessionen setzten sich dafür ein, daß er Stadtschultheiß werde und das vor dem Tod des Vorgängers zerrüttete Ökonomiewesen der Stadt in Ordnung bringe. Die Kollektur trat er 1770 an seinen

ledigen Bruder Conrad Gugenmus mit Vorbehalt des Rückfalls ab. Er bewohnte sicherlich das Haus in der Metzgergasse, das 1715 von seinem Vater Johann Stephan Gugenmus, Kollektor, erbaut ist. Er hatte sich am 17. 4. 1736 an der Universität Heidelberg immatrikuliert.

1778–1798 **Konrad Erckenbrecht**; seine Mutter Susanne Catharina war die Schwester des vorigen Schultheißen Lorenz Gugenmus. Sein Vater war Sekretär und Registrator beim Kirchenrat in Heidelberg; alle reformiert. 23. 5. 1770 an der Universität Heidelberg immatrikuliert. Weil er sich um die „Chaussee, um die Haushaltung und Polizei“ der Stadt verdient gemacht hat, wird seine Besoldung mit jährlich 100 Gulden, 20 Malter Spelz und 25 Malter Haber aus Mitteln der Stadt durch Verfügung des Kurfürsten vom 25. Okt. 1781 vermehrt, am nächsten 1. Februar zu reichen. Er erreichte die Bestätigung der Stadtprivilegien durch den Kurfürsten am 10. Oktober 1781. Die Bürger konnten zufrieden sein, denn bei einem Milizenzug (Militärdienst) sollen die Bürger zu Eppingen und ihre Söhne verschont bleiben. Die Regierung hatte dies befürwortet, weil dies der Stadt Lautern und mehreren anderen Städten in der Kurpfalz gestattet sei. In früherer Zeit war von solcher Befreiung nie die Rede. Im Jahr 1795 widersetzte sich dann die Stadt erfolgreich dem Milizenzug, und niemand bei der Regierung wußte, weshalb in den Privilegien 1781 die Befreiung ausgesprochen war. Er erbaute sich ein Wohnhaus vor dem Brettenner Tor, was von der Regierung als Beispiel für die Bürger zur Stadterweiterung gelobt wurde. Für den Bau der Chaussee setzte er sich sehr ein und stellte dazu ein Darlehen von der Stadt zur Verfügung (GLA 229/25840). Er wurde auch Hofkammerrat, aber schließlich fiel er von seiner Höhe tief herab. Er war Verwalter für ein kurpfälzisches Erbbestandsgütlein und führte als solcher einen langen Prozeß gegen die Regierung im Namen des Besitzers Johann Horsch, der schon lange in Rosbach bei Adelsheim wohnte und nichts davon wußte. Schultheiß Erckenbrecht hatte sich die Vollmacht selbst ausgestellt

und auch den Johann Horsch übervorteilt. Als Johann Horsch zur Regierung bestellt wurde, kam am 10. Nov. 1797 dort alles ans Tageslicht. Der Schultheiß sollte sich innerhalb 14 Tagen vernehmen lassen, er entwick. (GLA 229/25794. Das Fehsenbeckische Gütlein). Er kam schließlich in das Zuchthaus Mannheim. Er wird der Verfertigung falscher Obligationen (Schuldverschreibungen) beschuldigt, auch viele andere Bürger und die Stadtkasse seien durch seine vielen Betrügnisse verschuldet und dem Bankrott nahe. Nach ihm wurden auch der Ratsdiener Weichsel, der Marktmeister Apparius und der Zollbereiber Beiswenger abgesetzt, was der Kurfürst am 14. März 1798 billigte (GLA 229/25837). Am 16. März 1798 heißt es: Die Bürgerschaft läßt den ganzen Stadtrat nicht mehr auf das Rathaus bis zum Ende der Untersuchung. Die Kasse der Kollektur war durch den Sekretär Lorenz Erckenbrecht, den Bruder des Stadtschultheißen, schon seit 1784 verwaltet worden und war in Ordnung. Dieser Bruder Lorenz durfte dann auch Kollektor bleiben. Er hatte wie der Schultheiß Rechtswissenschaft studiert. In späteren Jahren findet sich die Behauptung, der Stadtschultheiß Konrad Erckenbrecht sei im Zuchthaus Mannheim gestorben, das reformierte Kirchenbuch Mannheim meldet für den 20. 12. 1820 wirklich dessen Tod in der Strafanstalt Mannheim.

1798–1803 **Philipp Reinecker**, seit 17. 3. 1798 Verwalter der Stadtschultheißerei, hatte durch den Krieg sein Vermögen in Hasloch als Faut verloren. Er war Hofgerichtsrat, zuerst in Eppingen sehr gelobt. Er erhielt auch die Besoldung als Kollektor, da der Verwalter der Kollektur, Lorenz Erckenbrecht, Besoldung als Rechnungsregistrator hatte. Er beklagte sich über Gehässigkeit der Gerichtsverwandten und über viel Arbeit mit Konkursen. Am 23. Okt. 1803 wurde er pensioniert, die Stelle des Stadtschultheißen wurde aufgehoben; die meisten Tätigkeiten desselben übernahm das neugebildete Stabsamt Eppingen. Reinecker lebte später in Ladenburg, 1811 hat er ein kleines Nebenverdienst beim Ortsadel in Ilvesheim. Bis zum 1. Mai

1815 mußte die Stadt Eppingen an ihn Pension bezahlen. Er starb 25. 1. 1820. Das Stabsamt befürwortete wegen der Menge der Einwohner und wegen der Fülle der zu schlichtenden Zwistigkeiten am 2. Sept. 1807 die nunmehr mögliche Anstellung eines Oberbürgermeisters gemäß § 4 des 2. Constitutions-Edikts vom 14. Juli. Das Stabsamt Eppingen könne dann vergrößert werden, der Oberbürgermeister soll nach dem Edikt aus der Bürgerschaft gewählt werden (aber noch keine geheime Wahl wie heute! Immerhin war es ein Schritt zu mehr Demokratie!). Nur die Besoldung war schwierig zu regeln, da Reinecker noch Pension erhielt (GLA 229/849).

1808–1813 **Heinrich Jakob Raußmüller**, als **Oberbürgermeister** am 14. 6. 1808 bestätigt, von Beruf Posthalter und Ochsenwirt. Als ehemaliger Schaffner des Domkapitels Speyer in Eppingen hatte er ein kleines Ruhegehalt. Er klagt 1812, daß sein Einkommen als Oberbürgermeister geringer sei als das manchen Ortsvogtes. Wegen der Pension des Reinecker scheint er wirklich wenig eingenommen zu haben, nämlich ein Drittel der Gerichtssporteln. Aber jetzt fiel er in Ungnade. Er hatte einige an das Amt Eppingen gerichtete Briefe geöffnet. Als der Stadtschreiber seine Dienstmagd eines Diebstahls beschuldigte, ließ Raußmüller dieselbe öffentlich mit 15 Farrenziemer-Streichen belegen, um das Geständnis von ihr zu erhalten. Da die Magd aus Niederhofen stammte, bekam sie Schutz durch das württembergische Amt Brackenheim; Raußmüller mußte ihr Kurkosten bezahlen und hatte andere Unkosten. Mit dem Stadtschreiber bekam er Streit. Auch ließ er Eingriffe in die staatlichen Jagdrechte zu. Am 11. März 1813 wurde er aus seinem Amt entlassen. Er soll auch dem Trunke ergeben sein. 1815 macht er bankrott, sein Gasthaus „Zum Ochsen“ wird verkauft, er stirbt 8. 4. 1817. Er hatte 9 Kinder. Die Bürger nennen ihn rechtschaffen, fleißig, uneigennützig.

1813–1816 **Carl Morano**, Oberbürgermeister, vorher Stadtrat. Seine Wahl am 27. April 1813. Er war Handelsmann. Er

schreibt 1818: „Durch einstimmige Wahl der Bürgerschaft zum Oberbürgermeister ernannt, überzeugte ich mich bald, daß die Besoldung durch Taxen und Gerichtssporteln zu manchen Unannehmlichkeiten führt. Auf mein Gesuch um fixes Gehalt, wurde ich vom Kreisdirektorium angewiesen, mit allen Sporteln und Diäten einzuhalten, aber die versprochene Belohnung wurde schließlich abgelehnt. Jetzt sehe ich mich ohne alle Belohnung für die vielen Anstrengungen im letzten Kriege. Meinen Handel und Ackerbau mußte ich vernachlässigen, mein Wohlstand wurde bedeutend geschwächt. Also bitte ich um Ersatz für die Sporteln bis zu meiner Entlassung.“ Das Kreisdirektorium befürwortete das aber nicht, da seine Amtstätigkeit nicht vorteilhaft für das gemeine Wesen in Eppingen gewesen sei, wie die Geschichte seiner Entlassung zeige. So machte auch er schlechte Erfahrungen. Er starb 13. 5. 1835, er handelte mit Spezereien und Eisen. Sein Vater, aus Italien stammend, war ebenfalls Handelsmann und seit 1750 Anwalt der Stadt Eppingen.

1816–1831 **Ludwig Lothar, Oberbürgermeister**, Apotheker. 1819 wurde endlich eine feste Besoldung für ihn befürwortet, 365 Gulden. Es sollte noch die Gemeinde gehört werden. Aber noch 1821 war die Sache nicht geklärt; das Innenministerium erklärte, das erwartete Gesetz kam noch nicht zustande. Unter ihm wurde 1823 das Rathaus gebaut. Mit ihm endet die Zeit der Schultheißen und Oberbürgermeister. Viele von ihnen haben sich vorbildlich für Wohl der Stadt eingesetzt. Es will nicht viel besagen, wenn ein paar ihre Amtsgeschäfte in Gasthäusern beim Trunk erledigten. Wenn Stadtschultheiß Erckenbrecht im Zuchthaus endete, so hat er wenigstens am Stadttor nach Bretten zu ein schönes spätbarockes Wohnhaus für sich gebaut. Die Stadt konnte es später dem neuen Amt Eppingen als Amtshaus zur Verfügung stellen. Heute waltet dort die Polizei, wie einst der Schultheiß auch die Polizeigewalt in der Stadt hatte. Mancher Ahnenforscher wird sich über Daten dieser Liste freuen und wird aus weiteren Archivalien manches dazu finden.

Auch in Sinsheim und Hilsbach hatte damals seit 1809 wie in den übrigen badischen Städten ein „Oberbürgermeister“ geamtet, während den Dörfern ein „Vogt“ vorstand. Jedoch am 31. Dezember 1831 brachte die Badische Gemeindeordnung für Stadt und Dorf die Amtsbezeichnung „Bürgermeister“. Die Liste unserer Bürgermeister soll noch kurz folgen:

Friedrich Hochstetter 1831–44

Johann Ludwig Raußmüller 1844–47

Wilhelm Lother, Apotheker, am 3. 4. 1847 verpflichtet

Gustav Hochstetter, 8. 7. 1859 gewählt
Ludwig Lother, 17. 4. 1866 gewählt

Heinrich Raußmüller, 4. 7. 1870 gewählt;
Sohn des obigen Johann Ludwig Raußmüller. Gestorben 1890 als „Rechtsagent und Altbürgermeister

Paul Bentel, 8. 6. 1878 gewählt

Heinrich Schmelcher, 25. 9. 1890 gewählt

Philipp Vielhauer, 14. 12. 1894 gewählt

Albert Wirth, 19. 12. 1903 gewählt

Karl Doll, 1933 ernannt

Karl Zutavern, 1937 ernannt bis 1945

Jakob Dörr, 1945 ernannt, bis 1948

Karl Thomä, 1948–1966

Rüdiger Peuckert, 1966–1980

Erich Pretz, seit April 1980

2. Die Stadtschreiber

Eine wichtige Tätigkeit oblag dem Stadtschreiber, er mußte schreibgewandt sein und sich in den Redewendungen des Schriftverkehrs mit den vorgesetzten Dienststellen und anderen Persönlichkeiten auskennen. Sie waren fast alle geprüfte und bestätigte Notare. Sie wurden mitunter nach auswärts geholt, um für die Gemeinden oder Privatpersonen wichtige Schriftstücke abzufassen und zu bestätigen. Jeder Notar hatte sein eigenes Notarsignet, das er mit der Feder unter das Schriftstück zeichnete. Im 18. Jahrhundert wurde es Sitte, ein gedrucktes, mitunter farbiges Bild aufzukleben. Selten findet man bei uns einen Notar „päpstlicher Gewalt“, der also von einem Bevollmächtigten des Papstes zum Notar ernannt war, allermeist nennen sich die Stadtschreiber „von kaiserlicher Macht of-

fener Schreiber und Notar“ oder ähnlich. Von den Kaisern hatten sogenannte Hofpfalzgrafen, auch Universitäten, manche Fürsten oder angesehene Notare die Vollmacht erhalten, Notare zu ernennen. Für Eppingen ist schon im Jahr 1489 solch ein juristisch ausgebildeter Stadtschreiber nachzuweisen. Das besagt auch, daß Eppingen im ausgehenden Mittelalter keine unbedeutende Zwergstadt war, was schon die großartigen Fachwerkhäuser aus dem 15. und 16. Jahrhundert beweisen.

Es ist Johannes **Cober**, er nennt sich „Stadtschreiber zu Eppingen und von kaiserlicher macht ein offener schryber und Notarius“. Er unterschrieb eine Pfandverschreibung, die zwar nicht im Original erhalten ist, aber später in das Lagerbuch der Kirchen des Amtes Bretten der Jahre 1543/44 auf Blatt 319 abgeschrieben wurde. Das Lagerbuch liegt im Ev. Oberkirchenrat Karlsruhe. Es wurde 1544 geschrieben durch „Jakobus Staud, Kaiserlicher offener Notarius derzeyt geschworener Stattschreiber zu Bretheim“ im Beisein des Eppinger Stadtschultheißens, des Bürgermeisters, zweier Gerichtsmänner und des Eppinger Stadtschreibers **Frantz Dieffenbacher**.

Letzterer versah 34 Jahre lang dieses Amt in Eppingen. Sein Sohn Philipp ehelichte im Jahr 1562 die Schwester Agatha des bekannten Eppinger Schulrektors, des Magisters Leonhart Engelhart. Sein Vater wird der Jakob Dieffenbacher sein, der 1518 als erster Dieffenbacher aus Eppingen zu finden ist, indem er als Besitzer von Kirchengut, einem Acker am Speyerer Weg, erwähnt ist. Der Vater ist außerdem im Jahr 1540 einer der zehn Richter der Stadt. Er ließ seinen Sohn studieren, denn „ein Franciscus Dieffenbacher aus Eppingen, vorher Student in Freiburg“ hat sich am 16. Oktober 1521 an der Universität Heidelberg eingeschrieben und hat dort im Juli 1522 das Examen für das Bakkalaureat abgelegt. Es wundert uns nicht, daß dann weitere Dieffenbacher aus Eppingen in Heidelberg studierten, 1550 ein Johannes, 1555 ein Andreas, 1557 ein Philipp und in Tübingen 1602 ein Wilhelm. Der Philipp wurde

wohl Amtmann, denn zu Bärbelstein im Daner Tal (Pfalz) hieß am 7.1.1577 der Amtmann „Philipp Dieffenbacher“ (siehe „Pfälzer Heimat“ vom 17. Dezember 1975).

Daß die Eppinger Stadtschreiber die lateinische Sprache wenigstens einigermaßen erlernt hatten und richtige Notare „mit öffentlicher kaiserlicher Vollmacht“ waren, besagen manche ihrer Unterschriften, wie wir in der Liste der Stadtschreiber sehen werden. Selbstverständlich mußte diese Liste erarbeitet werden aus Unterschriften und Nennungen, die sich gelegentlich fanden. Zwischen dem bereits genannten Cober und Dieffenbacher taucht 1503 bis 1525 **Melchior Marckart** auf, später von 1577 bis 1591 **Johann Walter** „von Römisch Kayserlicher macht und gewalt offener Notarius“. Am 15. Dezember 1593 wurde er als ehemaliger Stadtschreiber von Eppingen durch die Gemeinde Odenheim geholt, um ein wichtiges Schreiben in einer Streitsache an das Stift Bruchsal anzufertigen und zu beurkunden. Leider ist seine Urkunde nur als Abschrift ohne das ursprünglich aufgemalte Signet erhalten. Am 19.1.1591 hat er „seinen Dienst resigniert“. Seine Herkunft erfahren wir nicht, aber der vorige (Melchior Marckart) stammte aus Heilbronn und war Kleriker, also Geistlicher, wohl Kaplan, ferner Bakkalaureus der freien Künste (siehe: Gerh. Burger, Süd-deutsche Stadtschreiber (1960) und Heilbronner Urkunden-Buch).

Gregorius Kleiver war wohl um 1595 Stadtschreiber. **Joseph Aschawer** ist 1598-1603 nachzuweisen, „imperiali auctoritate publicus et juratus iudex ordinarius in fidei manu propria subscripsi (=öffentlicher Notar und vereidigter, ordnungsgemäßer Richter habe zur Glaubwürdigkeit mit eigener Hand unterschrieben). 1620-1633 war **Johannes Philippus Ölinger** (Bölinger?) Stadtschreiber. Er ist einmal in Hilsbach vermerkt als „notarius imperiali auctoritate archigrammataeus in Eppingen“ (=Notar durch kaiserliche Autorität und Hauptschreiber in Eppingen), auch „Notarius publicus und Stattschreiber in Eppingen“, in den Kriegswirren wurde er anscheinend 1625

zeitweise abgesetzt und war nur noch als Notar tätig. Ihm folgte 1640/41 **Johannes Erbermann**. Obwohl er erst am 2.1.1649 starb, wurde er 1642-1644 von **Christian Junghans** abgelöst. Dieser unterschrieb deutsch „zu Urkund“. 1651-1655 **Hanß Jacob Lumpert**, dann wurde er Stadtschultheiß. 1656-1662 **Johann Jakob Steinbach** aus Oberöwisheim. Er war durch den Fauth zu Bretten eingesetzt, nachdem das Gericht und der Rat zu Eppingen ihr Gutachten abgegeben hatten.

1663-1673 **Johann Jörg Dieffenbacher** „in fidei subscripsit“. Als er den Schultheiß Lumpert erstochen hat, war er selbstverständlich geflohen oder gar hingerichtet worden. 1674-1679 **Johann Thomas Berntz**, geschworener Stadtschreiber. 1680-1682 **Dionysius Rottengatter** fateor in fidei (Ich bekenne zum Zeugnis). 1882-1693 **Georg Ernst Hunerhag** (?) unterschreibt Testamente.



Zeugen bei der Eidesleistung vor dem Richter
Holzschnitt 1508 (Ausschnitt)

1693–1718 **Johann Jacob Doll**, ein Eppinger, in den ersten Kriegsjahren nur Verweser, dann ordentlicher Stadtschreiber. 1719–1757 **Johann Sebastian Werner**, geschworener Stadtschreiber, er hatte zuvor als Canzleiasistent sich die praktischen Kenntnisse erworben. Er erreichte, daß

1730 sein Schwiegersohn **Franz Joseph Dick** ihm als Stadtschreiber beigegeben wurde, und zwar durch den Kurfürst. Die Urkunde ist erhalten, er hatte vor allem auch die Registratur im Rathaus gut zu führen. Das Patent lautet:

Stadtschreiberpatent

*Von Gottes Gnaden Wir Carl Philipp Pfalzgraf bey Rhein, des heiligen Römischen Reichs Erzschatzmeister und Churfürst in Bayern, zu Jülich, Cleve und Berg Herzog, Fürst zu Mörß, Graf zu Veldenz, Sponheim, der Markh und Revensperg, Herr zu Ravenstein, thun kundt und fügen unseren churpfälzischen Regierungspraesidenten, Hoffrichteren, Vicecanzlern, Directorn, Geheimen Regierungs-, Hoffgerichts-, Hofcammer- und übrigen Rätthen, fort samtlischen Hoff- und Landbedienten, auch sondern jedermäniglich hiemit zu wissen, daß Wür dem **Notario Franz Joseph Dick** die gnad gethan, mithin denselben auf Vertrauen und Glauben, so Wir zu ihme gestellt, und seine geleiste aydtspflicht, solang unß gnädigst gefällig ist, **zum Stadtschreiber zu Eppingen** auff- und angenommen haben, thun auch solches hiemit und krafft dießes also und dergestalt, daß unß unßerem Churhaus er trew und hold seye, unßeren nuzen, frommen und interesse beförderen, Arges und Schaden, soviel ahn ihme ist, in zeiten warnen und wenden, die ihme anvertraute registratur und darzu gehörige briefschaften in guten verwahr und ordnung halten, auch sonsten in seiner dienstverrichtung sich also verhalten solle, und wolle, wie es einem getreuen auffrichtigen und fleißigen Stadtschreiber pflichten- und amtshalber zu thun obliget. Euch allen und jeden obgemelt hiemit gnädigst befehlend, daß ihr gedachten Dick für unseren Stadtschreibern zu Eppingen annehmen, halten und erkennen sollet. Urkundt unßeres Handzeichens und hervordruckten geheimer Canzley Secret Insigels. Mannheim, den 25ten May 1730. – Carl Philipp.
(im Generallandesarchiv Karlsruhe 229/25828 Blatt 66; Kopie)*

Dieser Tochtermann Fr. J. Dick starb schon am 7.1.1751. Nun wollte der Stadtschreiber J. S. Werner seinen zweiten Tochtermann **Andreas Rancke** als Helfer und Nachfolger bestätigt haben, mußte aber bis 1757 darauf warten, obwohl Rancke an der Universität Heidelberg und 11 Jahre bei Rechnungsämtern gute Ausbildung erhalten hatte. Rancke war in Waibstadt geboren, er hatte die Wittib des Fr. J. Dick geheiratet. Er starb schon 1762 an der Auszehrung, und die Wittib hatte große Sorge mit ihren kleinen Kindern. Acht Schreiber und Notare bewarben sich nun 1763 beim Kurfürsten um die Stadtschreiberei Eppingen.

Der Gewinner war: „**Wolfgang Diemar**, 40 Jahre alt, zu Möllerstatt in Franken gebürtig, verheiratet, hat dahier (zu Mannheim) bereits 15 Jahre dem Publico als notarius caesarius und instructor studiosae iuventutis (kaiserlicher Notar und Instruktor der studierenden Jugend) gedient, hat zwei Jahre zu Würzburg jura studiert und practiciert, seine Fähigkeiten im Examen wohl erzeiget und hat ein gnädigstes Dekret für sich.“ Ob mit „Möllerstatt“ Münnernstadt in Franken gemeint ist? Ein Geburtseintrag für Wolfgang Diemar fand sich dort nicht. Seine Frau stammt aus Würzburg. W. Diemar sollte jährlich der Witwe des verstor-

benen Stadtschreibers 100 Gulden zahlen, solange sie nicht heiratet. Ob die Diemar'sche Beschwerde gegen die Last einen Wert hatte, steht nicht in den Akten (GLA 229/25837). Er war Stadtschreiber von 1763 bis zu seinem Tod am 15.8.1788.

Ludwig Dick, Sohn des früheren Stadtschreibers Dick, erhält schon 1774 Adjunktion für Eppingen, da der Stadtschreiber Diemar ziemlich bejahrt war. Er hatte in Heidelberg studiert und war zunächst in Eppingen also schlecht bezahlter Helfer.

1802 wird Stadtschreiber **Staaßen** genannt. 1812 ist er Amtsschreiber und Stadtschreiber. Aber die Zeit der „Stadtschreiber“ geht zu Ende. 7.1.1813 ist **Fitzer** Ratschreiber. Am 7.4.1813 wird der „Ratschreiber“ **Grimmer**, vorher Steuer-Commissar, angestellt.

3. Die Anwälte

In den größeren Orten unserer Gegend gab es einen Anwalt, mitunter als Schultheißen-Anwalt oder Anwalt-Schultheiß bezeichnet. Wenn Streitigkeiten zwischen Herrschaft und Gemeinde entstanden, vertrat er meist mehr als der Schultheiß die Forderungen der Gemeinde. So könnte man ihn als Sprecher und Anwalt der Gemeinde betiteln. Mit einem heutigen Rechtsanwalt hat er nichts zu tun. In den lateinischen Standesbüchern erscheint die Bezeichnung vicepraetor, was als Vizeschultheiß zu übersetzen ist. Wenn der Schultheiß krank oder abwesend war, leitete der Anwalt die Sitzungen des Gemeindeggerichts. Die Anwälte treten urkundlich wesentlich später als die Schultheiße auf. Ernennungs-urkunden sind nicht zu finden. Die Liste der Anwälte muß daher ganz aus den gelegentlichen Unterschriften und aus den Standesbüchern erarbeitet werden, wobei selbstverständlich Lücken bleiben.

1620 Herr **Philipp Eberschwein**, Schultheißen-Anwalt. Er renovierte das Zinsbuch in Mühlbach und war Lehensträger des Dorfes Mühlbach (Heilig, Mühlbach, S. 36).

1641–1649 Magister **Georg Ziegler**. 25.7. 1641 „Anwalt und Magister“ im Taufbuch. 1642 „Schultheißenanwalt“. Er hatte Zins von seiner halben Behausung unten in der Kirchgasse zu zahlen und wurde 1649 Schultheiß. Er hatte an der Universität den Magistertitel erworben. Auch ihn nahmen die Grafen von Öttingen als Lehenträger für Mühlbach, da ein einzelner Bürger im Namen der Stadt Eppingen das Lehen Mühlbach übernehmen mußte.

1655–1665 **Johann Jakob Trigel**, Schultheißenanwalt, verheiratet mit Anne Barbel Dieffenbacher; 1660 wurde er mit Mühlbach belehnt.

1677 Herr **Stephan Dieffenbacher**, Anwalt. Bekannt ist seine Hausinschrift Stephanus Teiffenbacher von 1660.

1679–1687 **Johannes Reimolt**, Anwaltschultheiß. Er unterschreibt mit weiteren „ehrnvesten, ehrnhaften, vorsichtigen und weisen Herrn“ ein Testament einer angesehenen Witwe.

1693, am 8. Februar, **Michel Zimmermann** „Schultheißen-Anwalt“ genannt, in späterer Urkunde aber „Anwalt-Schultheiß“.

1693, 4. Oktober, bis zum Tod am 20.8.1694 **Andreas Zeiß**, Anwalt; er starb mit 44 Jahren.

1698–1722 **Peter Wannemann**, Anwalt, auch „Anwaltschultheiß“ genannt. Er war Bäcker; seine Tochter Anna heiratete selbstverständlich einen reichen und angesehenen Bürger, den Ochsenwirt Hans Jacob Gugenmus. Er war auch Jäger!

1723–1736 **Johann Conrad Hartmann**, Anwalt. 1735 war er Wirt „Zum weißen Rössel“ und verkaufte in Trunkenheit das Vesenbecksche Gut. Sein Sohn Philipp protestierte und machte es rückgängig. Er war auch lutherischer Gemeindevorsteher. 1736–1744 **Johann Christoph Weigand**, Anwalt; einmal wurde er in Bretten arrestiert wegen Protestes gegen den neuen Rentmeister.

1744–1748 Anwalt **Rausmüller**.

1748, 8. März, Anwalt **Weygand**.

1750–1776 **Dominico Morano**, Anwalt, ein reicher Handelsmann aus Italien, handelt z. B. mit Eisen, Blei, Nägeln, Wachs.

1776–1805 **Johann Friedrich Stetter**, Anwalt, Gastwirt. Im katholischen Totenbuch vom 15. September 1805 als „subpraetor“

bezeichnet, also als „Unterschultheiß“. 1782 „Anwaltschultheiß“. Er war wohl der letzte Anwalt, denn unter der kommenden badischen Herrschaft wurde überall dieses Amt abgeschafft.

4. Der Scharfrichter und Wasenmeister in Eppingen.

Der Scharfrichter hatte an den zum Tode und Verstümmelungsstrafen Verurteilten das Urteil zu vollstrecken. Er wurde deshalb manchmal Nachrichten genannt. Vor der Verurteilung hatte er bei der peinlichen Befragung zu foltern. Ihm halste man, zumal er als Scharfrichter nicht ausgelastet war, noch anderes auf, das kein Bürger tun wollte: er mußte die Selbstmörder irgendwo verscharren, ferner war er „Wasenmeister“ oder „Kleemeister“ und hatte als solcher das verendete Vieh zu beseitigen und durfte es verwerten. Mit Roßhaaren und Kuhhäuten konnte er Geld verdienen und mußte darum die Wasenmeisterei von der Stadt oder von der Herrschaft kaufen. Streit gab es, wenn ein Metzger ein krankes Stück Vieh schlachtete, da ging es um die Haut.

Ehrlos im eigentlichen Sinn waren die Scharfrichter und Wasenmeister nicht, denn sie waren vor Gericht zeugenfähig, aber sie waren anrücklich, vom Eintritt in Ehrenämter, in die Zünfte und in den Militärdienst ausgeschlossen. Dieser Makel wurde in Deutschland 1817 beseitigt. Schon im 18. Jahrhundert war das Ansehen des Standes gewachsen; der Scharfrichter fühlte sich genau wie der Richter als Diener der göttlichen Gerechtigkeit. Die Scharfrichterfamilien waren untereinander verschwägert und hielten gute Verbindung miteinander. Bei jeder ihrer Taufen erschienen mehrere Standesgenossen aus der weiteren Umgebung.

Scharfrichter und Wasenmeister kannten sich im tierischen und menschlichen Körper aus, sie verstanden, das Blut zu stillen, Wunden zu verbinden und zu heilen, Arm- und Beinbrüche zu schienen. Man schätzte ihre Salben und Arzneien; manch einer

ihrer Söhne studierte im letzten Jahrhundert Medizin und Tierheilkunde. So ist es nicht verwunderlich, daß im Eppinger Standesbuch 1774 Joh. Andreas Bürck, „Nachrichter wie Stadt- und Landarzt“, 1776 „Stadt- und Landmedicus“ genannt wird. Sie erscheinen damals schon als Taufpaten bei normalen Bürgersfamilien, und sie werden mit „Herr“ betitelt. Das jahrhundertertealte Vorurteil gegen sie war gebrochen.

Um 1500 war in Eppingen kein Scharfrichter, man holte von Fall zu Fall einen von auswärts. Am 8. März 1513 bat Plicker von Gemmingen die Stadt Heilbronn um den Heilbronner Nachrichten für einen Übeltäter im Gefängnis zu Eppingen. (Heilbr. Urk. Buch II. 1519, 34) Aber im Jahr 1563 holte man nach Gemmingen zu einem angeblich verhexten Kind den Wasenmeister von Eppingen, der dem Kind unter Gebet und für zwei Batzen etwas umhängte. So wird im Hexenprozeß ausgesagt. Das Saalbuch des Oberamtes Bretten des Jahres 1600 vermerkt für Eppingen: „Ist allhie zu mercken, wann eine peinliche sach zu Eppingen ist, darin der Nachrichten gebraucht wird, so bezahlt die statt Eppingen seinen atz (Verköstigung) und (die) Pfaltz gibt die belohnung.“ (Oberrheinische Stadtrechte S. 835) Demnach ließ man damals den Scharfrichter von Bretten kommen, hatte aber einen Wasenmeister für das verendete Vieh. Laut Stadtrechnung von 1565 wurde „der Brunneneimer beys Wasenmeisters Haus gemacht“, auch „neue Bleche an Wasenmeisters Brunne und eine Brunnenhocke gemacht“. 1622 erhielt der Wasenmeister ein Seil und 2 Gulden für ein paar neue „Radt“. Es wird sich um Räder handeln, womit der Scharfrichter manche Verurteilte zu rädern hatte. Dabei wurden zuerst Beine und Arme des Verurteilten mit dem Rad zerstoßen, dann der Verurteilte damit erschlagen. Der Leichnam wurde schließlich auf das Rad geflochten und einige Zeit als Abschreckung vor Verbrechen stehen gelassen. Der Eppinger Wasenmeister erhielt im Jahr 1622 vier Malter Mühlfrucht als Besoldung, demnach war er zugleich Scharfrichter. 1664 wurde „des

Kleemeisters Haus gedeckt und dem Klee-
meister vier Malter Mühlfrucht gegeben”,
aber im Notjahr 1699 erhielt er nur drei
Malter.

1647 wird dem „**Ulrich Zapf**, lictor oder
Wasenmeister“, ein Kind getauft, wobei
der lictor (Scharfrichter) aus Heilbronn und
der aus Wimpfen Paten sind. Ebenso sind
bei ihm 1650 und 1651 Paten der Heil-
bronner Scharfrichter Hans Wydmann und
der Meister (Wasenmeister) zu Hilsbach
Martin Hermann, im Jahr 1655 Meister
Mathes zu Heidelberg und Hans Michel,
Meister zu „Binikheim“, im Jahr 1669 wurde
Meister Hansen, der Wasenmeister, be-
graben.

Die weitreichenden Verbindungen werden
sodann aus dem Protokollbuch der Stadt
ersichtlich: „Am 14.12.1680 hat Anna Catha-
rina, Hausfrau des **Hans Peter Bickel**, Clee-
meisters allhie, ihr Testament aufgericht,
nachdem sie ihren Ehemann Bickel mit
keinem Leibeserben gesegnet hat. Sie hat
noch zwei Schwestern, deren eine den
Scharfrichter zu Nürnberg geheiratet hat,
die andere aber zu Heilbronn sich befindet,
welche beide in gutem Vermögen und Wohl-
stand stehen und ihr väterliches Erbe be-
reits empfangen haben. So hat sie ihren
Ehemann zum Universalerben ernennet.”
(GLA 61/5687) Einen Scharfrichter Bickel
gab es 1663 auch in Gochsheim, vermut-
lich aus dem Ulmer Scharfrichtergeschlecht.



Verschiedene Strafen

Am 30. Dezember 1682 wird dem Klee-
meister **Asmus Kleiser** und seiner Frau
Eva ein Kind getauft. Gevatterin ist die Frau
des Schäfers Jörgen. Es bestand Freund-
schaft, denn die Schäfershunde bekamen
vom Wasenmeister Fleisch des verenden-
ten Viehs.

1690 war Kindstaufe bei Wasenmeister
Hans Bernhard Hermann und Frau Anna
Maria. Gevatterin ist die Frau des Scharfrich-
ters Mathäus Reutert zu Graben. Dieser
Wasenmeister Hermann ist dann 1696-
1724 Scharfrichter in Hilsbach, wo zuvor
sein Vater dieses Geschäft verrichtet hat

(Hans Merten Hermann). Er besaß noch 1698 in der Eppinger Vorstadt eine freie Behausung (Brettener Jahrbuch 1960, S.78). Das war also das schon erwähnte „Wasenmeisters Haus“; frei war es offenbar, weil der Wasenmeister allermeist von Frondienst, Nachtwache und Einquartierung befreit war. Damals war auch einmal der Brettener Wasenmeister Georg Scheppele in Eppingen zuständig und hatte den Jägern Aas zu liefern und zu legen.

1696 ist **Johann Lutz** Wasenmeister. Für seine Tochter Sabine war Bernhard Hermann, Scharfrichter zu Hilsbach, der Ge-

vatter, auch 1698 für das nächste Kind. Im Jahr 1727 war umgekehrt „Johann Lutz, carnifex in Eppingen“ (=Scharfrichter !) Zeuge in Hilsbach bei der Trauung des Scharfrichterknechtes. Der katholische carnifex Johann Lutz holte 1718 wieder aus Hilsbach die Gevatterin Marg. Hermannin. 1735 erhielt der Hilsbacher Scharfrichter **Johann Michael Stamm** die Wasenmeisterei zu Eppingen und Mühlbach. Die Urkunde mit der umständlich formulierten Vorgeschichte und den schön angeführten Pflichten ist erhalten und soll hier abgedruckt werden.

*(GLA 43/29): 4. April 1735 wird Carl Philipp (=Kurfürst zu Heidelberg) tun kund, daß die Wittib des abgelebten Scharfrichters zu Bretten Cristoph Steinmayers und derselben nunmehriger Ehemann Andreas Birck, die von dem Scharfrichter zu Ladenburg Niclas Ostertag an sich gesteigte Wasenmeisterey daselbsten überkommen, mithin in dessen Ansehung auf den derselben und gedachten Steinmayers Tochter Anna Maria auf Lebzeiten verliehen gewesenen Wasen zu Eppingen und Mühlbach renunciiret hat (verzichtet hat), (und daß wir) erstgedachte Wasenmeisterei zu Eppingen und Mühlbach dem Scharfrichter zu Hilsbach **Johann Michael Stamm**, seiner ehelichen Hausfrau und deren Kindern, außschliesslich deren Enkel in einen Erbbestand aus Lebzeiten verliehen haben. Sie sollen unserem Oberamt Bretten gehorsamb seyn, sie sollen gegen die Gefangenen, es sey in der Examination, Folter oder Richten, Vorsicht, selbst keine Änderung, Milde oder Strenge vornehmen, noch dessentwegen Geschenke nehmen. Bei einem armen Sünder, den sie richten, nichts nehmen, was sie finden an Geld und Kleinodien, nur Kleider die er nicht hinweg geschenkt hat. Die Leyter, wann sie einen henken, das Radt, wann sie einen damit richten, Bordt (Bretter) zum Gerüst, wann sie einen ersäufen, sollen wie vor alters darzugestellet werden. Die sich selbst entleibte Personen sollen sie mit ihrer Fuhr an ort und enden, wohin sie beschieden wurden, führen und wegschaffen. Und soll ihnen von jeder Gattung zu richten, wie herkommlich, gereicht werden. Sollen durch sie selbst oder ihre Knechte die Wasenmeisterei versehen, andere Wayden und Plätze damit nicht verunreinigen, auf daß an gesundem Viehe kein Schaden entstehe. Wann unsere Waydleute (=Jäger) den Wölfen und anderen Tieren Aas legen und darab schießen, sollen sie dieselbe an die Ende, wo man sie haben will, führen und legen lassen. Sie sollen Freiheit genießen wie ihre Vorfahren, jedes Jahr an unsere Oberamts-Schultheißerei Bretten 2 Gulden zu einem ständigen Zinß liefern, zum erstenmal 1. März 1736. – Churfürstliche Pfalz Hofkammer. (Der Kurfürst selbst unterschrieb nicht!).*

Darunter steht das kurze Versprechen: „Das gelobe ich Joh. Mich. Stamm.“ In seinem Siegel ist der Scharfrichter mit dem breiten Richtschwert zu sehen, außerdem 2 Sterne.

Dieser Scharfrichter Johann Michael Stamm starb in Hilsbach am 2.3.1755 und war 2 Jahre zuvor, am 3.7.1753, in Eppingen Taufpate bei einem Töchterlein des **Joseph Ferdinand Mayer, Wasenmeister** dahier. Vielleicht war das sein Schwiegersohn, oder er hatte inzwischen auf die Wasenmeisterei Eppingen aus anderen Gründen verzichtet (lutherisches Taufbuch). Schon 1749 ist der Wasenmeister Mayer genannt.

Nach ihm kam des Brettener Scharfrichters **Johann Andreas Birck** gleichnamiger Sohn nach Eppingen und erscheint am 7. Oktober 1762 erstmals im lutherischen Taufbuch als „Nachrichter dahie“, als ihm und seiner Frau Maria Barbara eine Anna Maria getauft wurde. Bei seinem Tod am 2.2.1787 wird er als Wasenmeister bezeichnet, 1765 als „Scharf- und Nachrichten“, 1771 „berühmter Nachrichten dahie“, aber am 20.2.1774 „Nachrichter, wie Stadt- und Landarzt“, und dann öfters „Stadt- und Landmedicus“. Er selbst betätigte sich jetzt wohl nur noch als Arzt und überließ die Tätigkeit des Scharfrichters und Wasenmeisters einem Beauftragten, denn am 8.2.1776 ist er Taufpate bei „seinem Beständer“ Johann Andreas (Pächter). Eine Tochter des verstorbenen „Physikus“ Johann Andreas Bürck heiratet im Jahr 1805. Er war also zur Aufsicht über das allgemeine Gesundheitswesen verpflichtet und dafür besoldet.

Von 1787 an ist der Wasenmeister **Sebastian Ernst** erwähnt. Am 16.6.1812 zeigte er an, daß bei der Viehränke ein Kalb im Wasser gefunden wurde und seit 48 Stunden dort gelegen sei. Josua Lehmann habe zu dieser Zeit gemetzelt. (Gerichtsprotokoll 1812. Stadtarchiv).

Als am 27. Oktober 1812 ein in Odenheim gekauftes Pferd verendete, wurden der Ratsverwandte Welde und der Wasenmeister **Caspar Spahn** mit Öffnung des Pfer-

des und Gutachten beauftragt. Diese stellten fest, die Krankheit sei schon seit 6 Wochen im Körper gelegen, denn das Pferd sei herzschtelig gewesen und habe in der Lunge gelbes Wasser und im ganzen Leib kein gesundes Blut gehabt. (Gerichtsprotokoll)! Wasenmeister Caspar Spahn, mit Katharina Elisabeth Ernst verheiratet, hatte einen Sohn Ferdinand, der sein Nachfolger wurde.

Ferdinand Spahn, geb. 25.2.1800 ehelichte 1822 als Wasenmeister die Katharina Elisabeth Bernhard, in 2. Ehe 1838 Eva Elisabeth Diefenbacher.

Wasenmeister **Martin Ernst** beantragt mit seiner Ehefrau Katharina geb. Frey und vier Kindern am 8.2.1838 die Auswanderung nach Amerika. Das Universallexikon des Großherzogtums Baden von 1843 vermerkt nochmals, daß die Stadt Eppingen ein Wasenmeistereihaus besitze. In Neukarbischofsheim verzichtete Johann Jakob Carle 1867 auf seine Wasenmeisterei und erhielt als Abfindungssumme 2000 Gulden vom Badischen Staat. Denn er verzichtete auf eine verbrieft und einst erkaufte Verdienstmöglichkeit. Die Wasenmeister waren sicherlich keine armen Leute. Das ist auch aus einer Tauffeier eines anderen „Carle“ ersichtlich. Johann Cristoph Dietrich Carle, Kaiserlicher Feldscharfrichter, war 1735 in Eppingen einquartiert. Bei der lutherischen Tauffeier waren Taufpaten: Herr Johann Christoph Ostertag, Scharfrichter in Wimpfen, Herr Johann Andreas Bayer, Scharfrichter in Heilbronn, Herr Johann Michael Stamm, Scharfrichter in Hilsbach, und die Tochter des Scharfrichters Widmann in Vaihingen. – Scharfrichter und Wasenmeister gehörten also zu den „Herren“!

5. Bader, Barbieri und Chirurgen

Das Baden in Badestuben kam besonders seit den Kreuzzügen auf, um dem Aussatz durch Reinlichkeit zu entgehen. In der beginnenden Neuzeit gab es in jeder Stadt

und in jedem größeren Dorf eine „Badestube“, wo man an bestimmten Tagen in Holzzubern baden konnte. Der Bader hatte es zu heizen, meist auch die Badenden mit Lauge zu übergießen, mit Ruten zu schlagen und abzureiben. Mit dem Baden war oft das Haarschneiden und Rasieren verbunden. Der gelernte Bader verstand das Aderlassen und Schröpfen, d. h. er konnte durch Schröpfköpfe und Schröpfschnepper dem Körper Blut und Gewebwasser entziehen. Er war in manche medizinische Behandlungen eingeweiht und war besonders bei äußeren Krankheiten zuständig. Er leistete Erste Hilfe bei Verwundungen, Knochenbrüchen, auch bei schwierigen Geburten.

Das Badergewerbe galt lange Zeit als anrühlich, es konnte keine Ehrenämter erlangen. Aber Karl IV. gab den Badern besonders in Prag und Mähren Zutrecht; auf dem Reichstag zu Augsburg wurden sie allgemein für zünftig erklärt. Trotzdem dauerte die Anrühlichkeit teilweise fort, so daß noch 1731 hierüber Reichstagsverordnungen erschienen.



A. Dürer, Männerbad

Die Eppinger Badstube war selbstverständlich in der „Badgasse“. Aus der Stadtrechnung des Jahres 1565 ist ersichtlich, daß die Stadt für die Badstube baupflichtig war, denn „Hannß Reiter hat drei Tag in der Badstube geschafft“ und wurde dafür von der Stadt bezahlt. Das ist bis jetzt der älteste Beleg für die Eppinger Badstube. Auch wurde damals „eine Bank in die Badstube gemacht“. In der Stadtrechnung 1662 werden „der Stadt Badhaus“ und die „Badergasse“ genannt. Der Bader wird das Wasser aus dem Hilsbach entnommen haben. Im Jahr 1622 wurde „die Brücke vor dem Baderthurm“ repariert. Der Bader hatte einen jährlichen Zins an die Stadt für die Badstube zu bezahlen. An Namen von Badern waren folgende zu finden:

Michael Raaw (der Bader) hat im Jahr 1601 als Handwerksgesell den „Hans Ulrich **Strigl** von Kirchen an der Teckh, einen Bader“, (Stadtarchiv, Stadtordnung).

1646 Arnold Wolfgang **Neyß**, barbitonsor, d. h. Barbierer, Haar- und Bartpfleger. Er war wohl auch Bader.

1652 am 2. März hat Hans Conrad **Schradi** von Reutlingen, Bäder allhie, sein Kind Andreas taufen lassen.

1653 ist Pate: Heinrich **Hüraus** der Balbierer, 1666 wird er „der Bader“ genannt. 1662 zahlt Hanß Jörg **Collonel**, der Bader, 4 Gulden aus der Badstube. 1670 ist die Witwe des verstorbenen Baders Henrich **Herold** als Patin genannt.

Im gleichen Jahr heiratete die Witwe des Baders Jacob **Hierauß** den Georg **Eberle**, den Stadtbader allhie. Dieser starb 1675, bezeichnet als „Bader und Balbierer“.

1676 Hans Jörg **Stüber**, Balbierer und Badergesell, heiratet die Tochter des verstorbenen Kupferschmieds Philipp Zaiß. Als er 1711 Pate ist, benennt ihn der Pfarrer als „Chirurg“. Er hat ein Haus in guter Lage neben dem Pfeifferturm, 1699 zahlt er wegen des Kellerhalses an seinem Haus, der etwas in die Gasse hineinreichte, 6 Kreuzer und 4 Heller an die Stadt. Chirurg bedeutet damals Wundarzt. Mitunter machten die Wundärzte den Apothekern

Konkurrenz und wurden verpflichtet, höchstens Medikamente für äußere Anwendung zu verkaufen. Für Behandlung innerer Krankheiten war der „Medicus“ zuständig. Mancherorts gab es Streit zwischen dem Bader und dem Barbierer wegen Berechtigung zu chirurgischen Verrichtungen. 1739 unternahm unser Chirurg Stüber eine Operation zur Geburt eines Kindes; am nächsten Tag starb die 35 jährige Mutter des Kindes.

Schon damals gab es offenbar einen zweiten Chirurgen in Eppingen, denn 1722 wird Herr Jacob **Stierle** als Chirurg erwähnt. Beinahe 20 Jahre ist Herr Albrecht **Sitzler** als Chirurg hier tätig, genannt von 1727 bis zu seinem Tod 1749, er wurde 48 Jahre alt und hatte eine Tochter des einflußreichen Zollbereiters Leopold Weigand geheiratet. Als Sohn des Gochsheimer Bürgermeisters Sitzler war er bereits 1738 auch in Eppingen Mitglied des Städtischen Gerichts und lutherischer Gemeindevorsteher.



Amputation mit der Knochensäge

1748 liest man vom Chirurgen Caspar **Petri**, als seine Frau vor ihrer Entbindung ihr Testament macht.

Aus Königshofen bei Ansbach kam der Chirurg Cornel Albrecht **Burkhard** und heiratete die Tochter des Chirurgen Petri. Er starb 1799 mit 60 Jahren. 1776, am 16. Oktober, ehelichte seine Tochter Elisabeth den Chirurgen Johann Michael **Klein** vom Asberg. Dieser ist noch 1785 hier tätig. 1776 ist als zweiter Chirurg der Witwer Johann Michael **Himmelseher** hier, der in Hilsbach eine Witwe aus Elsenz heiratete.

Schon 1745 ist der katholische Johann **Eberlin** Chirurg dahier, 1763 der reformierte Chirurg Alexander **Gerlith**, getraut mit Margaretha Dieffenbacher. Sein Sohn Johannes Gürlith beginnt 1828 das medizinische Studium in Heidelberg, bezeichnet als Sohn des Wundarztes in Eppingen.

Johan Georg **Moser**, lutherischer Bürger und Chirurg, holte sich am 20. 9. 1808 aus Hilsbach eine Frau. 1817 ist Ignatius **Bauer** Badischer Amtsphysikus und Doctor dahier. Dr. Carl August **Wilhelm**, von Sickingen kommend, wird hier 1829 Bürger und dann Physikus; sein Sohn August studierte 1852 ebenfalls Medizin in Heidelberg. Wie wir sehen, es bemühten sich in Eppingen immer genügend Wundärzte um die Kranken.

Bemerkenswert ist, daß noch 1790 ein Bader genannt ist: Michael **Schmidt**, Burger und Bader (bei der reformierten Taufe seines Kindes). Ob er noch das Bad bereitete, ist sehr zweifelhaft, vielleicht war er nur als Friseur tätig. Denn um diese Zeit waren die meisten Badstuben längst eingegangen, man fürchtete, im gemeinsam benützten Bad sich eine ansteckende Krankheit zu holen.

Die Freiherren von Gemmingen

Dr. Reinhold Bührlen

Eine heute weit verbreitete, aber ursprünglich im Kraichgau beheimatete Adelsfamilie sind die Freiherren von Gemmingen. Von dem Dorf Gemmingen, nach dem sie sich nennen, breiteten sie sich im Lauf der Jahrhunderte über den Kraichgau und dessen Randgebiete, aber auch weit darüber hinaus aus. Dies geschah einst sowohl durch Heirat bzw. Erbschaft, als auch durch Kauf oder Belehnung und manchmal auch durch Tausch, später in Anpassung an die sich ändernden politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Herkunft der Familie liegt im Dunkeln. Lange war es im Adel Mode, die ältesten Ahnen unter den Römern zu suchen, wozu gelegentlich Namensähnlichkeiten verlockten. Es würde zu weit führen, solchen und anderen Spekulationen hier nachzugehen. Es kann heute als wahrscheinlich, ja fast sicher gelten, daß das Dorf Gemmingen als alemannische Siedlung auf einen Sippenältesten Gammo oder Gemmo zurückgeht und daß diese Siedlung dann in karolingischer Zeit einem verdienten „Ritter“ als Belohnung zu Lehen gegeben wurde, dessen Familie sich von da an von Gemmingen nannte. Woher dieser „Ritter“ kam, liegt, wie gesagt, völlig im Dunkeln. Im Lorsch Codex finden sich zahlreiche Stiftungen aus Gemmingen, doch wohl von Seiten freier Bauern; keiner der Namen jedoch findet sich bei den früheren Herren von Gemmingen, so daß man die Verleihung Gemmingens nicht allzu früh ansetzen sollte. Es liegen zwar urkundlich frühe Nennungen aus dem 9. bis 12. Jahrhun-

dert vor, die durchaus echt sein können, eine Filiation ist jedoch gänzlich unmöglich.

Einigermaßen festen Boden betreten wir erst nach der Stauferzeit. Erschwert wird eine sichere Forschung dadurch, daß der recht kritische Reinhard von Gemmingen, dessen große, zu Beginn des 17. Jahrhunderts geschriebene Familienchronik für alle Späteren als Grundlage diente, mit exakten Quellenangaben sehr spärlich umging. Ein weiterer umfangreicher gemmingenscher Stammbaum von Sebastian Burggrav von Speyer 1594 wird schon von Reinhard als unzuverlässig beurteilt. Endlich hat ein weiteres Glied der Familie, Johann von Gemmingen von der Steingegger Linie, etwa gleichzeitig mit Reinhard ein großes Werk über die Familie verfaßt, das aber recht lückenhaft ist.

Auch in jüngerer Zeit haben sich immer wieder einzelne Glieder der Familie mit deren Geschichte befaßt, ein große zusammenhängende Arbeit hat dann im 19. Jahrhundert der in die Familie eingeheiratete, durch viele lokalgeschichtliche Publikationen bekannte Pfarrer Stocker geschaffen.

Die kritische moderne Forschung geht von Albrecht von Gemmingen aus, der in Urkunden 1268 und 1277 als Siegler bzw. Zeuge erscheint. 1283 muß er schon tot gewesen sein. Wenn man ihn (willkürlich) in die 5. Generation setzt, so wäre in der 4. Hans, der kaiserliche Vogt zu Sinsheim, das damals noch Reichsstadt war, zu er-

wählen. Neben Albrecht begründet sein Bruder Dieter die Linien der Gemmingen genannt von **Hoven** und derer, die **Giener** genannt wurden, während von seinem Bruder Schweiker die Linie der **Velscher** abstammt. Letztere Namen sind ursprünglich wohl scherzhafte Beinamen gewesen (Giener = Gähner), während Hoven auf einen nachweislich alten Besitz in Hoffenheim hinweist. Während alle diese frühen Abzweigungen wie auch die der von **Gemmingen genannt Maier von Wessingen** schon in der 10. bis 12. Generation ausstarben, finden wir in der 6. Generation, vielleicht als Großneffen Albrechts, einen Heinrich von Gemmingen, genannt von Massenbach, von dem das heute noch blühende, mit Gemmingen wappengleiche Geschlecht derer von Massenbach abstammt.

In der 7. Generation teilt sich der Hauptstamm in zwei Stämme A und B. Der Stamm A umfaßt die Linien, die sich von Gemmingen – Steinegg, von Gemmingen – Gemmingen und von Gemmingen – Guttenberg nennen, der Stamm B diejenigen, die heute unter dem Namen von Gemmingen – Hornberg zusammengefaßt sind.

Die **Steinegger Linie** ist die einzige, die bis ins 19. Jahrhundert katholisch geblieben ist, während alle anderen, z. T. schon ganz früh, sich zur Lehre Luthers bekannt haben. Andererseits ist im Stamm B im 18. Jahrhundert wieder ein Rücktritt zur katholischen Kirche erfolgt, so daß die noch blühenden Äste Bürg, Treschklingen und Fränkisch Crumbach wieder katholisch sind.

Die Steinegger Linie unterscheidet sich von den anderen Linien auch noch dadurch, daß es ihr gelang, im nördlichen Schwarzwald, südlich Pforzheim, durch Erwerb mehrerer Orte im sogenannten Hagenschieß ein größeres Gebiet in Besitz zu bekommen mit entsprechenden Burgen und Schlössern, von denen hier nur Tiefenbronn mit seiner an Kunstschatzen reichen Kirche erwähnt sei. Es liegt hier ein Vorstoß in Richtung Rhein vor, wie umgekehrt die badischen Markgrafen mit

Backnang, Besigheim usw. ihre Macht nach Osten hin auszudehnen trachteten. Der acht Dörfer umfassende Besitz wurde 1839 an Baden verkauft und dafür das Rittergut Unterbessenbach bei Aschaffenburg gekauft, wo die Steinegger Linie noch heute blüht. Dieser Linie entstammten neben zahlreichen anderen bedeutenden Klerikern die Fürstbischöfe Johann Otto von Augsburg und Johann Konrad von Eichstätt, der Gründer der berühmten Eichstätter Gartenanlagen und Schöpfer prunkvoller Bauten im Stil des Frühbarocks. Von dem sagenhaften Reichtum ist nach dem 30-jährigen Krieg allerdings kaum etwas übrig geblieben. Fünf Generationen später finden wir in der Fürstäbtissin Maria Anna Margareta von Lindau noch einmal ein prominentes Glied der Steinegger Linie.

Die namengebende Linie von **Gemmingen-Gemmingen** ist praktisch erloschen. Es gab in Gemmingen einst drei Schlösser, von denen jedoch zwei schon seit dem 30-jährigen Krieg verfallen bzw. nur in geringfügigen Resten erhalten sind. Allein das sogenannte Unterschloß befindet sich noch in Besitz der Familie von Gemmingen.



Vorderansicht des unteren Schlosses von Gemmingen

Der 1515 verstorbene Pleikard von Gemmingen wirkte maßgeblich bei der Erneuerung der sogenannten Eselsgesellschaft mit, einem seit 1414 bestehenden ersten Zusammenschluß der Kraichgauer Ritterschaft. Aus diesen Ritterbünden ging später die in Kantone gegliederte Reichsritterschaft hervor, in welcher immer wieder Glieder der Familie als kantonale Direktoren erscheinen. Früh schon fand die Reformation in Gemmingen Eingang, 1520 nach der Reinhard'schen Chronik, und wie lebendig das kulturelle Leben in Gemmingen war, zeigt die Heranziehung bedeutender Gelehrter und Theologen nach Gemmingen und die Gründung einer etwa 100 Jahre bestehenden Lateinschule, aus der berühmte Männer hervorgingen wie Wolf von Dalberg, der spätere Kurfürst von Mainz, oder David Chyträus, Theologieprofessor in Rostock.

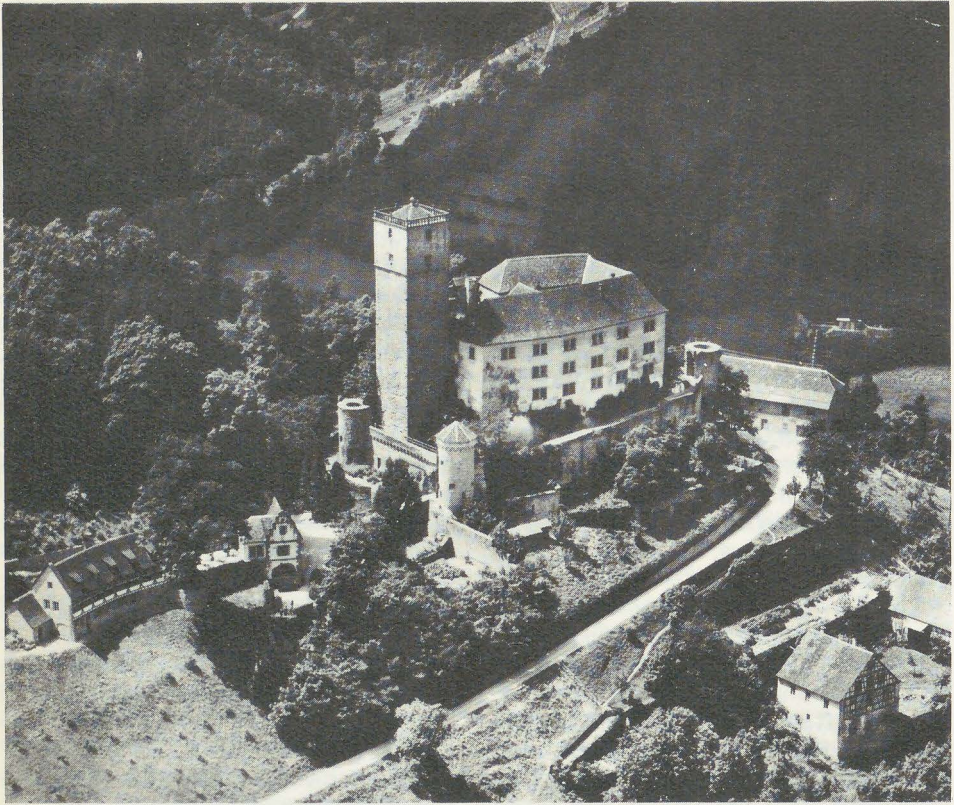
Wenn wir jetzt einmal von den schon früh wieder erloschenen Linien absehen, so fand von Gemmingen aus seit dem 14. Jahrhundert eine stete Ausbreitung in allen Richtungen statt, nach Bürg über dem Kochertal ab 1334; nach Damme (heute Dammhof) 1362, um 1400 in den schon erwähnten Hagenschieß und nach Widern im Jagsttal. 1449 wurde der Guttenberg erworben, etwa gleichzeitig Michelfeld, 1476 Bonfeld, 1492 die Hälfte von Maienfels, 1515 Fürfeld, 1538 Treschklingen, 1549 Presteneck im Kochertal, 1592 Rappenaun, 1612 Hornberg, 1732 Babstadt.

Die **Fürfelder Gemmingen** spalteten sich in vier Zweige, von denen das sogenannte niederländische Haus erloschen ist, das deutsche und amerikanische noch in Kanada bzw. USA blühen, während in Deutschland nur noch die sogenannte Stuttgarter Linie mit einer Familie in Oberstdorf lebt. Das Fürfelder Schloß gehört der Erben-gemeinschaft. Der im 14. und 15. Jahrhundert genannte Ortsadel war wappengleich mit den Neippergern. Der Besitz war samt dem Städtchen Eigentum derer von Helmstadt geworden und von diesen durch Kauf 1515 an Gemmingen gekommen. Durch seine Lage an der württem-

bergisch-badischen Grenze hatte das Städtchen immer eine gewisse Bedeutung. Von einem alten Schloß sind nur geringe Reste erhalten, ein stattliches neues wurde gleich nach dem Kauf von den Herren von Gemmingen gebaut, 1693 von den Franzosen teilweise zerstört, aber von den Besitzern mit barocken Zutaten wieder aufgebaut.

Auch in **Bonfeld** selbst sind heute keine von Gemmingen mehr ansässig. Sie hatten 1476, also wenige Jahrzehnte vor Fürfeld, den Ort ebenfalls von den Herren von Helmstadt erworben. Der noch erhaltene sogenannte Wasserturm ist der einzige Rest eines ersten Schlosses, das sogenannte obere Schloß von 1748 ist heute in bürgerlichem Privatbesitz, das untere, 1784 im Mansardstil erbaute, ist in jüngster Zeit abgebrannt. Die sogenannte Oberschlösserlinie ist erloschen, die Unterschlösser blüht noch als Besitzer und Bewohner des Guttenbergs und in zwei Seitenzweigen des benachbarten Eichhäuser – und des o. g. Dammhofs.

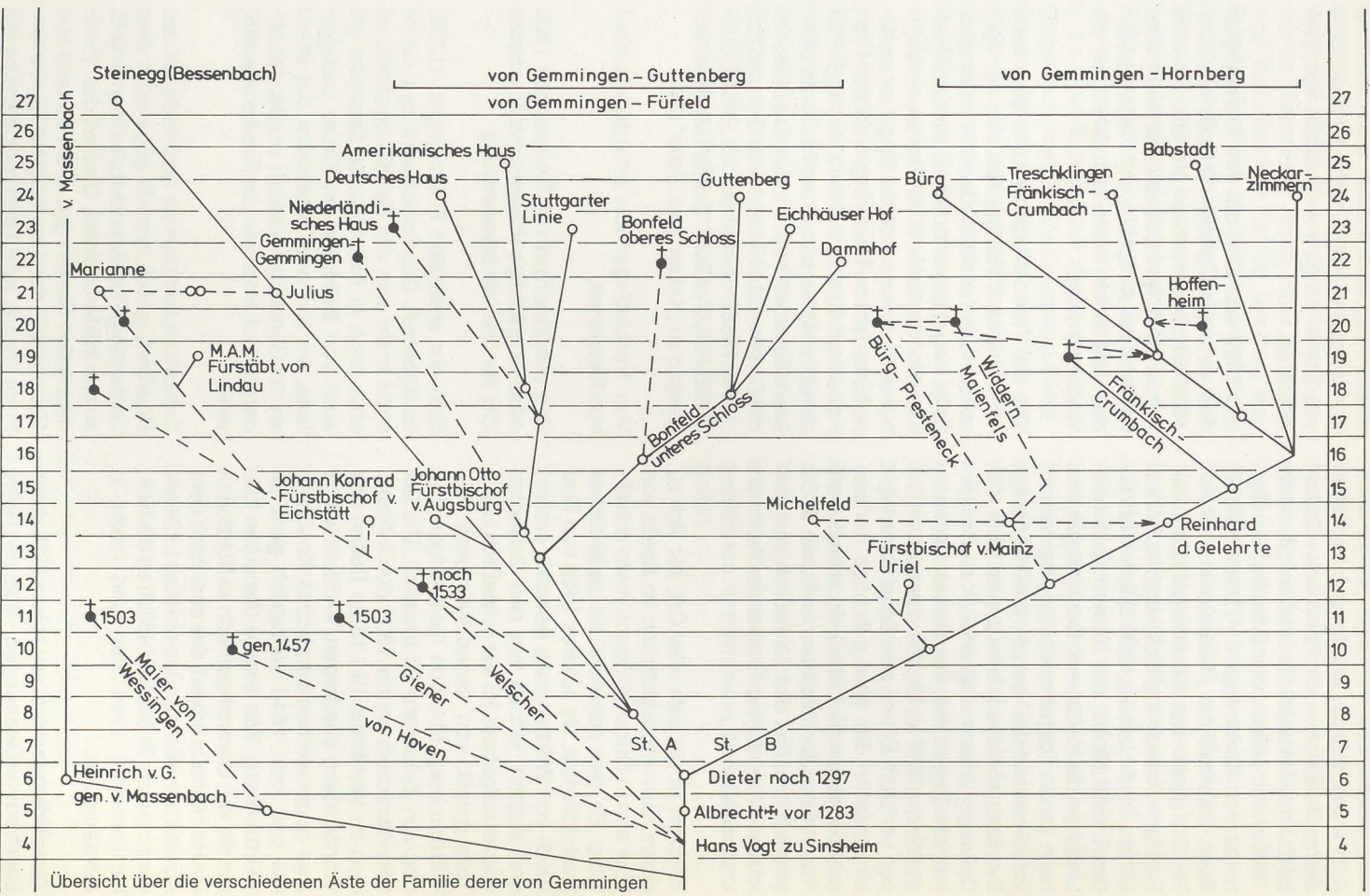
Der Käufer von Bonfeld war Hans von Gemmingen gewesen, der, kurz vor 1400 geboren, bei der geschwisterlichen Teilung 1414 eben 1/6 von Gemmingen, Anteile an Bönningheim und Erligheim sowie Zehnten in Stebbach, Richen und Zimmern erhalten hatte. Das war nicht allzuviel. Aber seine Heirat mit der reichen Katharina von Landschad machte ihn zu einem reichen Mann, so daß er schon 1449 von den Söhnen des verstorbenen Konrads von Weinsberg die Burg **Guttenberg** samt Zubehör kaufte, d. h. mit Neckarmühlbach und Hüffenhardt sowie Anteilen an Siegelsbach und Kälbertshausen. Wie schon erwähnt, folgte 1476 der Kauf von Bonfeld, ferner von halb Ittlingen sowie Richen und Anteilen in Großgartach, Niederhofen, Stetten, Haßmersheim und Pfandbesitz in zahlreichen weiteren Orten, so daß er, als er 1490 starb, seinen Söhnen ein stattliches Erbe hinterlassen konnte. In der Reformationszeit war der Guttenberg schon früh Zentrum und Zuflucht für den neuen Glauben.



Burg Guttenberg, Talspornburg auf das 12. Jahrhundert zurückgehend, seit 1449 im Besitz der Familie von Gemmingen.

Eines der prominentesten Glieder des Guttenberger Astes war Reinhard von Gemmingen, der im 18. Jahrhundert höchste Staatsämter in markgräfllich-badischen und außerbadischen Diensten bekleidete und dazwischen acht Jahre lang Gouverneur der württembergischen Besitzungen im Elsaß und in Frankreich (Mömpelgard) war. Wenden wir uns nun dem nach der 6. Generation beginnenden Stamm B zu, ursprünglich auch **ältere Bürger Linie** genannt, die mit dem 1359 gestorbenen Dieter von Gemmingen beginnt, der mit Anna von Gosheim (heute Gochsen) verheiratet war. Die Burg der Gosheimer lag auf der Höhe über dem Dorf Gosheim und gab bald mit der sich um sie herum entwickelnden Niederlassung der Linie den neuen Namen. Aus ihr zweigte nach der 10. Gene-

ration eine eigene **Michelfelder Linie** ab. Angeblich soll schon Hans von Gemmingen, der kaiserliche Vogt von Sinsheim, 1/6 von Michelfeld zu Lehen besessen haben, vielleicht dasselbe 1/6, das jetzt von Katzenellenbogen als Lehen an die Bürger Linie kam, die auch bald zwei weitere Drittel und das letzte Sechstel erwarb. Aus der Michelfelder Linie ragt Uriel von Gemmingen, der Fürstbischof von Mainz hervor, auch der Humanist Wimpfeling und Albrecht Dürer waren dort zu Gast. Michelfeld kam 1613 nach dem Erlöschen der Linie an Reinhard von Gemmingen (den Gelehrten), den o. g. Schöpfer der großen Gemmingenschen Chronik, der 1612 den Hornberg erworben hatte, und damit an die sich künftig danach nennende Hornberger Linie.



Übersicht über die verschiedenen Äste der Familie derer von Gemmingen

Drei weitere von Stamm B ausgehende Äste waren **Bürg – Presteneck** und **Widdern – Maienfels** sowie **Fränkisch – Crumbach** im Odenwald, die letztlich alle nach 1800 durch Heirat bzw. Erbschaft an Sigmund von Gemmingen – Treschklingen fielen. Unterhalb des „Schlosses zum Stein“ im Dorf Stein am Kocher gelegen, war Presteneck ursprünglich Weinsbergisches Lehen; beide kamen 1335 durch Kauf an das Erzstift Mainz, von diesem später als Lehen an die Herren von Berlichingen, danach an die Echter von Mespelbrunn und von diesen an die Horneke von Hornberg. Die Burg von Stein kam später über die Dalberg – Wieser – Westerholt an die Grafen von Degenfeld, Presteneck dagegen wurde ca. 1549 an Eberhard von Gemmingen verkauft. Er und sein Sohn Hans-Walter erbauten das einst prächtige Renaissance-Wasserschloß, das jedoch nach dem Aussterben der Prestenecker Linie 1831 allmählich verfiel und schließlich von den letzten Erben an die Gemeinde Stein verkauft wurde.

Widdern ist ein sehr alter Ort, der sich zu einem Ganerbenstädtchen im Besitz von über einem Dutzend Eigentümern entwickelte. Es galt zeitweise als gefährliches Raubritternest, als solches 1458 von Graf Ulrich von Württemberg belagert, erobert und zerstört, jedoch von den Ganerben wieder aufgebaut. Es war schließlich in 512 Teile geteilt, von denen Würzburg 192, Württemberg 114, von Gemmingen 110 und von Zyllenhard 96 besaßen. Die Lehensherrschaft wurde 1805 durch Napoleon im Verhältnis 19 : 13 an Baden und Württemberg übertragen, Widdern wurde also badenwürttembergisches Kondominat und kam 1846 vertraglich ganz an Württemberg. Wie andere Ganerben hatten die von Gemmingen sich im Städtchen ein Herrenhaus erbaut, das aber nach dem Aussterben Widdern-Maienfelscher Linie wie deren ganzer Besitz schließlich an die Neckarkzimmerner Linie kam und heute in Privathand ist.

Treschklingen selbst war schon 1538 durch Eberhard von Gemmingen – Bürg den Helm-

städtern abgekauft worden. Der Name leitet sich entweder von Esche + Klinge oder von Ess + Klinge (= Schlucht mit Viehweide) ab.

Um 1590 erbauten die von Gemmingen dort ein neues großes Schloß, das aber 1693 von den Franzosen gründlich zerstört wurde. Anstelle eines geplanten Neubaus trat nun ein Amtshaus mit Nebengebäuden, das noch heute den Besitzern als Wohnung dient.

Von der Treschklingener Linie ging auch ein kleiner Ast **Hoffenheim** aus, der aber schon nach der dritten Generation erlosch. Es ist eingangs vermutet worden, daß Hoffenheim identisch ist mit Hoven, wo Jahrhunderte zuvor schon die längst erloschene Linie der von Gemmingen genannt von Hoven saß. Es wurde dann aufs neue 1769 die erste Hälfte, kurz darauf auch die zweite wieder erworben. Diesem Ast entsproß der Dichter Otto Heinrich von Gemmingen (1755–1836), dessen Drama „DER DEUTSCHE HAUSVATER“ Schiller starke Anregungen zu „Kabale und Liebe“ gab.

Von Treschklingen aus erfolgte der Kauf von **Rappenuau**.

Das von Eberhard von Gemmingen 1600 erbaute prächtige Wasserschloß ist heute Sitz der Gemeindeverwaltung.

Eine der spätesten Erwerbungen (1732) ist **Babstadt**. Das Schloß wird zwar heute nicht mehr von der Familie bewohnt, ist aber noch in ihrem Besitz. Dasselbe gilt auch von **Beihingen** im Kreise Ludwigsburg, wo von zwei Schlössern das ältere an die Gemeinde verkauft wurde, das andere jedoch noch von der Familie bewohnt wird.

Schließlich kommen wir nochmals auf den **Hornberg** zurück, gerade gegenüber dem Guttenberg Repräsentant des Stammes B, so wie letzterer einem Großteil des Stammes A den Namen gab. Ehe Reinhard von Gemmingen den Hornberg mit Neckarkimmern erwarb, saßen dort verschiedene Rit-

ter, deren berühmtester Götze von Berlichingen war. In alten Urkunden ist von zwei Burgen die Rede, die vordere ist der sogenannte Mantelbau, heute nach Renovierung Wohnbau der Familie. Die Burg war schon beim Kauf durch Reinhard wohl in einem wenig wohnlichen Zustand, so daß Reinhard sich ein Herrenhaus in Neckarzimmern bauen ließ. Dort ist er 1635 an der Pest gestorben und liegt in Neckarzimmern begraben. Sein Haus beherbergt heute die Kellerei, in welcher der an den Burghängen wachsende Wein ausgebaut wird. Danach hatte sich die Familie 1755 ein größeres, schloßartiges Wohngebäude erbaut, das heutige Rathaus. In der alten Burganlage befinden sich jetzt ein Hotel mit Restaurant sowie ein kleines Museum.

Trotz erheblicher Einkünfte aus großem Grundbesitz und einst mannigfaltigen Abgaben der Untertanen usw. in allen Linien der Familie mußten sich viele ihr Brot irgendwo sonst suchen. Das geschah, wie wir teilweise schon sahen, in einfachen bis höchsten Stellen im Klerus, beim Militär,

in der Verwaltung, im Forstwesen etc., und zwar in württembergischen so gut wie in badischen, in österreichischen wie in preussischen und anderen Diensten. Unter Karl V. finden wir einen Junker von Gemmingen in der Flotte des Don Juan d'Austria, andere im Heer des Kaisers in Frankreich und Nordafrika; im siebenjährigen Krieg kämpften Vettern auf preussischer wie auf österreichischer Seite gegeneinander, und in neuerer Zeit reicht die Palette vom Hirsauer Bahnhofsvorstand bis zum Präsidenten des evangelischen Konsistoriums, vom einfachen Gärtner zum Gutsbesitzer oder vom Maschinentechniker zum Vorstandsmitglied im Röchling-Konzern, ganz zu schweigen von den amerikanischen Familien, die sich sämtlich bürgerlichen Berufen zugewandt haben.

Diese kurzen Hinweise mögen zeigen, wie es die Familie verstanden hat, sich dem Wandel der Geschichte und der Gesellschaft anzupassen und unter den jeweils gegebenen Verhältnissen ihren Mann zu stellen.

Die „Ratsschänke“

Das älteste Fachwerkhaus im Elsenzgau

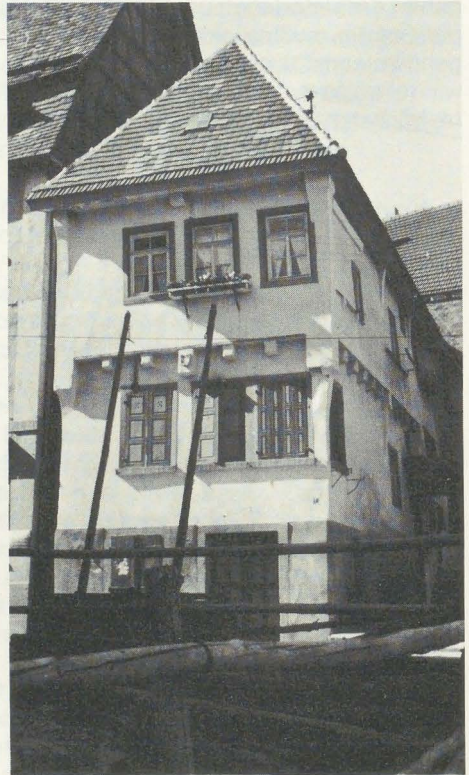
Franz Gehrig

In der Altstadtstraße zu Eppingen erblickt man neben dem wiederhergestellten Eichbrunnen ein bemerkenswertes Fachwerkhaus. Die Holzbohlen an der Wand neben der Haustür lassen auf frühe Erbauung schließen; vor einigen Jahrzehnten waren es noch mehr Bohlen. Betrachten wir dieses älteste Fachwerkhaus unserer Landschaft, eines der ältesten Riegelbauten Süddeutschlands, noch näher. An einem Eckbalken der Straßenseite findet der aufmerksame Beobachter die Jahreszahl 1388; das ist eine für einen Fachwerkbau verblüffend frühe Jahreszahl. Sie besteht bereits aus arabischen Ziffern, was um diese Zeit selten vorkommt. In längeren Inschriften findet man so früh nur römische Zahlen.

An einem Balkenkopf ist ein einköpfiger Adler aufgemalt, den die alten Leute wirklich schon in ihrer Jugendzeit dort sahen. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, er stelle das älteste Stadtwappen Eppingens aus jener Zeit dar, wo das Stadtwappen noch den reichsstädtischen Adler und noch nicht den badischen Schrägbalken gezeigt habe. Das früheste erhaltene Stadtsiegel hängt an einer Urkunde des Jahres 1454 und enthält bereits den Schrägbalken. Da ist die Frage wichtig, ob dieses Haus städtisches Eigentum war. Da nebenan das frühere Rathaus stand, ist über die Besitzgeschichte verhältnismäßig viel zu erfahren.

In der „Kirchengeschichte der Stadt Eppingen“ von H. Wirth steht S. 5: „Die Nikolausfründe hatte ein Haus (Kaplaneihaus)

am Rathaus, welches die Geistliche Administration in Heidelberg am 23. April 1584 an Schultheiß, Bürgermeister und Rat der Stadt Eppingen um 300 Gulden verkaufte. Das Haus war so begrenzt: Unten der Stadt Rathaus, vorn die Gasse, hinten Georg Bauer und Bastian Schmits Erben. Man



Ehemalige „Ratsschänke“ (1388), Altstadtstraße/ Zunfthausgasse 2, alter Zustand, überputzt. (Abbildung nach der Freilegung des Fachwerks S. 102 und Band 1 Rund um den Ottilienberg).

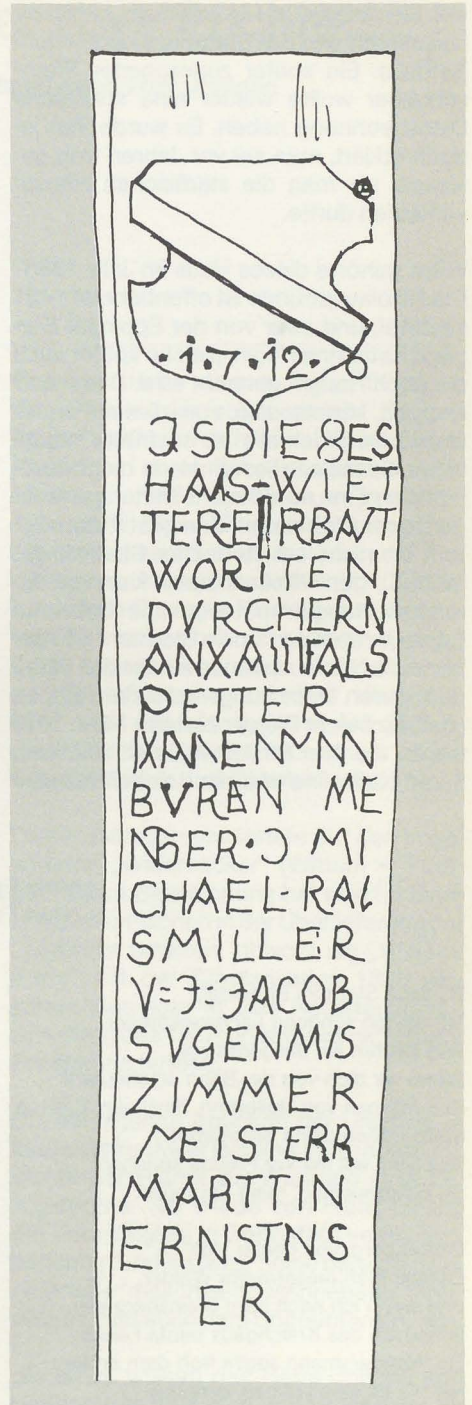
brauchte das Haus nicht mehr, auch war es baufällig und trug nur 5 Gulden jährlichen Hauszins."

Demnach war das Haus damals schon alt, die Stadt muß es hergerichtet haben. Erst am 11. Februar 1749 verkaufte die Stadt „das Stadthaus neben dem Rathaus, einseits das Rathaus, andererseits Herrn Eberlein Scheuer, vornen die Allmend (= Gasse!), hinten Jakob Wanner und Heinrich Gerner, samt dem Platz für 390 Gulden an Herrn Johann Georg Rieger."

Der Käufer war damals reformierter Schulmeister in Eppingen, er kaufte am gleichen Tag von der Stadt für 400 Gulden das „Stadtfleischhaus“, worunter die heutige „Alte Universität“ an der Fleischgasse zu verstehen ist. Es fällt auf, daß er für beide Häuser fast gleich viel bezahlte, das ist in etwa verständlich, da bis nach dem ersten Weltkrieg noch ein weiterer Stock auf unserem alten Haus war. Er wurde abgenommen, weil dieses schön ausladende Stockwerk etwas schief stand und der Nachbar sich dadurch bedroht fühlte. Die spätere Besitzfolge ist noch nicht geklärt. Nach mündlicher Überlieferung stand an einem Backofen im Haus der Familienname Rieger oder ähnlich. Erst in unserem Jahrhundert zog die Familie Nagel ein.

Aus den Jahren 1764 und 1779 wird ersichtlich, daß die Familie Wanner das Haus rückwärts am Kirchplatz besaß wie schon 1749. Eine interessante Notiz im Stadtarchiv bringt aus dem Jahr 1591 die Nachricht, daß damals „das gemein haus hinterm Rathaus“ verkauft werden sollte, was aber der Schultheiß nicht zugelassen hat. Also stand auch hinter dem Rathaus gegen den Kirchplatz zu ein stadteigenes Haus, die Inschrift am Eckpfosten berichtet noch heute von der Wiedererbauung durch die Stadt im Jahr 1712.

Die Stadt stellte in älterer Zeit ziemlich Dienstwohnungen zur Verfügung, da Stadtschreiber und Schultheiß meist von auswärts hierher berufen wurden. Schließlich wurden der Stadt die Reparaturkosten zu



Inschrift am Eckpfosten des „Anwalthauses“ (1712) Zunfthausgasse 1.

viel. Sie veräußerte 1749 deshalb das Stadtfleischhaus und das Stadthaus neben dem Rathaus. Ein später zugezogener Stadtschreiber wollte wieder eine städtische Dienstwohnung haben. Es wurde ihm jedoch erklärt, man sei vor Jahren froh gewesen, als man die städtischen Häuser verkaufen durfte.

Wem gehörte dieses Haus im Jahr 1388? Die Nikolauspfünde ist offenbar erst 1421 gestiftet, und zwar von der Eppinger Bürgerin Katharina Hugin, welche später auch die reich Haugin genannt wird. Das Adlerwappen könnte also von dieser Familie stammen, jedenfalls ist so früher städtischer Besitz an diesem Haus nicht anzunehmen. Eine ausführliche Stiftungsurkunde dieser Pfründe mit den gestifteten Gütern ist nicht erhalten. Das Besetzungsrecht für den Nikolauskaplan kam von der reichen Haugin später an die bekannte Eppinger Patrizierfamilie Diemar. 1540 gehörte die Nikolauspfünde zu den drei Pfründen, deren Besetzungsrecht dem Eppinger Geschlecht Diemar zustand. Noch 1576 waren die drei Pfründen Sankt Nikolaus, Sankt Katharina und die Reichen-Hugin-

Pfründ im Besitz eines Diemar. Er mußte sie dann bald an die Geistliche Güterverwaltung in Heidelberg abgeben. Das Adlerwappen an unserem Haus dürfte also das Wappen der Familie Hug sein. Öfters kommen in Familienwappen auch Adler vor.

Vor einigen Jahren wurde der schöne Name „Ratsschänke“ für dieses älteste Fachwerkhaus erfunden, weil daneben das alte Rathaus stand. Wenn auch kein Gasthaus in diesem Haus nachzuweisen ist, so ist der Name Ratsschänke doch gut gewählt, denn wahrscheinlich haben die Ratsherren mitunter auch in diesem Haus gezecht. Urkundlich gesichert ist aber aus dem Jahr 1749 die Bezeichnung „Stadthaus“. Etwas früher wohnte ein Schultheiß im „oberen Rathaus“; damit wird ebenfalls dieses Haus gemeint sein, da es oberhalb vom eigentlichen Rathaus stand und Stadteigentum war.

Was am jetzigen Haus noch ältester Bestand ist, kann nur durch eingehende und umständliche Untersuchungen festgestellt werden.

Mein Eppingen (Curt Franke)

Du liebe Stadt im Elsenzthal,
Mit deinen schönen Fachwerkbauten,
Wie freuten wir uns jedesmal,
Wenn wir dich von der Bahn erschauten!
Kommt man von Heilbronn, Sinsheim, Bretten,
Stolz grüßen deine Silhouetten;
Das Herz will mir vor Freude springen:
Du Elsenzkleinod, mein Eppingen.

Ottlienberg, von deiner Höh'
Erblickt man meilenweite Wälder,
Und wenn ich nach dem Steinsberg seh,
Schau ich des Kraichgaus bunte Felder.
Ein Wandersmann sagt's froh dem andern:
Hier ist es eine Lust zu wandern!
Drum muß ich laut und fröhlich singen:
Du Elsenzkleinod, mein Eppingen.

Kartoffeln, Zuckerrüben, Korn,
Zichorie wächst auf deinen Hügeln.
Ein Bier braut Zorn wohl nicht im Zorn,
Das kann den stärksten Mann beflügeln.
Wein wächst kaum noch auf deinen Höhen,
Doch ringsum edle Reben stehn.
Im Kraichgau soll ein Hoch dir klingen:
Du Elsenzkleinod, mein Eppingen.

In alten Zeiten standest du
Als freie Reichsstadt hoch in Ehren.
Manch harte Kriegsnot zwang dazu,
Dich tapfer deiner Haut zu wehren.
Von Landesherrn wardst du verpfändet,
Doch alles hat sich gut gewendet;
Die Zukunft mög viel Glück dir bringen:
Du Elsenzkleinod, mein Eppingen.

„... durch die mark der drier fruchte ...“

Flurgang durch Eppinger Gemarkungen anhand einer alten Urkunde

Karl Dettling

Zu einem Flurspaziergang „um den Ottilienberg“ lädt das Studium einer alten Urkunde ein, die als eine Aufstellung von Zehnt- und anderen Berechtigungen bei einem spätmittelalterlichen Grundstückshandel entstanden ist. Diese Bestandsliste der veräußerten Rechte gibt durch ihre teilweise recht genauen Lagebezeichnungen einen interessanten Einblick in die Gemarkungs- und Besitzverhältnisse zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Die Urkunde ist ohne Datumsangabe. Sie ist als Abschrift verwahrt im Kopialbuch des Klosters Hirschhorn, das sich heute im Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt befindet. Als Zeitpunkt ihrer Abfassung können die Jahre 1408 bis 1410 angenommen werden, denn die unmittelbare Ursache für diese Niederschrift ist sehr wohl bekannt.

Im Jahre 1407 verkauften nämlich Wolf Göler von Ravensburg und seine Gemahlin Anna von Ehrenberg ihr Patronatsrecht auf einer Eppinger Pfarrei mit allem Zugehörenden und allen Rechten an den Ritter Johannes von Hirschhorn und dessen Frau Yland, Wildgräfin zu Daun, wozu Bischof Rabanus von Speyer seine Zustimmung gab. Noch im gleichen Jahre schenkten die neuen Besitzer dieses Patronatsrecht mit dem sechsten Teil des Zehnten und dem Vorzehnten sowie die zur Pfarrei gehörenden Güter dem Kloster der Karmeliten zu Hirschhorn. Im September 1409 bestätigte Papst Gregor XII. die Übergabe des Patronatsrechts an das Kloster¹. Unmittelbar vor- oder nachher muß unsere Urkunde entstanden sein.

Eppingen hatte damals zwei Pfarrpfründen. Neben der sogenannten „Speyrer Pfarrei“ gab es noch eine „Hirschhorner Pfarrei“, um deren Patronatsrecht, das die Herren von Göler ausübten, es in diesem Falle geht. Diese Dinge sind schon hinreichend beschrieben worden und bedürfen hier keiner Wiederholung². Für die betroffene Eppinger Pfarrei hatte aber der Handel noch eine unmittelbare Bedeutung, bezog diese doch aus der sogenannten „Pastorie und dem Kirchsatz“ bzw. aus den dazugehörenden Gütern und Rechten jährlich 20 Malter Korn, 5 Malter Dinkel und 5 Malter Hafer.

Dieses Bezugsrecht lastete auf den sogenannten „Widemäcker“ (Wittum = Pfarrgut). Diese Bezeichnung hat sich für manche dieser Flächen in der Überlieferung der Landwirte erhalten, obwohl die „Widemäcker“ mit der Säkularisation 1803 verschwanden und in den Katasterwerken zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht mehr Erwähnung fanden.

Die vorliegende Abschrift der Urkunde, in heute sehr schwer lesbarer Form abgefaßt, diente der Pfarrei zur Wahrung ihrer Bezugsrechte. Sie wurde von Franz Gehrig mit dem Original in Darmstadt verglichen, berichtigt und ergänzt. Seine daraufhin angefertigte maschinengeschriebene Übersetzung hilft auch dem Ungeübteren weiter.

„Es ist zu wissen das Herre Johann von Hirßhorn die pastorien und kirchensatz zu Eppingen gekauft hat umb wolf Goler von Ravensperg, was er da gehabt hat mit

name ein sechsten teil an dem großen zehenden daselbst durch die mark der drier fruchte und auch an dem winzehen den und auch erweiß (Erbsen), wicken, linsen und gersten"; so beginnt die Aufzählung der Rechte.

Dann werden die bereits erwähnten „ecker die in die widem gehören" und der Anspruch des Pfarrers genannt: „In dem Flure gen Mullenbach hinuß, gehören XXXVIII (= 34) morgen ackers . . .

Item der ligen VIII morgen zu Bulnersee an der von Mullenbach Ecker gelegen dem rintwege, die man da nennet des pfaffen acker . . .", 20 Morgen zu „Eirißbrucken", 1 Morgen „dinkel ackers unden in dem kirßgrunde wendent uff die wiesen am Heydel" und 5 Morgen „an der wiesen gen der statt hineine und zwischen dem phannen gelegen an dem seichbühel".

Um 29 Morgen handelt es sich „in dem Flure gen Rohrbach hinuß". Hier werden genannt: „Rohrbacher weg", „Kitzingsgrund am Elsentzer weg", „uff dem Pfaffenberge gelegen am Bertzhölzlewalt by der wart", „Pfad an der Abrechtsgruben", „uff dem Rode . . ."

31 Morgen lagen „in dem flure gegen Ryechen", im „Russenberge" (Risselberg), „Richener weg", „Nunnental", „Zimmerer Pfad", „spitzen mule" und „Steinacker"! Zu den „widem" gehörten auch 5 Morgen Wiesen in der „mulbach" und ebensoviele „in der spitzen mulen" sowie ein Weingarten und eine Wiese bei der Stadt. Der Pfarrer von Eppingen mußte zwei Malter Hafer und zwei Gänse jährlich dafür geben, daß man ihn die Wiesen wässern ließ, wofür er als Unterpfad 4 Morgen Wiesen, in der „mullenbach gelegen", stellen mußte. Leider hört damit die Namensausbeute für die Gemarkung Eppingen auf, wenn man von den später hinzugefügten Aufzählungen des Vorzehnten absieht, die sich ebenfalls nach der Einteilung der Dreifelderfluren gegen Richen, gegen Rohrbach und gegen „Mullenbach" richten. Hier sind lediglich aufgezählt:

Gegen Richen: Alter Adelshofener Weg, Obere Mühl, Spitzmühl; gegen Rohrbach: Lohnbach, Steingassen und Rode (Rot); gegen Mullenbach: „süssen teiche, stosset uff daz bruch". Hier ist auch von einem „Otiligenacker" die Rede, der vielleicht dem Ottilienberg gestiftet wurde, und vom „Neuenberg inwendig des Rotenbergs". Dagegen ist die Aufzählung für die Gemarkung Mühlbach weit ausführlicher. Hier lag der Großteil des Kaufgutes, den man offenbar besonders genau beschrieb. Zieht man zur Ergänzung die sehr ausführliche Zehntbeschreibung der Stadt Eppingen aus dem Jahre 1582 als jüngere Ergänzung hinzu, gewinnt man bis auf wenige Einzelheiten einen ziemlich umfassenden Überblick über die damalige Gemarkungseinteilung. Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, alle Angaben und Hinweise zu deuten und zu erklären. Neben einer Gegenüberstellung der gefundenen Gewinnbezeichnungen mit den Bezeichnungen, die heute noch gängig oder sogar offiziell sind, sollen hier nur die wichtigsten Hinweise verfolgt werden.

Leider fehlt die Bezeichnung der zuerst aufgeführten Flur. Die Schilderung der Gewanne deckt sich jedoch mit der ein Jahrhundert später gebräuchlichen Flur „Lengelfeld". Gleich zu Beginn der Aufzählung wird auch der Acker der „Gerugin" im „langfelt" erwähnt. Der Name, später „Längenfeld", blieb der Flur solange, bis diese Bezeichnungen aus der Mode kamen. Als die beiden weiteren Fluren nennt die Urkunde „die Binspach" und „an den Quatlendern". Diese Namen wurden später ersetzt durch „Hesselberg" und „Seliggrund". Beide waren bis 1860 noch als Gewannnamen gebräuchlich, wovon heute schließlich nur noch „Binsbach" übrigblieb.

Manche der in der Urkunde genannten großen Einzelgrundstücke lassen sich noch an der Form der jetzigen Belegenheitsgewanne nachempfinden, da zwar die intensive Realteilung, noch nicht aber die Flurbereinigung über sie hinweggegangen ist. Als ein Beispiel dafür mag das Gewinn

Gegenüberstellung

Bezeichnung in der Urkunde:

Heute bekannt als:

Lynbrunner Weg	Leonbronnerhohl
Zwischen den Weilern	In den Weiler
lengenfelt - langfelt -	Längenfeld
Wolfberg	Wolfberg
Schallenberg	Schallenberg
Hutberg	Hutberg, 1582: Wartbühl
Kirchberg	Kirchwengert
Kaldental	Kaltenberg
Schelmenhelden	Schelmenhelde
Rotenlande	Rotenland
Mullerberge	Willensberg, 1582: Müllerberg
Wande	Wanne
bickel ecker	Buckelrain
Heiselberg	Hesselberg
Syferinberg	Schauenberg
Fladenacker	Klein Flürle
geroltsetzer Weg	Götzingerweg
rorer, auch: rohrer	Röhrich
Kirßbaum	Kirschmann
herephat	Hörpfad, auch: Hühnerpfad
Spengeler	Spengler
Nollenberg	(unbekannt, nahe Längenfeld)
Zymmermannsklingen	Zimmermannsklinge (Lerchenberg)
Kreben	Kreben (heute: Legel)
multe	Mulde
Lichtenberg	Lichtenberg
hungerbrunne	Hungerbrunnen
lepperer	--
Knuppinacker	Knauppenäcker
diestel ecker	Ziegeläcker
Rote stege, auch Rotte Steige	Roterschneidersweg
bodem	Bodem
tiefen weg	Tiefe Hohl
klingen ecker	Hoheneck
Eppinger lant	Hänggrund
frien ecker	Freienäcker
offenburgs acker	Offenburgerweg
gluerdin acker	Kluel
steine ecker	Steinäcker
swartzen acker	Schwarzer Michel

„In den Zwölf Morgen“ stehen. Die Urkunde von 1408 beschreibt offensichtlich die Lage dieses Gewannes, das eingebettet liegt zwischen dem „Röhrich“ und den „Schlettichwiesen“: „Item XII morgen daz da heist an dem sprewer under dem Rorer und ziehet herab off die wiesen“. Die 12 Morgen des Herrn Johannes lassen sich unschwer noch aus der Flurkarte errechnen, die die alte Ackergröße jetzt als Gewannbezeichnung übernimmt. Manche Flurnamen sind fast unverändert bis auf den heutigen Tag in der amtlichen Flurkarte erhalten. Viele standen noch im alten Lagerbuch von 1812, und jeder ältere Mühlbacher weiß ihre Namen und ihre Lage.

Keine Beziehung fanden: gryndel ecker, spitze morgen, buben acker, krutz acker, brun acker u. Bentzen-acker. Trotzdem konnten fast alle der vor 600 Jahren angewandten Bezeichnungen gedeutet oder eingeordnet werden.

Eine Bezeichnung, nämlich „eigelacker“, verdient eine nähere Aufmerksamkeit, da dieser Name offenbar einen Hinweis auf ein Bauwerk aus der antiken Frühgeschichte der Gemarkung darstellt. Für die gleiche Lage finden wir 1582 die klare Definition „Römergrund“. Die jeweils gleiche Einordnung in der Reihenfolge der Fluraufzählung weist darauf hin, daß es sich dabei um einen Teil des heutigen „Längenfeldes“ handeln muß, für den in späteren Jahrhunderten der ebenfalls beziehungsreiche Gewannname „Hohenstein“ stand. Drei Hinweise also auf ein altes Bauwerk oder dessen Reste, die in einem Falle schon klar den Römern zugeordnet werden konnten. Seit 1864 ist der letzte Hinweis aus den Flurbüchern verschwunden. Aber genau an der durch die urkundlichen Hinweise vermuteten Stelle fand Manfred Pfefferle im Dezember 1980 die ersten Ziegel- und Mauerreste, eindeutig römischen Ursprungs, auf der Ackeroberfläche.

Der Name „Eigel“ wird vielfach für die Bezeichnung „Adler“ verwendet. Das Wort wird abgeleitet von „aquila“, der lateini-

schen Bezeichnung für Adler, von diesem leitet sich wiederum das althochdeutsche „aigil“ ab. Der königliche Vogel des Jupiter könnte zwar auf einem römischen Bauwerk sichtbar gewesen sein, jedoch zur Zeit der Erstellung der Urkunde war dies sicher unwahrscheinlich. Der Deutung des Wortes aus neueren Forschungen darf daher mehr Vertrauen geschenkt werden.

„Eigel“ (in Mainz befindet sich an der ehemals römischen Befestigungsanlage ein Turm mit gleicher Bezeichnung) leiten mehrere Forscher von dem mittelalterlichen Wort „agulia“ oder „agila“ her, das soviel wie Obelisk, Säule oder allgemein jedes hochaufragende Denkmal bedeuten kann (z. B. Igeler Säule)³. Noch im ausgehenden Mittelalter waren demnach wohl römische Bauwerksreste vorhanden, was den hier vermuteten römischen Gutshof archäologisch noch interessanter macht. Einen zweiten Hinweis auf ein antikes Bauwerk entnahm der Verfasser der alten Urkunde, der sich in der Zwischenzeit ebenfalls als stichhaltig erwies, nämlich den Hinweis auf eine sehr alte Straßenverbindung. Die Urkunde spricht von einer „Straße“, im übrigen nur von Wegen oder Pfaden (pfat). Fast alle haben besondere Namen, insbesondere soweit sie auch als Verbindungswege zu den Nachbargemeinden gedient haben. Die erwähnte Straße ist mehrfacher Orientierungspunkt für die Gewannbeschreibung und eindeutig identisch mit dem heutigen „Binsbachweg“, der Begrenzung der Baugebiete „Vordere Binsbach“ und „Spengler“ nach Osten. In der Überlieferung der Dorfbewohner wird sie immer wieder als „Römerstraße“ klassifiziert; es zeigt sich nun anhand der Urkunde, daß dieser Weg tatsächlich sehr alt ist.

Wenn zu Beginn des 15. Jahrhunderts von einer „Straße“ gesprochen wird, so handelt es sich dabei entweder um eine alte Wegverbindung oder um eine „neuere“ Handelsstraße. Im ersteren Falle ist man sofort bereit, an eine Wegverbindung römischer Herkunft zu denken, was, wie sich in unserem Falle zeigte, manchmal durchaus



- | | | |
|--|--|---|
| 1. Nieder-Mullenbach mit Kloster | 7. „Zwölf Morgen“ | 15. Sulzfelderweg vom Oberdorf (Verbindung zur „Straße“) |
| 2. Ober-Mullenbach | 8. Ottilienpfade vom Kloster und der Mühle | 15a. Sulzfelderweg vom Unterdorf und Mühle |
| 3. Begonnene Steingrube | 9. Eppinger Weg | 16. Ochsenburger Weg |
| 4. Römische Straße | 10. Reitweg (heute, L 528) (Rintweg) | 17. „Mullenstatt“ (Mühle) |
| 5. Geräntsetzersweg (Götzingenweg) | 11. Ungfähiger Standort des „Eigelackers“ | 18. Steige, im äußeren Teil „Rote Steige“ |
| 6. Flur „Quatlender“ (dunkel) | 12. Rohrbacher Weg | 19. Kleingartacherweg |
| 6a. Späteres Gewinn „Quatlender“, Gewinn | 13. Leonbronnerweg | 20. ... spätere „Zaberfelder Straße“ (Plattenweg) |
| | 14. Vermuteter Standort des „Bildes“ | 21. Hutberg (später auch „Wartberg“) gehört zur Flur Binsbach |

eine Berechtigung hat. Zweifel sind jedoch solange angebracht, bis entsprechende Beweise durch Bodenfunde erbracht sind.

Ursprünglich wurden mit der Bezeichnung „Straße“ nur die ausgesprochenen Fahrwege versehen, die planmäßig angelegt und befestigt waren bzw. einen künstlichen Aufbau aufwiesen und fast ausschließlich nur dem Überlandverkehr dienten. Echte neue Wegverbindungen, unabhängig vom alten römischen Straßennetz, entstanden in nennenswerter Anzahl im ehemals romanisierten süddeutschen Raum erst im 12. und 13. Jahrhundert. Sie dienten vorwiegend dem Verkehr zwischen den neu entstehenden Städten und damit ganz anderen Bedürfnissen als ihre antiken Vorgänger. In unserem Falle wird, wie gesagt, von einer sehr alten Verbindung gesprochen. Es handelt sich um einen Urweg schon aus vorrömischer Zeit; diesem gaben die Römer wohl die erste feste Decke, wie inzwischen archäologisch bestätigt wurde. Doch mehr hierüber in dem speziellen Bericht über die sensationelle Auffindung einer römischen Straße im südlichen Stadtgebiet⁴.

Trotzdem sei hier vermerkt, daß diese urkundliche Erwähnung der letzte Anstoß für den Verfasser war, jetzt intensiv der Sache nachzugehen. Eine Parallele ergibt sich dabei zu der Auffindung der römischen Baureste in Mühlbach, wie bereits erwähnt, bzw. der Vermutung von Franz Gehrig in seiner oben erwähnten Abhandlung „Vom Königshof zur staufischen Reichsstadt“⁵. Die auf die untergegangene Siedlung „Witengawenhusen“ hinweisende Wegbezeichnung in einer alten Urkunde deutet die Richtung an, in der zu suchen ist.

Hierher paßt ein Wort unseres Dührener Landsmannes Prof. Dr. Karl Schumacher, der in seinem grundlegenden Werk über die Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, das Kapitel über die Römerstraßen abschließt: „Wie wir gesehen haben, bildet sie (die Straßenforschung) nicht nur die wichtigste Grundlage für die

gesamte Besiedlungsgeschichte eines Landes, sondern sie läßt auch die allmählichen Etappen militärischer Okkupation und friedlicher Kolonisation sicherer erkennen, als es die Kastelle und Dörfer tun, ebenso wie sie die Bahnen und die Ausdehnung fremder Kultureinflüsse deutlich offenbart.“⁶

Beim Vergleich der beiden schon wiederholt erwähnten Urkunden aus den Jahren 1408/10 bzw. 1582 fällt auf, daß in der älteren Darstellung nur von der Straße gemeinhin die Rede ist, z. B. „bis zur Straße ußhin“, ohne daß eine Namensbezeichnung beigelegt ist. 1582 hat die Verbindung dann die Bezeichnung „Zaberfelderstraße“ und weist damit auf die eingeschränkte Bedeutung als Ortsverbindung hin. Zwei Jahrhunderte vorher diente sie offenbar noch dem Fernverkehr und damit ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung, wenn auch wahrscheinlich nicht mehr mit den frühgeschichtlichen Anschlüssen. Es ist anzunehmen, daß die Fernverkehrsnutzung inzwischen den sich ausbreitenden Geleitstraßen zum Opfer fiel, die die Landesherrn zu ihrem eigenen Profite eingeführt hatten. Eine solche Straße führte von Brackenheim über den Heuchelberg nach Gemmingen – Richen gegen Sinsheim, womit der weiterführende Überlandverkehr endgültig in eine andere Richtung gelenkt wurde⁷.

Der nach Nordwesten in Richtung Rohrbach zu vermutende Anschlußteil in der Flur „Lengenfeld“ dürfte wohl der Dreifelderwirtschaft bei deren Einführung zum Opfer gefallen sein, da er die Flur ungünstig durchschnitt. Jetzt orientierte man sich am „Rintwege“, dem „Randwege“, der die Fluren trennte, weshalb die Straße hier abbricht und nur in heute noch erhaltener südöstlicher Richtung der Flureinteilung diente.

Die Führung der alten Gemeindeverbindungswege läßt unschwer erkennen, daß sie alle, ob sie nun aus dem oberen Zabergäu, aus Eppingen, Sulzfeld, Rohrbach oder Kleingartach herkommen, irgend-

wann einmal eine Anbindung an unsere Straße finden, wenn die Hauptrichtung auch unzweifelhaft primär zum Dorf und Kloster bzw. zu den beiden Weilern Mühlbachs geht. Die Hauptverbindung mit dem alten Sulzfeld, das sich damals um die heutige Kirche gruppierte, verlief beispielsweise über die Weinberge am „Frösberg“ zum oberen Mühlbacher Weiler und hatte von dort über die Steige Anschluß an die erwähnte Straße, womit die einfachste Verbindung zum unteren Zabergräu gewährleistet war. Die Urkunde erwähnt auf diesem Weg zu den Weinbergen „zum Lichtenberg ußhin“ einen Bildstock.

Die Bedeutung des Weges wird in späteren Jahrhunderten bestätigt durch die Aufstellung einer Zollstation, wofür es mehrere Hinweise gibt (z. B. Gewann „Zollhütte“).

Einige Rätsel gibt die Bezeichnung „Yringspat“ oder „Irigsphot“ auf, wovon diese zwei Schreibweisen vorhanden sind. Offenbar hat der protokollierende Schreiber die Bezeichnungen nach dem Gehör niedergeschrieben, was natürlich auch Schreibfehler zur Folge hat. Nach der Beschreibung „unter den Weinbergen an der Schelmenhelde herziehend“, könnte es durchaus ein Stück der alten Straße gewesen sein, die hier irgendwo ihre Bahn in nordwestlicher Richtung fortsetzte. Iringsweg nannten die Germanen die Milchstraße am Himmel. Sollte der große Weg, der sich gleichsam dem Abbild am Himmel quer über die Gemarkung zog, mit diesem Namen bedacht worden sein? So sehr Zweifel angebracht sind, zumal die Schreibweise nicht verbürgt ist, bleibt doch zu beobachten, daß sich sehr viele uralte Bezeichnungen in diesem interessanten Dokument widerspiegeln.

Der genannte Pfad muß entlang des Gewanns „Wanne“ verlaufen sein. Hier wird auch der Anstieg der Straße vom Tal des „Himmelreichbaches“ vermutet. Ein Teil des genannten Gewanns wurde früher mit „Grasweg“ bezeichnet. Noch 1582 wurde dafür „Großweg“ geschrieben. Heute ist es schwer, Beweise für diese Annahme zu

finden. Denn in jahrhundertelanger Bewirtschaftung haben fleißige Bauernhände jeden Stein vom Felde gelesen, falls ein solcher aus der Tiefe hochgepflügt wurde.

Im Zusammenhang mit der Untersuchung der Wegführungen darf der Flurbezeichnung „Quatlender“ (quadratisch eingeteilte Länder) einige Aufmerksamkeit geschenkt werden. Noch 1812 finden wir diesen Namen als Bezeichnung eines kleineren Gewanns in der nunmehr mit „Seeliggrund“ bezeichneten Flur, die nach der neuen Flureinteilung ab 1864 zum Gewann „Vordere Binsbach“ gehört. Mit der Bezeichnung einer ganzen Flur der Dreifelderwirtschaft wurde man wohl eher der ursprünglichen Bedeutung gerecht. Hier waren quadratische oder rechteckige Ackergrundstücke entstanden, die sich an der schnurgeraden Führung der alten Römerstraße orientierten, die diese Flur durchschnitten, wie aus der Aufzählung der dazugehörigen Gewanne beweisbar ist. Wir wissen, daß die Römer ihre Ackerflur in solch geradlinigen Einheiten einteilten. Sollte also die Bezeichnung „Quatlender“ der alten, noch vorhandenen Feldeinteilung entsprechen? Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß dem so war, nachdem nach wie vor der alte Verkehrsweg die Grundlinie dieser Einteilung bildet. In diesem Falle hätten wir dann allerdings einige der vielgesuchten „Dekumatenäcker“ des Tacitus⁸ vor uns! Unterstützung erhält diese Meinung durch eine weitere in der Urkunde genannte Wegführung. Im rechten Winkel zweigt von der alten Straße der heutige „Götzingerweg“ ab, der früher offensichtlich ebenfalls der Flureinteilung diente. Aus der Bezeichnung der Urkunde mit „Geroltsetzer-“ bzw. „Gerantsetzersweg“ werden wir auf seine ursprüngliche Bestimmung hingeführt. Das heutige Wort „geradesetzen“ ist damit gemeint, womit wir wieder zu dem Schluß kommen, daß an diesem Weg die rechtwinkeligen Acker-einteilungen ausgerichtet wurden. An ihn grenzen auch die sogenannten „Kinichs- oder Königsäcker“. Sind sie ein Überbleibsel des Reichsgutbesitzes? Dabei könnte es sich wohl um kaiserlich-

römischen Domänenbesitz als auch um deutsches Königseigentum oder um beides handeln.

Eine ganz besondere Bedeutung hat die Hirschhorner Urkunde jedoch in Bezug auf den Ottilienberg. Zweimal wird in ihr als Gewannabgrenzung von dem „phat der da gehet von der mulenstat gein sant Ottilienberg“ gesprochen und damit bestätigt, daß der Ottilienberg zu diesem Zeitpunkt (ca. 1410) schon bestand.

Beide Male ist die Erwähnung in Zusammenhang mit der „mulenstat“ gebracht, von der der Pfad ausgehe. Die an diesen Pfad nach der Beschreibung angrenzenden Gewanne wie „Bickelecker“ oder „Schelmenhelden“ lassen sich heute noch nachweisen. Damit kann unschwer festgestellt werden, daß mit der Bezeichnung „mulenstat“ eine damals schon bestehende Mühle gemeint war, deren Standort mit der späteren Reimoldmühle, dem heutigen Plastikwerk, identisch war.

Der Verlauf des Pfades kann noch leicht rekonstruiert werden. Er führte von der Mühle über den Buckelrain (Bickelecker), über den Willensberg (Müllerberg) und den Spengler- bzw. Kirschmannweg schnurgerade zum Ottilienberg. Im unteren Kirschmann nahm er den Pfad auf, der aus Richtung des Klosters zum Ottilienberg führte. Noch 1812 hieß die Fortsetzung dieses Weges zwischen den Gewannen „Schauenberg“ und „Schlettich“ St. Ottilienpfad, aus dem später der „Jägersweg“ wurde.

Eine Verwechslung mit dem Ort Mühlbach selber ist gar nicht möglich, denn sobald sie den Ort meint, spricht die Urkunde von „mullenbach“, z. B. an dem phat der da geet von dem closter zu mullenbach hinof“. Es muß also zwischen dem Ottilienberg und der Mühlbacher Mühle ein Zusammenhang bestanden haben. Wahrscheinlich diente sie der Versorgung der Wallfahrer, die zu dem Ottilienheiligtum pilgerten.

Nachdem besagte Mühle 120 Jahre nach der Stiftung Heinrichs von Brettach an das Wilhelmitenloster an dieser Stelle stand, an der wir heute noch ihre Nachfolgerin finden, kann mit Recht angenommen werden, daß sie es war, die dem Dorfe den Namen gab. „Mulenbach“ wardie erste Schreibweise. Die Mühle war damit vorher da, sonst wäre kein Mühl-Bach notwendig gewesen. Ihre Entstehungszeit läßt sich nur vermuten, worüber auch hier nicht weiter nachgedacht werden soll.

Eine Menge von Hinweisen und Erklärungen verdanken wir damit dieser alten Urkunde, die hier keineswegs erschöpfend behandelt worden ist. Es würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, würde auf alle Einzelheiten eingegangen werden. Ergiebig zeigt sich diese Quelle, wie bereits erwähnt, vor allem in Bezug auf die Gemarkung Mühlbach, deren genaue Kenntnis durch den Verfasser der Auswertung förderlich war. Der Versuch eines Überblicks soll aber nicht abgeschlossen werden, ohne auch auf die Gemarkungen Rohrbach und Elsenz enthaltenen kürzeren Hinweise einzugehen.

„Diß sint die ußzehenden zu Rorbach die Heren Johans von Hirßhorn zugehörent und Ravan Giener“, so beginnt die Aufzählung der Rohrbacher Güter. Vielfach wird der Name „Eberhard Wieder“ oder „Wyder“ genannt, der damals in Rohrbach anscheinend sehr begütert war. Eine Aufzählung der Fluren bzw. Zelgen fehlt. Auch an Gewannamen ist Mangel. Folgende werden genannt: an der Hube, an dem Zielgrunde, an dem Berner, an dem Steinhartzgrunde, Noßenacker, Pfaffenacker, Heugern (Haigern), Lantzhüsener Bruch, Burgkelsbrunnen und Zeisenhüsenerpfad. Auch von einer Straße ist die Rede, allerdings ohne nähere Angaben, so daß keine nähere Bestimmung getroffen werden kann.

Im Gegensatz zu Eppingen und Mühlbach, wo von „Fluren“ gesprochen wird, benennt sich die Flureinteilung nach der Dreifelderbewirtschaftung in Elsenz nach „Zelgen“.

Gleichbedeutend mit „Flur“ kommt jedoch dieses Wort sonst rechts der Elsenz kaum vor. Nachstehend eine Aufzählung der einzelnen Gewanne, getrennt nach Zelgen, deren Bezeichnung als Überschrift in der Urkunde vorgesetzt ist:

Zelge „buchelden“ (Buchhelde):

Heiligenacker, Wachelterberg (Wäggelderberg), Spitzenbaum, Ob dem Garten, Heinbacher Grund, Grappen- oder Grammpengrube, Eisenacker, an der Eppinger Strassen, Eichesgrund, Efffenecker, Eichelholzhelden, Bußler und Bruch.

Zelge „langlant“ (Langeland):

Langenland, Steinbrucken, Rodenbach, Dorlinacker, Noßenacker, Eppinger Strasse, Ulengrund.

Zelge „Hilspacher Weg“:

Hilspacher Weg, Hatzmannsgrund, Berenbacher Grund, Rappenbaum, Luß, Kregelbaum und Dunkerberg.

Der Urkundenschreiber schließt die Aufzählung für Elsenz ab mit dem Vermerk, daß von allen „eckern zu Elsentz gelegen, wann darauf VIII (9) garben zu zehnden werden, der sint Herrn von Odenheim II Garben, Herrn Johans von Hirßhorn III garben und Eberhart von Sickingen IIII Garben.

Anmerkungen:

- ¹ Anton Braun, „Geschichte der Stadt Eppingen“ (1914), S. 39
- ² zuletzt bei Franz Gehrig, Vom Königshof zur staufischen Reichsstadt, in: Rund um den Ottilienberg, Bd. 1, S. 52
- ³ Joachim von Elbe, „Die Römer in Deutschland“ (1977), S. 175
- ⁴ vgl. den zweiten Beitrag von K. Dettling in diesem Band S. 18 ff.
- ⁵ s. Anm. 2, S. 54
- ⁶ Karl Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. Von der Urzeit bis zum Mittelalter, Bd. II; Römische Periode, 1923, S. 245
- ⁷ vgl. Meinrad Schaab, Straßen- und Geleitwesen zwischen Rhein, Neckar und Schwarzwald im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde Baden-Württemberg, 1958, S. 54–75
- ⁸ Tacitus „Germania“, Kap. XXIX

Eppinger Studenten an deutschen Universitäten (1348–1648)

Reinhard Hauke

Eigentlich sollte diese Studie ¹ den ganzen Verwaltungsraum Eppingen umfassen, also auch die Gemeinden Gemmingen und Ittlingen. Da aber bei Gemmingen, und hier vor allem den Freiherren von Gemmingen ², eine weite Verzweigung mit dem ganzen Umland vorhanden war, ist eine genaue Lokalisierung der Studenten noch nicht möglich. Deshalb beschränke ich mich auf die Stadt Eppingen und führe am Schluß noch einige Aussagen zu den eingemeindeten Orten an.

Die Arbeit versucht ein Stück örtlicher Bildungsgeschichte zu erhellen. In unserer Zeit soll Bildung, wenigstens dem Anspruch nach, allen Bürgern in gleichem Umfang zustehen und nicht das Privileg einzelner Klassen sein. Damals war eine akademische Ausbildung nur für wenige Berufe wie dem des Arztes, Pfarrers oder Advokaten notwendig. Der Adlige benötigte keine Berufsausbildung, denn er war von seinem Stande her nicht darauf angewiesen. Deshalb war für ihn, wenn er nicht gerade die Laufbahn eines Geistlichen oder Verwaltungsbeamten einschlagen wollte, das Studium Selbstzweck, Bildung um der Bildung willen.

Auch in unserer Stadt ist der Bildungsboom seit den 60er Jahren nicht spurlos vorübergegangen. Immer mehr Eppinger studieren. Im Mittelalter scheiterte dies oft noch am Geld für Lebensmittel und Unterhalt in der Fremde. Die Studenten gingen meistens noch zu Fuß zu den Universitäten.

Einige Worte zur Fragestellung und Auswahl seien vorausgeschickt. Die Hauptquellen dieser Untersuchung, die Matrikel der einzelnen Universitäten, geben Aufschluß über Frequenz und Mobilität der Studenten. Beides soll durch eine tabellarische Übersicht illustriert werden (T1). Für diese Aufgabe boten die Quellen genügend Material. Um aber die sehr wichtigen und aufschlußreichen genealogischen, biographischen, sozial- und kulturgeschichtlichen Fragen zur erörtern, fehlen leider die Quellen, denn in Eppingen ist das Grundbuch erst ab 1685, das evangelische Kirchenbuch ab 1647 und das katholische Kirchenbuch ab 1699 vorhanden. Deswegen sind auch die Angaben zur Person und zum Werdegang, die in den Anmerkungen gegeben wurden, ziemlich spärlich und meist zufällig. Um einen vollständigen Überblick zu bekommen, wurden die Matrikelbücher sämtlicher deutschen Hochschulen ausgewertet und zwar (in der Reihenfolge ihrer Gründung mit dem Gründungsjahr):³ Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1419), Greifswald (1456), Freiburg i. Br. (1457), Basel (1459), Ingolstadt (1472)⁴, Trier (1473)⁵, Mainz (1476)⁶, Tübingen (1477), Frankfurt/Oder (1502), Wittenberg (1502), Marburg (1521), Königsberg (1544), Dillingen (1554), Jena (1558), Helmstedt (1576), Altdorf (1578), Würzburg (1582), Graz (1586), Gießen (1607), Rinteln (1621)⁷.

Die Tatsache, daß die Matrikel für die älteste deutsche Universität Prag⁸ nur zum geringsten Teil erhalten ist, dürfte keinen wesentlichen Einfluß auf das Ergebnis dieser Unter-

suchung haben, zumal die Matrikel der für unser Gebiet weitaus wichtigsten Universitäten Heidelberg vollständig überliefert sind.⁹

Eine absolute Vollständigkeit zu erreichen ist allerdings unmöglich. Dem stand die bekannte Lückenhaftigkeit aller Matrikel entgegen.¹⁰ Aus vielen Gründen, aus dem Wunsch, die geforderte Eidleistung zu umgehen, oder einfach aus Widersetzlichkeit gegen entsprechende Anordnungen haben an allen Universitäten zahlreiche Studenten die Immatrikulation unterlassen und auf die nicht unansehnlichen Privilegien verzichtet.

Der Vorgang der Immatrikulation (=Einschreibung) war von Universität zu Universität, von Rektorat zu Rektorat verschieden. Es lassen sich im allgemeinen drei Methoden unterscheiden. Der Student trug sich selber ein; der Rektor, Schreiber (oder wer sonst dafür zuständig war) trug den Namen direkt in die Matrikel ein oder notierte ihn für spätere Eintragung, wobei er meist eine Gruppierung der Namen beabsichtigte¹¹.

Fehlerquellen liegen in allen drei Methoden. Bei der ersten führt die oft sehr undeutliche Schrift gelegentlich zu Lesefehlern. Bei der zweiten sind Hörfehler nicht selten, die durch häufig mangelhafte Geographiekennnisse (s. z. B. die verschiedenen Schreibweisen von Eppingen) noch verschlimmert werden. Bei der dritten Methode konnte es leicht geschehen, daß die niedergeschriebenen Namen nicht in die Matrikel übertragen wurden und für uns verloren sind bzw. fehlerhaft übertragen wurden. Auf Grund dieser Fehlerquellen und auch der in der damaligen Zeit unterschiedlichen und unregelmäßigen Schreibweise (z. B. deutsche und latinisierte Schreibweise) müssen wir uns nicht wundern, daß Personen- und Ortsnamen in vielfältiger Schreibweise auftauchen.

Die Herkunft der Studenten aus Eppingen zu beziehen fiel jedoch nicht schwer, da es nur eine Stadt gibt, die einen vergleichbaren Namen trägt (anders verhält es sich

dagegen mit Mühlbach und Rohrbach). Dies ist Ebingen^{11a} (Kreis Balingen), seit 1285 Stadt, mit einer gleichfalls langen Geschichte. Im Gebiet der Diözese Speyer, zu der Eppingen gehörte, dürfte also kaum eine Verwechslung stattgefunden haben.

Form und Inhalt der Eintragungen sind ebenso verschieden. Zumeist sind der Name, das Immatrikulationsdatum und der Herkunftsort genannt. Die Studienrichtung, das Alter der Studenten und das Exmatrikulationsdatum erfahren wir durch die Matrikel nahezu nie. Wird ein Herkunftsort angegeben, so kann es sich sowohl um den Geburtsort des Studenten als auch um den Wohnort seiner Eltern handeln.

Die Aufnahme fand das ganze Jahr hindurch, ohne Beschränkung auf eine bestimmte Zeit wie heute, statt. Von den angehenden Studenten wurde irgendwelche Vorbildung nicht verlangt, „man recipierte selbst Analphabeten.“¹² Oft war jedoch der Universität ein Pädagogium angegliedert, das den Studenten die entsprechenden Vorkenntnisse für das Studium vermittelt. Es gab an den Universitäten drei Grade (Abschlüsse) in folgender Reihenfolge: Baccalaureus, Magister, Doktor.

In dem gewählten Zeitraum konnte ich 116 Studenten aus Eppingen recherchieren. Interessant ist, daß hierbei einige Familiennamen öfters erscheinen, wobei verwandtschaftliche Beziehungen anzunehmen sind und sich hin und wieder auch eindeutig nachweisen lassen.

I/12: Norsch (1425), Norsch (1453/54), Norsch (1453/54), Norsch (1464/65), Norst (1472), Norsch (1483), Norsch (1492), Norsch (1492), Norst (1494), Norsch (1501), Norsch (1578), Norsch (1607).

II/10: Diemar (1483), Diemar (1495), Dyem (1517), Dymar (1533), Dymarus (1557), Dimarus (1562), Dimarus (1565), Dinonarus (1566), Dymar (1569), Dymar (1581).

III/6: Walteri (1433), Walter (1481), Valler (1506), Waltherus (1557), Walter (1592), Wallerus (1595).

IV/6: Hartmannus Becker (1448), Pistoris (1450), Pistoris (1459), Hartmanni (1488), Hartmanni (1509), Hartmanni (1542).

V/6: Trigel (1562), Trigelius (1562), Trigel (1563), Trigelius (1565), Trigelius (1574), Trigelius (1586).

VI/5: Erberman (1450), Erbermann (1491), Erbarman (1536), Erberman (1540), Erberman (1563).

VII/5: Rutler (1503), Ritlang (1510), Rudland (1512), Rutilandus (1569), Ruland (1572).

VII/5: Dieffenbecher (1521), Dieffenbacher (1550), Dieffenbacher (1555), Diefenbecher (1557), Dieffenbecher (1566).

IX/3: Hecker (1494), Hecker (1579), Hecker (1595).

X/3: Pauonis (1515), Pauonis (1515), Pauonis (1544).

XI/2: Meder (1438/39), Meder (1499).

XII/2: Ludolt (1464), Ludelt (1498).

XIII/2: Reinhart (1512), Reinhardus (1562).

XIV/2: Fabri (1521), Faber (1559).

XV/2: Nyder (1523), Niderus (1576).

XVI/2: Kober (1445), Kober (1555).

XVII/2: Gilgesmeies (1588), Gilgenmeyer (1611).

44 weitere Familiennamen erscheinen jeweils einmal.

Der erste Eppinger Student, der nachgewiesen werden kann, ist Swickerus Norsch, der sich 1425 in Heidelberg immatrikulierte. In den 57 Jahren davor, seit der Gründung der ersten deutschen Universität in Prag

(1348), gab es also keinen Eppinger, der die Möglichkeit der Universitätsbildung wahrnehmen konnte. Dies ist verständlich bei der weiten Entfernung bis Prag und den schwierigen Verkehrsbedingungen.

Jedoch auch nach der Gründung der Heidelberger Universität 1386, die damals noch sehr wenige Studenten hatte, dauerte es noch 39 Jahre, bis ein Eppinger dort zu studieren begann. Ab 1425 gingen nach und nach Eppinger an die Universität Heidelberg. Erst im 15. Jahrhundert nimmt allgemein die Studentenzahl zu, auch wegen des Bedarfs der Territorialgebiete und Städte an Juristen.

Früher als in Heilbronn, Bretten oder einer anderen größeren Stadt unseres Raumes ist seit 1421 die Existenz einer Schule in Eppingen urkundlich bekannt. Ob es sich um eine sogenannte Schreibschule handelte, in der bürgerliche Söhne schreiben und lesen lernten, oder bereits um eine Lateinschule, ist nicht mit letzter Sicherheit nachzuweisen. Doch die große Anzahl Eppinger Studenten, die seit 1425 vor allem an der Universität Heidelberg zu finden sind, legt den Schluß nahe, eine Lateinschule anzunehmen. Alle paar Jahre fand sich nun ein Eppinger Student in der Universität ein, bis 1475, also 50 Jahre lang, ausschließlich in Heidelberg; und im Jahr 1477 zum ersten Mal an einem anderen Ort, nämlich in Freiburg im Breisgau, wo 1457 die Universität gegründet wurde.

Nach der Gründung der Universität Tübingen (1477) gab es auch dort vereinzelt Eppinger. Doch diese bildeten eine Ausnahme. Von diesen wenigen Studenten abgesehen, haben alle anderen 100 ausschließlich an der kurpfälzischen Landesuniversität Heidelberg studiert. Die wenigen, die eine gewisse Mobilität bewiesen, waren:

Conradus Meiland in Freiburg
Johannes Stoll in Tübingen
Wilhelmus Baldecker in Tübingen und
in Erfurt
Johannes Ritlang in Tübingen

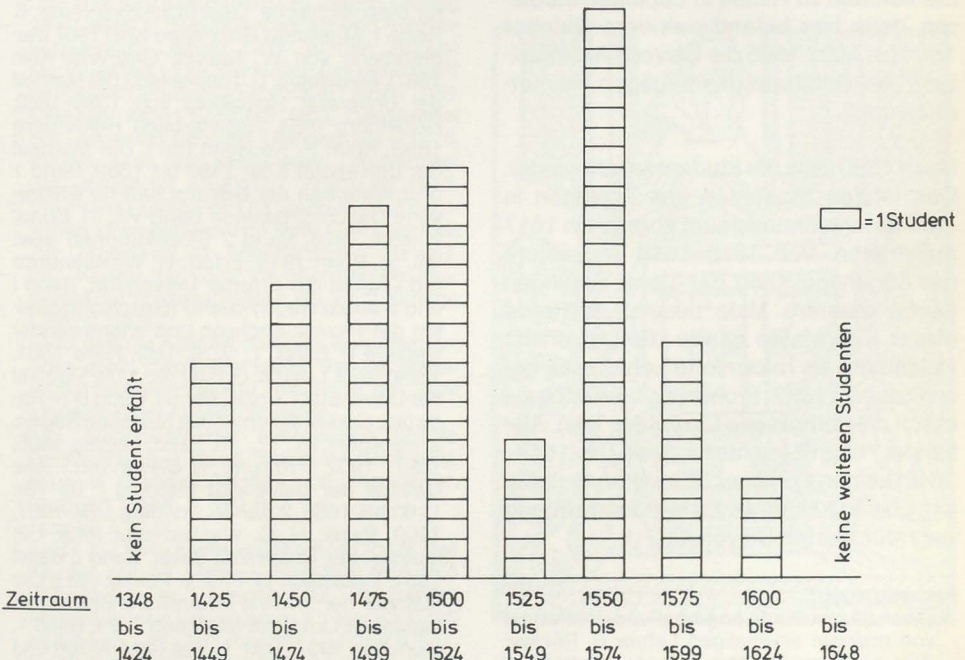
Franciscus Dieffenbecher in Freiburg und
in Heidelberg
Johannes Fabri in Freiburg
Cunradus Nyder in Heidelberg und
in Köln
Petrus Eberman in Wittenberg
Johannes Faber in Freiburg
Israel Dimarus in Tübingen
Henricus Trigelius in Tübingen
Joannes Eberman in Tübingen
Michael Trigel in Tübingen
Wilhelmus Dieffenbecher in Tübingen
Josephus Engelhardt in Tübingen und
in Heidelberg
Balthasar Richterus in Leipzig und
in Altdorf

im Kauf des Klosters Mühlbach¹³ und in einer regen Bautätigkeit¹⁴, sondern auch in der zunehmenden Zahl der Eppinger Studenten. Einige von ihnen stiegen in höchste wissenschaftliche, kirchliche und politische Ämter auf: Andreas Hartmanni (Ifd. Nr. 19) als Kanonikus im Bistum Straßburg, Andreas Hartmanni (Ifd. Nr. 11) als Professor und Rektor der Universität Heidelberg, Hartmannus Hartmanni d. Ä. (Ifd. Nr. 51) als Professor, Hofrat und Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, Johannes Pfau (Ifd. Nr. 57) als Professor, Rektor und Hofrat in Heidelberg und Hartmannus Hartmanni d. J. (Ifd. Nr. 70) als Hofrichter und Faut in Heidelberg.

Um 1500 erlebte Eppingen eine wirtschaftliche und kulturelle Blütezeit. Sie fand ihren Ausdruck nicht nur in der Stadterweiterung im Westen (sog. „Brettheimer Vorstadt“),

Die Wirren des Bauernkrieges (1525) hatten offensichtlich Rückwirkungen auf die Zahl der Eppinger Studenten; denn zwischen 1524 und 1532 finden wir keinen Eppinger

Anzahl der Eppinger Studenten in jeweils 25 Jahren



als eingetragenen Studenten an einer deutschen Universität. Bekanntlich mußte die Stadt als Strafe für ihre Beteiligung am Bauernkrieg 5500 fl. zahlen¹⁵.

Zwischen 1555 und 1580 entdeckt man eine einmalige Blütezeit für das Bildungsgeschehen in Eppingen während des Untersuchungszeitraums. Von 1550 bis 1560 leitete Magister Leonhard Engelhart¹⁶ als Rektor die Eppinger Lateinschule, die durch ihn weithin bekannt wurde. Durch seinen Unterricht erreicht die Zahl der Eppinger Studenten einmalige Höhen von z. B. jeweils 5 Studenten in den Jahren 1557 - 1562, und auch nach Engelharts Weggang an die Tübinger Universität (1562) spürt man noch dessen Einfluß darin, daß sich nun in acht Jahren sechs Eppinger in Tübingen einschreiben und die sonst so starre Immobilität für kurze Zeit aufgebrochen wird.

Eine besondere und einmalige Situation, die wohl nie wieder vorkommen wird, durften 1564/65 vier Eppinger Studenten erleben. Sie konnten zu Hause in Eppingen studieren, denn hier befand sich vom Oktober 1564 bis März 1565 die Universität Heidelberg (im Gebäude des heutigen Heimatmuseums).

Nach 1580 sank die Studentenzahl wieder. Den letzten Studenten aus Eppingen in dem Untersuchungsraum konnte ich 1617 registrieren. Von 1618-1648 verwüstete der 30 jährige Krieg das Land; Eppingen wurde mehrere Male besetzt. Während dieser Kriegsjahre wurde die Universität Heidelberg als reformierte Lehranstalt geschlossen (1622 Eroberung Heidelbergs durch die katholische Liga unter Tilly). Alexander Persijn¹⁷ konnte für diese Zeit (1618-1648) keinen Eppinger Studenten feststellen. Erst 1652 kam es zur Wiedereröffnung der reformierten Universität.

Anmerkungen:

¹ Diese Studie wurde angeregt und unterstützt von meinem ehemaligen Lehrer B. Röcker, dem an dieser Stelle dafür gedankt sei. Eine ähnliche Studie für das ganze Bauland verfaßte Gerhard Schneider, Bauländer Studen-

ten an deutschen Universitäten (1375-1525), in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger, hrsg. v. Peter Assion, Stuttgart 1971, Seite 285-317.

² vgl. Carl W. F. L. Stocker, Familienchronik der Freiherren von Gemmingen, Heilbronn 1895, dito, Chronik der Familien von Gemmingen und ihrer Besitzungen. Band 1: Heidelberg 1865, Band 2: Heidelberg 1870, Band 3: Heilbronn 1880.

³ vgl. K. Goldmann, Verzeichnis der Hochschulen, Neustadt a. d. Aisch 1967.

⁴ Hierfür existiert kein Register. Man kann jedoch davon ausgehen, daß kaum ein Eppinger dort studierte.

⁵ Für Trier sind nur das Promotionsbuch und die Jahrgänge 1483/84 publiziert (s. Anm. 8).

⁶ Die Handschriften der Mainzer Matrikel sind sämtlich verloren; Goldmann, a. a. O.

⁷ vgl. a. Richard Graf du Moulin-Eckart, Geschichte der deutschen Universitäten, Stuttgart 1929.

⁸ s. Goldmann, a.a.O., S. 298

⁹ Die Matrikeleditionen: Prag: Album seu matricula facultatis iuridicae universitatis Pragensis ab anno Christi 1372 usque ad annum 1418 pars 1 (Monumenta historica universitatis Carolo-Ferdinandea Pragensis tomus II), Prag 1834, Wien: F. Gall (ed.). Die Matrikel der Universität Wien I, Graz-Köln 1956: W. Szaivfrt und F. Gall (ed.). Die Matrikel der Universität Wien II (Publikationen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 6. Reihe 1. Abteilung), Graz-Wien-Köln 1967 (Registerband von W. Szaivfrt, Graz-Wien-Köln 1967), Heidelberg: G. Toepke (ed.), Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386-1662, Heidelberg 1884, Registerband Heidelberg 1893. Köln: H. Keussen (ed.), Die Matrikel der Universität Köln 1389 bis 1559, Band 1 (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde Band VIII, 1), Bonn, 2. Aufl. 1928, Band 2 (Publikationen usw. VIII, 2), Bonn 1919. Erfurt: H. Weissenborn (ed.), Acten der Erfurter Universität, Band I und II sowie Registerband (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 8. Band, 1., 2., 3. Teil), Halle 1881, 1884, 1899. Leipzig: G. Erler (ed.), Die Matrikel der Universität Leipzig, Band I, II und III (=Register), Codex diplomaticus Saxoniae Regiae, 2. Hauptteil 16., 17., 18. Band, Leipzig 1895, 1897, 1902. Freiburg: H. Mayer (ed.). Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1460 bis 1656, 2 Bände, Freiburg i. Br. 1907, 1909. Basel: H. G. Wackernagel (ed.), Die Matrikel der Universität Basel, Band I, Basel 1951. Ingolstadt: G. Frhr. v. Pölnitz (ed.), Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München Teil 1, Band 1, München 1937. Trier: L. Keil (ed.), Akten und Urkunden zur Geschichte der Trierer Universität, 1. Heft, Trierisches Archiv Erg.-Heft XVI, Trier 1917. Tübingen: H. Hermelink (ed.),

Die Matrikel der Universität Tübingen, Band 1, Stuttgart 1906; Registerband Stuttgart 1931. Frankfurt/O.: E. Friedländer (ed.), *Ältere Universitäts-Matrikeln I: Universität Frankfurt/O.*, 1. und 3. Band (Publicationen aus den k-preussischen Staatsarchiven, 32. und 49. Band), Leipzig 1887, 1891. Wittenberg: C. E. Forstmann (ed.), *Album academiae Vitebergensis ab a. Ch. MDII usque ad a. MDLX*, Band 1 und 3 (Registerband), Leipzig 1841, Halle 1905. Jena: Georg Mentz (ed.), *Die Matrikel der Universität Jena*, Band 1, Jena 1944. Helmstadt: Paul Zimmermann (ed.), *Album Academiae Helstadiensis*, Leipzig 1926. Werner Spieß (ed. *Personen- und Ortsregister*), *Album Academiae Helstadiensis*, Wiesbaden 1955. Gießen: Die älteste Matrikel sind verlorengegangen. Dr. Ernst Klewitz, *Die Gießener Matrikel (1650–1707)*, Gießen MDCL. Greifswald: Dr. Ernst Friedländer (ed.), *Ältere Universitätsmatrikel. II Universität Greifswald*, Leipzig 1893. Rostock: Dr. Adolph Hofmeister (ed.), *Die Matrikel der Universität Rostock*, Band I–VII, Rostock 1889–1922. Graz: Johann Andritsch (ed.), *Die Matrikel der Universität Graz*, Band 1, Graz 1977. Marburg: Julius Caesar (ed.), *Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis per annos 1527–1628*, Marburg 1875–1887. Wilhelm Falckenheiner (ed.), *Personen- und Ortsregister zu den Matrikel und den Annalen der Universität Marburg 1527–1652*, Marburg 1904. Königsberg: Georg Erler (ed.), *Die Matrikel der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr.*, Band I, Leipzig 1910, Band III (*Personenregister und Heimatverzeichnis*) Leipzig 1917. Rinteln: August Moringe (ed.), *Die Studenten der Universität zu Rinteln (Academia Ernestina)* Leipzig 1939. Dillingen: Alfred Schröder (ed.), *Die Matrikel der Universität Dillingen*, Dillingen 1914–1915. Altdorf: Elias von Steinmeyer, *Die Matrikel der Universität Alt-Altdorf, Würzburg* 1912.

¹⁰ Vgl. Franz Eulenburg: *Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart*. In: *Abhandlungen der philhist. Klasse der königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 24, 2. Auflage Leipzig 1904.

¹¹ Etwa erst die Adligen, dann die Bürgerlichen; oder auch nach der Höhe der bezahlten Immatrikulationsgebühr, die nach der Zahlungsfähigkeit abgestuft wurde.

^{11a} Vgl. *Handbuch der historischen Städte Deutschlands* 6. Band, Baden-Württemberg, hrsg. v. Gerhard Taddey und Max Miller, Stuttgart 1980², S. 116 ff.

¹² Toepke: I, XLIII

¹³ Am 3. Juli 1546 kaufte die Stadt Eppingen das Kloster mit all seinem Eigentum von den Wilhelmiten in Hagenau (vgl. Fr. Gehrig, *Mittelalterliche Urkunden zu Kloster und Dorf Mühlbach*, in: *Mühlbacher Jahrbuch* '77, S. 29). Bereits 1365 und 1372 kaufte die Stadt Eppingen das Dorf Mühlbach (ebda, S. 18 ff.).

- ¹⁴ So z.B. die „Alte Universität“, das heutige Diakonatsgebäude (früher St. Peterskapelle), das „Funkenhaus“ (Altstadtstr. 20), das Bossert'sche Haus und die St. Katharinenkapelle, um nur einige wenige zu nennen.
- ¹⁵ In Eppingen unter Anführung des Pfaffen Eisenhut; vgl. u. a. Bernd Röcker, *Der Pfaffe Anton Eisenhut und der Bauernkrieg im Kraichgau*, in: *Rund um den Ottilienberg* 1, S. 63–72.
- ¹⁶ s. a. Bernd Röcker, *Magister Leonhard Engelhart*, in: *Rund um den Ottilienberg* 1, S. 103–113.
- ¹⁷ Vgl. Alexander Persijn, *Pfälzische Studenten und ihre Ausweichuniversitäten während des Dreißigjährigen Krieges*, Waldfishbach (Pfalz) 1959.



Vorlesung an einer deutschen Universität, Holzschnitt von 1508

Die Studenten aus Eppingen und aus den Eppinger Stadtteilen

1.	1425	Swickerus Norsch de Eppingken ¹	Heidelberg
2.	Juli 1426	Johannes Durmencz de Eppingen ^{1a}	Heidelberg
3.	WS 1432/33	Bertoldus de Eppingen ^{1b}	Heidelberg
4.	WS 1432/33	Rucherus de Eppingen ^{1c}	Heidelberg
5.	SS 1433	Johannes Walteri de Epingen ²	Heidelberg
6.	SS 1433	Johannes Appel de Epingen ²	Heidelberg
7.	WS 1438/39	Wylhelmus Rasoris de Eppingen ³	Heidelberg
8.	WS 1438/39	Conradus Meder de Eppingen ³	Heidelberg
9.	WS 1439/40	Wolfo Kla de Eppingen ^{3a}	Heidelberg
10.	14. Aug. 1444	Judocus Stoeckel de Eppingen ⁴	Heidelberg
11.	27. Juni 1448	Hartmannus (Becker) de Eppingen ⁵	Heidelberg
12.	SS 1450	Wendelinus de Eppingem ⁶	Heidelberg
13.	SS 1450	Jacobus Pistoris de Eppingen ⁷	Heidelberg
14.	SS 1450	Johannes Erbermann de Eppingen ⁷	Heidelberg
15.	WS 1453/54	Johannes Norsch de Eppingen ⁸⁺⁹	Heidelberg
16.	WS 1453/54	Johannes Norsch de Eppingen ⁹	Heidelberg
17.	28. Okt. 1456	Johannes Heilman de Eppingen ^{9a}	Heidelberg
18.	SS 1458	Johannes Doczler de Eppingen ¹⁰	Heidelberg
19.	15. April 1459	Andreas Pistoris de Eppingen ¹¹	Heidelberg
20.	SS 1460	Nicolaus Balneatoris de Epingen ¹²	Heidelberg
21.	8. März 1463	Johannes Entczberger de Eppingen	Heidelberg

¹ Er wird am 18. 1. 1427 *baccalaureus artium* (weiterhin abgekürzt b.a.) Immatrikulationstext: „Swickerus Norsch de Eppingken Spirensis dyoecesis et clericus.“ (Toepke: I., S. 167)

^{1a} Immatrikulationstext: „Johannes Durmencz de Eppingen clericus Spirensis dioecesis.“ (Toepke: I., S. 170)

^{1b} Er wird am 21. 7. 1434 b.a. (s. a. Anm. 1c)

^{1c} Er wird am 21.7.1434 b.a.

Bertoldus und Rucherus stehen in der Matrikel hintereinander nur von einem fremden Studenten getrennt. Beide machen am gleichen Tag ihr *Baccalaureats-Examen*.

² Beide sind in der Reihenfolge der Matrikel nur durch einen fremden Studenten getrennt.

³ Hier gilt das gleiche wie bei Anm. 2).

^{3a} Immatrikulationstext: „Wolfo Kla de Eppingen clericus, dyoecesis Spirensis.“ (Toepke: I. S. 223)

⁴ Immatrikulationstext: „Judocus Stoeckel de Eppingen, clericus Spirensis dyoecesis, in vigilia assumptionis b. Marie virginis.“

⁵ Er wird am 26. 1. 1450 b.a.
Andreas Hartmanni (auch Becker oder lat. Pistoris), Professor und mehrmaliger Dekan der juristischen Fakultät, war siebenmal Rektor der Universität Heidelberg (Amtsperioden: I. 20. Dez. 1463, II. 22. Juni 1471, III. 23. Juni 1474, IV. 20. Dez. 1477, V. 20. Dez. 1483, VI. 19. Dez. 1489, VII. 5. Juni 1492, jeweils für ein Semester).
Er starb im November oder Anfang Dezember 1495 (s. Toepke: I., S. 256). Er war vermutlich der Bruder von Hartmannus Hartmanni (s. lfd. Nr. 35), dem Stifter der Hart-

mann'schen Stiftung. Andreas Hartmanni hatte einen berühmten Sohn, nämlich Hartmannus Hartmanni d. Ä. (s. lfd. Nr. 51).

⁶ Er wird am 27. 7. 1452 b.a., wobei „Eppingen“ eingetragen ist.

⁷ Er wird am 15. 1. 1456 *baccalaureus artium via moderna* (weiterhin abgekürzt: b.a.v.mod.)

⁸ Er wird am 26. 1. 1457 b.a.v.mod.

⁹ Er wird am 15. 1. 1456 b.a.v.mod. (gleicher Prüfungstag wie bei Anm. 7). Überraschend ist, daß sich am gleichen Tag zwei Eppinger auch noch mit gleichem Namen, in Heidelberg einschreiben.

In den Matrikeln steht hinter den beiden Namen „consangwinei“ (= Blutsverwandte). (s. Toepke: I., S. 277).

^{9a} Immatrikulationstext: „Johannes Heilman de Eppingen, clericus Spirensis“. (Toepke: I., S. 286)

¹⁰ Er wird am 12. 7. 1460 b.a.v.mod.

¹¹ Er wird am 19. 1. 1491 b.a.v.mod.

Andreas Hartmann (= lat. Pistoris), Doktor beider Rechte, Kanonikus in Straßburg, wo er am 14. Januar 1507 starb (Grabinschrift im Münster), bezeugte durch eine Stiftung an die Eppinger Kirche seine Verbundenheit mit seiner Heimatstadt. Ob und in welcher verwandtschaftlichen Beziehung er zu den Trägern des Namens Hartmann stand, kann wohl nicht eindeutig geklärt werden. (vgl. a.: Adolf Neureuther, Die Hartmann'sche Stiftung von 1512, in: Rund um den Ottilienberg 1, Eppingen 1979, S. 94).

¹² Ein „Heinricus Balneatoris de Eppingen“ wird im Mai 1462 *baccalaureus artium via antiqua* (weiterhin abgekürzt: b.a.v.ant.).

22.	8. März 1464	Conradus Ludolt de Eppingen ¹³	Heidelberg
23.	SS 1464	Johannes Calceatoris de Epingen	Heidelberg
24.	WS 1464/65	Crafftto Norsch de Eppingen ¹⁴	Heidelberg
25.	30. Juni 1472	Henricus Norst de Epingen ¹⁵	Heidelberg
26.	4. Sept. 1474	Conradus Aucupis de Eppingen ¹⁶	Heidelberg
27.	15. Dez. 1475	Bernhardus Rychner de Eppingen	Heidelberg
28.	25. Febr. 1477	Conradus Meiland de Eppingen	Freiburg
29.	10. März 1477	Petrus Sartoris de Eppingen	Heidelberg
30.	8. Jan. 1480	Conradus Kolter de Eppingen ¹⁷	Heidelberg
31.	21. Juli 1481	Martinus Walter de Eppingen	Heidelberg
32.	26. Okt. 1483	Symon Diemar de Eppingen ¹⁸	Heidelberg
33.	13. Nov. 1483	Gregorius Norsz de Eppingenn ¹⁹	Heidelberg
34.	19. Juni 1484	Johannes Stoll de Eppingen ²⁰	Tübingen
35.	9. März 1488	Hartmannus Hartmanni de Eppingen ²¹	Heidelberg
36.	21. Mai 1489	Alberthus Herbort de Eppingen ²²	Heidelberg
37.	21. Nov. 1491	Leonardus Erbermann de Öppingen ²³	Heidelberg
38.	5. Juli 1492	Joannes Norsch de Eppingen ²⁴	Heidelberg
39.	7. Nov. 1492	Heynricus Norsch de Eppingen ²⁵	Heidelberg
40.	5. Mai 1494	Andreas Norst de Eppingen ²⁶	Heidelberg
41.	26. Sept. 1494	Martinus Hecker de Eppingen ²⁷	Heidelberg
42.	16. März 1495	Wilhelmus Baldecker ²⁸	Tübingen
43.	15. Okt. 1495	Wilhelmus Diemar ex Oppingenn	Heidelberg
44.	23. Sept. 1498	Symon Ludelt de Eppingen	Heidelberg
45.	12. Juli 1499	Johannes Meder de Eppingen	Heidelberg
46.	26. Sept. 1501	Jodocus Norsz de Epingen ²⁹	Heidelberg
47.	5. Aug. 1503	Henricus Rutler de Eppingen	Heidelberg
48.	2. Nov. 1503	Wendalinus Kunlin de Etlingen ³⁰	Heidelberg

Ein Niclaus Beder aus Eppingen ist 1501 Kaplan in Neckargemünd (s. Freiburger Diözesan-Archiv 1910, S. 211).

¹³ Er wird am 9. 7. 1465 b.a.v.mod. Konrad Ludolt aus Eppingen erhält am 2. April 1471 die Frühmessnerlei der Seligen Jungfrau Maria in Weinsberg (vgl.: Freiburger Diözesan-Archiv 1900, Pfälzer Patronate).

¹⁴ Er wird am 23. 5. 1467 unter dem Namen „Norsz“ b.a.v.mod.

¹⁵ Er wird am 20. 1. 1474 unter dem Namen „Nors“ b.a.v.mod.

¹⁶ Er wird am 23. 7. 1476 unter dem Namen „Fogel“ (= lat. Aucupis) b.a.v.mod.

¹⁷ Er wird im Juli 1481 unter dem Namen „Culter“ b.a.v.mod. Über ihn s. B. Röcker, Magister Konrad Költer – ein Eppinger Schulmeister als Wegbereiter des Humanismus in der Reichsstadt Heilbronn, s.S. 80 ff. in diesem Band.

¹⁸ Er wird am 15. 5. 1485 b.a.v.ant. Symon Diemar ist 1494 Kaplan in Eppingen (s. Hermann Wirth, Kirchengeschichte der Stadt Eppingen, Karlsruhe 1879, S. 8)

¹⁹ Er wird am 18. 5. 1485 b.a.v.ant. (gleicher Prüfungstag wie bei Anm. 18).

²⁰ Der Immatrikulationstext lautet: „Johannes Stoll de Eppingen, hi duo nil dt. quia pauperes. Gervasii et Portasii.“ (Hermelink I. S. 52)

²¹ Er wird am 13. 1. 1490 b.a.v.mod. Hartmannus Hartmanni, der 1510 in Heidelberg gestorbene Doktor beider Rechte und Kanonikus des Hlg. Geist Stifts, machte sich durch die Stiftung eines Stipendiums für Söhne aus der Hartmann-Familie oder Bürger-söhne der Stadt Eppingen in besonderem Maße um seine Heimatstadt verdient, konnte doch in den 437 Jahren Laufzeit der erst 1949 aufgelösten Stiftung einer ansehnlichen Reihe von Söhnen der Stadt das Studium ermöglicht werden (vergl. A. Neureuthers Aufsatz in „Rund um den Ottilienberg“!).

²² Er wird am 15. 1. 1491 b.a.v.mod.

²³ Er wird am 23. 5. 1493 b.a.v.ant.

²⁴ Er wird am 13. 1. 1494 b.a.v.mod.

²⁵ Er wird am 7. 7. 1494 b.a.v.mod.

²⁶ Er wird am 5. 11. 1495 unter dem Namen „Norsch“ b.a.v.ant.

²⁷ Er wird am 12. 7. 1496 b.a.v.mod.

²⁸ Siehe Hermelink: I., S. 102.

Anm.: Baccalaurei Erfordensis receptus 13. April 95 et antecedet omnes promotus 23. Sept. 94 – Magister artium 11. Aug. 1496 („de Eppingen“)

²⁹ Er wird am 5. 7. 1503 unter dem Namen „Norsch“ b.a.v.mod.

³⁰ Er wird am 10. 5. 1505 unter dem Namen „Kulen ex Eppingen“ b.a.v.ant.

49.	12. Juli 1506	Simon Valler de Eppyngen ³¹	Heidelberg
50.	30. Aug. 1508	Jodocus Stymmer de Eppingen	Heidelberg
51.	27. Febr. 1509	Hartmannus Hartmanni de Eppingen ³²	Heidelberg
52.	29. April 1510	Johannes Ritlang de Eppingen ³³	Tübingen
53.	4. Sept. 1512	Joannes Seckler ex Eppingen ^{33a}	Heidelberg
54.	4. Sept. 1512	Petrus Reinhart ex Eppingen ³⁴	Heidelberg
55.	20. Okt. 1512	Joannes Rudland ex Eppingen ³⁵	Heidelberg
56.	21. Nov. 1513	Joannes Wylde ex Eppingen	Heidelberg
57.	17. März 1515	Sebastianus Pauonis de Eppingenn ³⁶	Heidelberg
58.	27. Aug. 1515	Johannes Pauonis de Eppingenn ³⁷	Heidelberg
59.	1. Juni 1516	Vuendelinus Reichart de Eppingen ³⁸	Heidelberg
60.	28. Juni 1517	Bartholomeus Dyem de Eppingen	Heidelberg
61.	20. April 1518	Kilianus Mellick ex Eppingen ³⁹	Heidelberg
62.	20. Okt. 1519	Joannes Bauer de Eppingen ⁴⁰	Heidelberg
63.	9. Juli 1521	Franciscus Dieffenbecher de Geppingen diocesis Spirensis ⁴¹	Freiburg
64.	18. Nov. 1521	Johannes Fabri de Epingen	Freiburg
65.	11. Juni 1522	Andreas Brun de Eppingenn ⁴²	Heidelberg
66.	23. Nov. 1523	Cunradus Nyder ex Eppingen ⁴³	Heidelberg

³¹ Er wird im November 1507 unter den Namen „Waller“ b.a.v.ant.

³² Er wird am 11. 7. 1510 b.a.v.mod.
Erster Stipendiat der Hartmann'schen Stiftung (s. lfd. Nr. 35), Sohn von Andreas Hartmanni, dem mehrmaligen Rektor der Heidelberger Universität. (s. lfd. Nr. 11), und Vater von Hartmannus Hartmanni d. J. (s. lfd. Nr. 70) Hartmannus Hartmanni d. Ä., geb. um 1495, der an der Universität (1519 Dekan der philosophischen Fakultät, 1521 Dr. jur., 1523 Professor) und bei Hof (1524 Hofrat, 1527 persönlicher Ratgeber des Pfalzgrafen Friedrich, 1534/35 Kanzler der Oberpfalz, Erhebung in den Adelsstand durch Kaiser Karl V., 1545 Kanzler der Kurpfalz) eine ebenso rasche wie steile Karriere machte. Als Kanzler führte er eine Reform der Heidelberger Universität und des Hofgerichts durch, und ihm war es im wesentlichen zu verdanken, daß die Kurpfalz offen für den Protestantismus eintrat.

Als er 1547 der in Heidelberg wütenden Pest erlag, hatte die Kurpfalz ihren „führenden Kopf“ verloren (vgl. V. Press, Calvinismus und Territorialstaat, 1970, S. 197).

³³ Hermelink: I., S. 175

b. a. Sept. 1511, Magister unter „Rudland“ („nil dt. facultati.“).

^{33a} Petrus Reinhart steht in den Matrikeln direkt nach Johannes Seckler; eine gemeinsame Anreise ist deshalb anzunehmen.

³⁴ Er wurde am 19. 1. 1514 b.a.v.mod. (s. a. Anm. 33a)

Im „Album Magistrorum artium“ von 1520 steht: „1. dom. Petrus Reinhardi plebanus (= Pfarrer) in Eppingen.“ (nach Toepke: II., S. 439)

³⁵ Im „Album magistrorum artium“ von 1514 steht: „Joannes Rawtlandt ex Eppingen -

objit plebanus Eppingensis anno 18.“ (nach Toepke: II., S. 435 Anm. 2)

G. Bossert schreibt: „In Eppingen aber starb 1518 Joh. Rautland als Pfarrer.“ (vgl. Gustav Bossert, Beiträge zur badisch-pfälzischen Reformationsgeschichte. In: ZGO, Neue Folge, Band XVII, 1902, S. 82).

³⁶ Er wird am 19. 7. 1516 b.a.v.mod.

³⁷ Er wird am 14. 1. 1517 b.a.v.mod.

Johannes Pfau oder latinisiert Pavonis, geboren vor 1500 in Eppingen, lehrte von 1524 bis zu seinem Tod 1544 als Professor beider Rechte an der Universität Heidelberg. Er war mehrmals Dekan der juristischen Fakultät und dreimal Rektor (Amtsperioden: I. 20. Dez. 1527, II. 30. Aug. 1531, III. 20. Dez. 1542, jeweils für ein Semester, vgl. Toepke, II. 607 ff.).

1538 wurde er von Kurfürst Ludwig V. neben Hartmanni d. Ä. (s. Anm. 32), einem weiteren Eppinger, in den Hofrat berufen.

³⁸ Er wird am 20. 7. 1517 unter dem Namen „Richart“ b.a.v.mod.

³⁹ Er wird am 21. 1. 1521 unter dem Namen „Melling“ b.a.v.mod.

⁴⁰ Er wird am 10. 7. 1521 b.a.v.mod.

⁴¹ Am 17. November 1521 schreibt er sich in Heidelberg ein: „Franciscus Dieffenbecher ex Eppingen Spirensis diocesis. (studens Friburg).“ (nach Toepke: I., S. 529)

Er wird im Juli 1522 b.a.v.mod.

Ein Franz Dieffenbacher war von 1544–1577 Stadtschreiber und zugleich Notar in Eppingen. Er ist der Schwiegervater von Agathe Engelhard (s. a. Anm. 55)

⁴² Er wird im Juli 1523 unter dem Namen „Braun“ b.a.v.mod.

⁴³ Er schreibt sich am 13. Juni 1527 in Köln ein („ex Eppingen“). Keussen, II., S. 891: „1528 3/7 respectus., 1529 18/3 beatus

67.	19. Dez. 1533	Johannes Dymar ab Oepppyngen ⁴⁴	Heidelberg
68.	12. Mai 1536	Petrus Erbarman ex Eppingen ⁴⁵	Heidelberg
69.	1540	Petrus Erberman de Eppingen ⁴⁶	Wittenberg
70.	7. März 1542	Hartmannus Hartmanni de Eppingen ⁴⁷	Heidelberg
71.	13. Febr. 1544	Petrus Hen de Eppingen ⁴⁸	Heidelberg
72.	13. Febr. 1544	Joannes Georius Pauonis Eppingensis	Heidelberg
73.	10. Nov. 1545	Guendalinus Kober Eppingensis ⁵⁰	Heidelberg
74.	10. Juni 1550	Joannes Dieffenbacher de Eppingen	Heidelberg
75.	15. Juni 1551	Jacobus Hohermut de Eppingen ⁵¹	Heidelberg
76.	1555	Andreas Dieffenbacher ⁵²	Heidelberg
77.	1555	Johannes Kober Eppingensis ⁵³	Heidelberg

medicine – C. N. Eppingen, filius Jodotii, früher in Köln und Heidelberg, 1534 1/9 dr. med. in Ferrara: pardi 122/3.

Keussen macht bei den Anmerkungen zu Cunradus Nyder ein + und schreibt dazu im Band I, Seite 40:

„Bei den mit + ausgezeichneten Personen besitzt der Bearbeiter jetzt schon in seinem Zettelkatalog einhergehendere Nachrichten.“

Eine Anfrage beim Historischen Archiv der Stadt Köln, wo die Aufzeichnungen H. Keussens sich befinden, erbrachte folgende Antwort: „Keussens Notizen sind nur noch zu einem Teil in ungeordnetem Zustand erhalten. Nachrichten über Konrad Nyder befinden sich nicht darunter.“

⁴⁴ Er wird am 1. 6. 1535 b.a.

Hans Diemar hat 1544 eine Pfründe, die neue Frühmesse, in Eppingen (ev. Oberkirchenrat Karlsruhe, Die Pfründen des Amtes Bretten). 1545 Johannes Demar aus Eppingen hält mehrmals Gottesdienst in Elsenz, ist aber nicht ordiniert und sehr jung (s. Franz Gehrig, Dorf und Pfarrei Elsenz, Eppingen 1960, S. 53). 11. Nov. 1562 Diakon Johann Diemar ist Präsenzmeister in Eppingen (Urkunde im GLA). Er hatte also die gestifteten Einkünfte an die an den Gottesdiensten teilnehmenden Geistlichen zu verteilen.

⁴⁵ Er wird am 26. 6. 1538 unter dem Namen „Erberman“ b.a.

„Der von Chyträus als weiterer Pfarrer in Eppingen genannte „Peter Erbermann“ hatte gleichzeitig mit Georg Jung (s. Anm. 53a) die andere Pfarrei . . .“ (vgl. Dieter Freiherr Göler von Ravensburg: Geschichte der Reformation im Kraichgau. In: Kraichgau, Folge 5/1977, Sinsheim 1977, S. 96, Anm. 6) s. a. Anm. 59b,

⁴⁶ Der Immatrikulationstext lautet: „Petrus Erberman de Eppingen ex Palatini ad Rhenum Ditione Diocesis Spirensis Pridie Exaudi.“

⁴⁵ Möglicherweise sind beide identisch, dafür

⁴⁶ spricht der gleiche Name. Belege sind dafür jedoch nicht vorhanden.

⁴⁷ Immatrikulationstext lautet: „Hartmannus Hartmanni de Eppingen, Haidelberge natus,

Wormat. dioc., filius doctoris Hartmanni cancellarij ducis Friderici palatini etc.“ (Toepke: I., S. 581). Hartmannus Hartmanni d.J., geboren 1523 und Sohn von Hartmannus Hartmanni d.Ä. (s. lfd. Nr. 51) trat nach dem Studium wie sein Vater in den Hofdienst ein (1549 Hofgerichtsrat, 1556-67 Abordnung ans Reichskammergericht in Speyer, 1567-69 Hofrichter in Heidelberg und Vogt in Bretten, 1569 Hofrichter und Vogt in Heidelberg). Während seiner Tätigkeit in Heidelberg versuchte er, auf den calvinistischen Übereifer Genfer Prägung, der in der Stadt damals starken Einfluß hatte, mäßigend einzuwirken. In Heidelberg erschien 1573 auch sein Fürstenspiegel (Erziehungsbuch für angehende Fürsten), auf dessen Titelblatt er seine Herkunft aus Eppingen ausdrücklich erwähnt.

⁴⁸ Er wird im November 1445 b.a.

⁴⁹ Aufgrund des gleichen Immatrikulationsdatums wie Petrus Hen ist eine gemeinsame Anreise anzunehmen.

Der Immatrikulationstext lautet: „Joannes Georius Pauonis Eppingensis Spi. dioc. 13. Febr., qui propter impubertatem fidem loco iuramenti prestitit.“ (Toepke: I., S. 587)

⁵⁰ Er wird am 10. 12. 1549 b.a.

Ein Johann Cober war 1489 Stadtschreiber in Eppingen, vielleicht ein Verwandter (z. B. Vater) von Guendalinus Kober (vgl. Franz Gehrig, Eppinger Stadtschreiber früher zugleich Notare, in: Eppinger Zeitung, 2. Nov. 1971 und in diesem Band, S. 31)

⁵¹ Er wird am 10. 6. 1553 b.a.

⁵² Der Immatrikulationstext lautet: „Octauo Iduus Maij Andreas Dieffenbacher, Spirensis dioc., prestito iuramento est in tutelam vniuersitatis receptus.“ (Toepke: II., S. 4 Nr. 16). Beweise dafür, daß er ein Eppinger ist, liegen nicht vor. Ein Hinweis gibt jedoch die Anm. 53.

⁵³ Johannes Kober steht in den Matrikeln direkt hinter Andreas Dieffenbacher. (s. lfd. Nr. 76) Der Immatrikulationstext lautet: „Johannes Kober, Eppingensis, eiusdem Spirensis diocesis, sicuti precedens est inscriptus eodem tempore et die.“ (Toepke: II., S. 4 Nr. 17).

78.	6. März 1557	Georgius Dymarus Epingensis	Heidelberg
79.	16. März 1557	Noha Jung, patria Epingensis ^{53a}	Heidelberg
80.	24. März 1557	Joannes Knyr Eppingensis	Heidelberg
81.	12. Juni 1557	Johannes Waltherus, Epingensis ⁵⁴	Heidelberg
82.	7. Dez. 1557	Philippus Diffenbecher, Eppingensis ⁵⁵	Heidelberg
83.	26. Okt. 1559	Johannes Faber Eppingen ⁵⁶	Freiburg
84.	27. Aug. 1562	Michael Trigel, Eppingensis ^{57 + 58}	Heidelberg
85.	27. Aug. 1562	Lucas Linck, Eppingensis ⁵⁸	Heidelberg
86.	27. Aug. 1562	Joannes Reinhardus, Eppingensis ⁵⁸	Heidelberg
87.	21. Okt. 1562	Israel Dimarus Epingensis ⁵⁹	Tübingen
88.	21. Okt. 1562	Henricus Trigelius Epingensis ⁶²	Tübingen
89.	21. Mai 1563	Joannes Erberman Epingensis ex Palatinatu ^{59a}	Tübingen
89a.	30. Nov. 1563	Michael Trigel Epingensis ^{59b}	Tübingen
90.	4. Mai 1564	Leonhardus Glück, Eppingensis ⁶⁰	Heidelberg
91.	1. Aug. 1564	Michel König, Eppingensis ⁶¹	Heidelberg
89a.	12. April 1565	Henricus Trigellius Eppingenses ⁶²	Heidelberg
87a.	12. April 1565	Israel Dimarus Eppingenses ⁶³	Heidelberg
92.	30. April 1566	Wilhelmus Dieffenbecher Öppingensis ⁶⁴	Tübingen
93.	23. Nov. 1566	Johannes Dinornarus Eppingensis	Heidelberg
94.	1. Febr. 1569	Johannes Georgius Dymar Eppingensis ⁶⁵	Heidelberg

^{53a} Noha Jung ist der Sohn von Georg Jung. „Der von Chyträus genannte evang. Pfarrer Georg Jung könnte um 1540 als Kaplan in Eppingen gewirkt haben . . .“ (vgl. Dieter Freiherr Göler von Ravensburg: Geschichte der Reformation im Kraichgau. In: Kraichgau, Folge 5/1977, Sinsheim 1977, S. 96, Anm. 6).

⁵⁴ Möglicherweise ist er identisch mit Johann Walter, der von 1577-1586 Stadtschreiber in Eppingen war. (Franz Gehrig, a.a.O.)

⁵⁵ Philippus Diffenbecher, Sohn des Stadtschreibers Franz Dieffenbecher (s. lfd. Nr. 63), war bestimmt ein Schüler des Magisters Leonhard Engelhart, dem Rektor der Eppinger Lateinschule von 1550-1562.

Am 5. September 1562 heiratete Philippus Diffenbecher Magister Engelharts Schwester Agathe. (vgl. Bernd Röcker, Magister Leonhard Engelhart, Rektor der Lateinschule Eppingen 1550-1562, in: Rund um den Ottilienberg 1, S. 105). Ein Philipp Dieffenbacher ist am 7. 1. 1577 Amtmann zu Bärbelstein - im Daner Tal - (s. Pfälzer Heimat 17. Dez. 1975).

⁵⁶ Text der Immatrikulation: „Johannes Faber Eppingen. dioc. Spiren. laicus.“

⁵⁷ Er könnte identisch sein mit dem Michael Trigel (s. lfd. Nr. 84a), der sich 1563 in Tübingen einschrieb. Dagegen spricht, daß der in Heidelberg eingeschriebene am 25. 6. 1565 dort b.a. wurde. Vielleicht wollte er sein Examen in Heidelberg machen, mit der Absicht in kurpfälzische Dienste zu treten.

⁵⁸ Erstaunlich ist, daß sich am gleichen Tag an der Universität Heidelberg drei Eppinger einschrieben.

⁵⁹ Er ist mit Sicherheit identisch mit dem am 23. September 1569 in Tübingen wiederum

eingeschriebenen „Israel Dymar Eppingensis iterum se indicavit“. (Hermelink: I., S. 497), wahrscheinlich auch identisch mit dem am 12. April 1665 in Heidelberg eingeschriebenen „Israel Dimarus Eppingensis“ (s. lfd. Nr. 87a), denn am 21. Oktober 1562 in Tübingen und am 12. April 1565 in Heidelberg schreiben sich Israel Dimarius und Henricus Trigelius gemeinsam ein.

^{59a} Johannes Erbermann Epingensis ex Palatinatu 21. Mai 1563 in Tübingen immatrikuliert. Er war höchstwahrscheinlich der Sohn von Petrus Erberman (s. lfd. Nr. 69). 1572 Amtsknecht im Amt Bretten mit Sitz in Eppingen.

1585 Keller zu Dilsberg und kauft als solcher 1592 das Nikolaipfründgut zu Eppingen.

1605 wird er Schultheiß zu Eppingen mit einem reißigen Pferd.

^{59b} s.a. lfd. Nr. 84 und die Anm. 57 + 58

⁶⁰ Der Immatrikulationstext lautet: „Leonhardus Glück, Eppingensis, alumni illustrissimi principis in domo sapientiae, 4 Maji.“ (Toepke: II., S. 33, Nr. 13)

⁶¹ Immatrikulationstext: „Michel König, Eppingensis, 1. Augusti. Nondum soluit, famulus Contubernij.“ (Toepke: II., S. 34, Nr. 53)

⁶² s. a. lfd. nr. 88

Er wird am 10. 12. 1566 b.a.

Er ist wahrscheinlich mit dem am 21. Oktober 1562 in Tübingen eingeschriebenen Henricus Trigelius identisch (s. Fr. Gehrig, Eppingen Bürgersiegel, in: Rund um den Ottilienberg 1, S. 132).

⁶³ s. lfd. Nr. 87

⁶⁴ Er wird am 26. September 1566 b.a.

⁶⁵ 1579 erfährt man, daß Johann Diemar einige Zeit die 3 Pfründen zu seinem Studium bezog und sie nach seiner Heirat an seinen

95.	27. April 1569	Josephus Engelhart Tübingensis ⁶⁶	Tübingen
96.	15. Okt. 1569	Henricus Rutilandus Eppingensis	Heidelberg
97.	27. April 1571	Aaron Junior Eppingensis ⁶⁷	Heidelberg
98.	30. Aug. 1572	Bonauentura Ruland Eppingensis	Heidelberg
99.	16. Juli 1574	Johannes Trigelius Eppingensis ⁶⁸	Heidelberg
100.	15. Mai 1576	Wendelinus Aletzheimer Eppingensis ⁶⁹	Heidelberg
101.	16. Okt. 1576	Jeremias Niderus Eppingensis ⁷⁰	Heidelberg
102.	20. Febr. 1578	Georgius Norsch Eppingensis ⁷¹	Heidelberg
103.	7. Mai 1579	Sebastianus Brant Eppingensis ⁷²	Heidelberg
104.	26. Dez. 1579	Martinus Hecker Eppingensis	Heidelberg
105.	11. Nov. 1581	Jeremias Dymar Eppingensis ⁷³	Heidelberg
106.	25. Nov. 1586	Henricus Trigelius Eppingensis ⁷⁴	Heidelberg
107.	15. Mai 1588	Leonhardus Gilgenmeies Eppingensis	Heidelberg
108.	17. Nov. 1592	Marcus Walter Eppingensis ⁷⁵	Heidelberg

jüngsten Bruder (Jeremias Dymar, s. lfd. Nr. 105) übergab.

Franz Gehrig und Karl Wieser schreiben in ihrem Aufsatz „Das Eppinger Patriziergeschlecht Diemar“ (RNZ v.1 1.8.1981): Hans Jörg Diemar wurde am 22. Februar 1585 zum Amtskeller in Hilsbach ernannt. Am 18. März 1585 verlieh ihm der Kurfürst von der Pfalz ein Wappen: „Wegen der Aufrichtigkeit und getreuen Dienste, deren sich unser Keller zu Hilsbach und lieber getreuer Hans Jörg Diemar befleißigte, haben wir ermeltem Keller zu Hilsbach, seinen Gebrüdern Jacob, Jeremias und Philipp und allen ihren leibserben und derselben ehelichen Erben dieses Stammes und Namens solch nachgeschriebenen Wappen und Kleinod verliehen, mit namen ein weißer gewöhnlicher Schild, in demselben ein roter balken, oben von der linken schreg herabwärts und zur rechten ziehend, darin eine eisenfarbene ganze Pflugsege. Uff dem schild ein silberfarbener stech- oder burgerhelm, zu beiden seiten umbfliegender helmdecken, außwendig rot und inwendig weiß geziert, dann auf dem helm zwen ufgetane flügel, in jedem eine Pflugsege, auch in insiegeln und petschaften nach gefallen zu gebrauchen.“ Eine Zeichnung des Wappens ist nicht erhalten, aber es läßt sich nach der Beschreibung leicht zeichnen. „Kleinod“ ist die oft gebrauchte Bezeichnung für die Zier über dem Helm. Die Pflugsege (Pflugmesser) im Wappen kann man als Hinweis auf landwirtschaftlichen Besitz und auf die Bedeutung der Landwirtschaft in Eppingen, den Schrägbalken als Anklang an das Stadtwappen verstehen. Der Keller Hans Jörg Diemar ist sicherlich der Student des Jahres 1569, sein Bruder Jeremias sicherlich der Student des Jahres 1581“.

⁶⁶ Er wird am 31. März 1574 b.a. und am 16. Februar 1576 magister artium, jeweils ist „Eppingensis“ eingetragen. Am Rand steht vermerkt: „postea Dr. iur. utriusque et consiliarius Palatinus electoralis“. (Hermelink: I., S. 491)

Joseph Engelhart, der 1552 in Eppingen geborene Sohn des Magisters Leonhard Engelhart, studierte in Tübingen und Heidelberg (im Januar 1581 immatrikuliert: Josephus Engelhardus, Eppingensis⁷⁵), wo er 1581 zum Doktor beider Rechte promovierte. Kurz nach seiner Ernennung zum Hofgerichtsrat verstarb er, knapp dreißigjährig.

⁶⁷ Chyträus erwähnt den Namen Junior (Jung): „Zu gleicher Zeit lehrten in den benachbarten Ortschaften... (gemeint ist ca. 1530) . . . in der Stadt Eppingen die Prediger Georg Junior, Magister Petrus Erberman und Thomas Rana;“ (zitiert nach: David Chyträus, Das Kraichgau und seine Bewohner zur Zeit der Reformation, aus dem Lateinischen übersetzt und erläutert von Dr. Otto Becher, Karlsruhe 1908, Seite 119 f.) Georg Junior ist der Vater von Aaron Junior, der bis 1585 reformierter Pfarrer in Gimmeldingen war (vgl. Georg Biundio, Die evangelischen Geistlichen der Pfalz seit der Reformation, 1968, Nr. 2467).

⁶⁸ Immatrikulationstext: „Johannes Trigelius, Eppingensis, 16. Julij, iniuratus propter aetatem.“ (Toepke: II., S. 71, Nr. 68)

⁶⁹ Immatrikulationstext: „Wendelinus Aletzheimer, Eppingensis, alumni domus sapientie.“ (Toepke: II., S. 76, Nr. 48)

⁷⁰ Immatrikulationstext: „Jeremias Niderus, Eppingensis, alumni domus sapientie“. (Toepke: II., S. 78, Nr. 108)

⁷¹ Er wird am 16. 12. 1578 b.a. Immatrikulationstext: „Georgius Norsch, Eppingensis, 20. Febr., gratis quia famulus Dionisiani.“ (Toepke: II., S. 83, Nr. 15).

⁷² Er wird am 28. 11. 1581 unter dem Namen „Brandt“ b.a.

⁷³ siehe lfd. Nr. 94

⁷⁴ Immatrikulationstext: „Henricus Trigelius, Eppingensis, inscriptionem rectore Petro Boquino factam renouavit gratis“. (Toepke: II., S. 130, Nr. 301)

⁷⁵ Ein „Wolfgangus Marcus Walterus Weinheimensis“ wurde am 11. 12. 1599 b.a.

109.	9. Juli 1595	Conradus Hecker Eppingensis ⁷⁶	Heidelberg
110.	23. Okt. 1595	Johannes Wallerus Eppingensis ⁷⁷	Heidelberg
111.	WS 1595	Balthasar Richter ⁷⁸	Leipzig
112.	14. Dez. 1603	Georgius Zieglerus Oppingensis ⁷⁹	Heidelberg
113.	20. Juni 1606	Georgius Christophorus Schallius Eppingensis ⁸⁰	Heidelberg
114.	22. Mai 1607	Jacobus Norsch, Eppingensis sapientista	Heidelberg
115.	22. April 1611	Christophorus Gilgenmeyer Eppingensis Palatinus ⁸¹	Heidelberg
116.	10. Okt. 1617	Joannes Leonhardus Seiter Eppingensis ⁸²	Heidelberg

Bei den Teilorten taucht die Frage auf, weshalb es hier in den 3 Jahrhunderten so wenig Studenten gab. Dies hängt damit zusammen, daß eine bürgerliche Oberschicht kaum oder garnicht vorhanden war. Diese Oberschicht schickte gewöhnlich ihre Söhne an die Universität, um sie zu Pfarrern oder Advokaten ausbilden zu lassen. In den Dörfern lebten vor allem Bauern bzw. Leibeigene, die die Genehmigung des Grundherren einholen mußten, wenn sie ihre Söhne ausbilden lassen wollten.

Adelshofen

117.	24. Jan. 1533	Wolfgangus Wolff de Odelszhoffen ¹	Heidelberg
------	---------------	---	------------

Elsenz

118.	14. April 1504	Erhardus Högewalt de Ölsinz ²	Freiburg
119.	22. Mai 1611	Jacobus Taxius Elsenzenus	Heidelberg

Kleingartach

120.	13. Juni 1463	Vitus Kyder de Gartach sub Linburg	Heidelberg
121.	19. Mai 1580	Johannes Bender, Garthacensis ³	Heidelberg
122.	17. Nov. 1605	Jacobus Gerung Kleinengartacensis ⁴	Tübingen

⁷⁶ Er wird am 13. 7. 1596 b.a.

⁷⁷ Er wird am 13. 7. 1596 b.a., am gleichen Tag wie Conradus Hecker (s. lfd. Nr. 109)

⁷⁸ Er immatrikulierte sich am 18. Mai 1599 in Altdorf: „Balthasar Richter, Eppingensis, gratis“ (Steinmeyer, Bd. I., S. 69)

⁷⁹ Im „Album magistrorum artium“ steht: „Georgius Zieglerus, Eppingensis Palatinus, 4. Februarij 1608“. (Toepke: II., S. 473). Ein Georg Ziegler, Magister, wurde 1649 Schultheiß zu Eppingen (aus: Die kurpfälzischen Dienerbücher 1476–1685, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, hrsg. v. der Oberrheinischen Historischen Kommission, Neue Folge, Band 55, Karlsruhe 1942). Vgl. auch den Aufsatz von Fr. Gehrig, Die Ämter der Stadt Eppingen und ihre Inhaber, in diesem Band S. 27

⁸⁰ Immatrikulationstext: „Georgius Christophorus Schallius, Eppingensis, iniurati omnes propter minorem aetatem alumni collegij sapientiae.“ (Toepke: II., S. 230,

gensis Diac. und Schulm. 18. April 1610.“ „Georgius Christoph Schall Pf. 9. Sept. 1612“ (zit. n. Das sogenannte „Rote Buch“, Ein kurpfälzisches Pfarrer- und Lehrerverzeichnis (1585–1621), bearb. v. Julius Zimmermann, Darmstadt 1911, Seite 115 und 117).

⁸¹ Er wird am 13. 6. 1611 b.a. und 1613 Lehrer in Eppingen. „Christoph Gilgenmeyer coll. 29. Oct. 1613“, zit. nach: Das sogenannte „Rote Buch“, Seite 132.

⁸² Immatrikulationstext: „Joannes Leonhardus Seiter, Eppingensis, Palatini et collegij sapientiae alumni.“ (Toepke: II., S. 285)

¹ Er wird am 21. 7. 1514 b.a.v.mod.

² Er wird um 1505/06 b.a. unter dem Namen „Hegenwald“.

³ Er wird am 30. 5. 1581 b.a.

⁴ Bei dieser Eintragung steht 14 Jahre. Wahrscheinlich wurde er schon mit 14 Jahren von seinen Eltern immatrikuliert, kam aber erst 1613 zur Universität („Jacobus Gerung Gardachensis under Limburg repetiit

Nr. 63). Er ist 1610 Diakon und Schulmeister in Billigheim/Appenhouen, sowie 1612 Pfarrer in Insheim: „Georg Christoph Schall Eppin-

123.	8. April 1606	Johannes Sebastianus Wielandt Gartacensis ⁵	Tübingen
124.	16. Mai 1609	Johannes Bernhardus Erhardi Gartacensis ⁶	Tübingen
125.	25. Jan. 1632	Samuel Reinöhl von Kleinen Gartach ⁷	Tübingen

Hier führe ich nur die Namen auf, die von den Herausgebern der Matrikelbände Kleingartach zugeordnet wurden.

Mühlbach

Die Zuordnung der Studenten zu Mühlbach ist sehr schwer, denn Orte mit dem Namen Mühlbach gibt es einige in Baden, Bayern und Hessen.

126.	WS 1645/66	Johannes Theodoricus Enslin Mülbaco-Graichgeius	Jena
------	------------	--	------

Richen

Hier fällt auf, daß nach meinen Recherchen bereits 4 Studenten aus Richen festzustellen sind, bevor 1425 der erste Eppinger seine Studien in Heidelberg aufnimmt. Im 15. Jahrhundert befand sich in Richen eine Zollstation zwischen der Pfalz und Württemberg, Wahrscheinlich waren die damaligen Studenten die Söhne der Beamten.

127.	1387	Bertoldus filius sculteti de Richen	Heidelberg
128.	1412	Dymarus Hartmudi de Ryechen ⁸	Heidelberg
129.	1412	Johannes Bertholdi de Riechen ⁸	Heidelberg
130.	SS 1414	Johannes Bertoldi de Richen	Wien
131.	SS 1439	Mathias Elnboger de Richen	Wien
132.	27. Sept. 1515	Johannes Goeszweyn de Riechenn ⁹	Heidelberg
133.	22. Juni 1522	Nicolaus Sutoris de Richen ¹⁰	Heidelberg

Rohrbach

Auch bei Rohrbach fällt eine eindeutige Zuordnung wegen der Häufigkeit des Namens sehr schwer. Hier habe ich nur die Namen aufgeführt, die von den Matrikelherausgebern Rohrbach, bad. Amt Eppingen, zugeordnet wurden.

134.	12. Mai 1433	Jacobus Lemberg de Roerbach clericus dyocesis Spirensis	Heidelberg
135.	17. Mai 1458	Jacobus Textoris de Rurbach ¹¹	Heidelberg
136.	24. Okt. 1460	Jodocus Hiserlin de Rorbach ¹²	Heidelberg
137.	24. Mai 1519	Georgius Rulman ex Roerbach	Heidelberg

nomen", Bürk: II., 80), denn am 7. Juni findet sich sein Name (als „stud. iur.“) wieder in den Matrikeln. Dieser Vorgang kam hin und wieder vor.

⁵ Er wird am 24. 3. 1607 b., am 14. 2. 1610 magister.

⁶ Er wird am 28. 3. 1610 b., am 3. 3. 1613 magister.

⁷ Er wird am 12. 2. 1634 magister.

⁸ Beide folgen in den Matrikeln direkt hintereinander.

⁹ Er wird am 10. 11. 1516 b.a.v.ant.

¹⁰ Er wird am 1. 12. 1523 b.a.

¹¹ Er wird am 8. 10. 1460 b.a.v.ant., wobei „Rorbach“ eingetragen ist.

¹² Er wird am 9. 7. 1461 b.a.v.mod.

Das Wasserschloß in Adelshofen

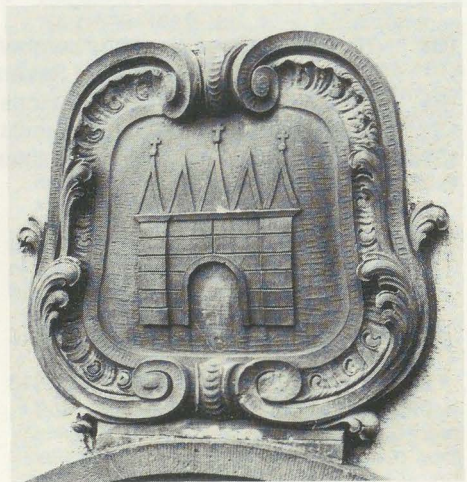
Reinhard Ihle

Ein Wasserschloß in Adelshofen? So oder ähnlich dürften sich nicht wenige der Leser beim Betrachten des Inhaltsverzeichnisses des vorliegenden Bandes oder beim Lesen der Überschrift dieses Artikels verwundert gefragt haben. Dieses „Überrascht-Sein“ ist auch berechtigt; denn zum einen sind keine baulichen Überreste eines solchen Schlosses erhalten, die die Erinnerung an dieses Gebäude wachhalten würden, und zum anderen wurde bisher diese herrschaftliche Anlage in Adelshofen in der heimatgeschichtlichen Forschung nur ungenügend berücksichtigt.

So sucht man z. B. in der Arbeit von Otto Bickel, der die Burgen und die Schlösser im Kraichgau untersuchte¹, vergebens nach Hinweisen auf ein ehemaliges Schloß in Adelshofen. Auch in dem Büchlein von Julius Naehrer „Die Burgen, Schlösser und Städte des oberen Kraichgaus“² bleibt ein Nachschlagen ergebnislos. Erst im Buch von Hans Schäfer „Die Burgen im Kraichgau“³ wird das Adelshofener Schloß erwähnt, allerdings mit nur einigen wenigen Angaben. Ebenfalls nur vereinzelte Informationen können wir dem Beitrag von Edmund Kiehnle „Adelshofen Geschichte eines ländlichen Stadtteils“⁴ entnehmen.

Obwohl heute in Adelshofen jegliche direkte Hinweise auf ein Schloß fehlen (z. B. Wassergraben, Grundmauern usw.), bestätigen uns „indirekte Zeugen“ das Vorhandensein einer solchen ehemaligen Anlage. Auch das Adelshofener Ortswappen läßt Vermutungen darüber aufkommen, wird doch in diesem eine in Silber „bezinnte

Burg mit geöffnetem Tor, zwei Türmen mit Kuppeldach und Knopf, zwischen den Türmen drei spitze Dächer, das mittlere überhöht und mit Knopf und Kreuz versehen“⁵ dargestellt. Aber Paul Fütterer, der dieses Ortswappen im Wappenbuch des Kreises Sinsheim beschreibt, fügt resignierend hinzu: „Eine Erklärung für die Burg ließ sich nicht finden“⁶. Einen weiteren indirekten Hinweis auf das ehemalige Schloß liefern uns die beiden Gewinnbezeichnungen „Beim Schloßgarten“ und „Schloßbäcker“. Sie bezeichnen die ungefähre Lage dieses herrschaftlichen Hauses in der Ortsmitte von Adelshofen hinter dem heutigen Rathaus am Nesselbach aufwärts.



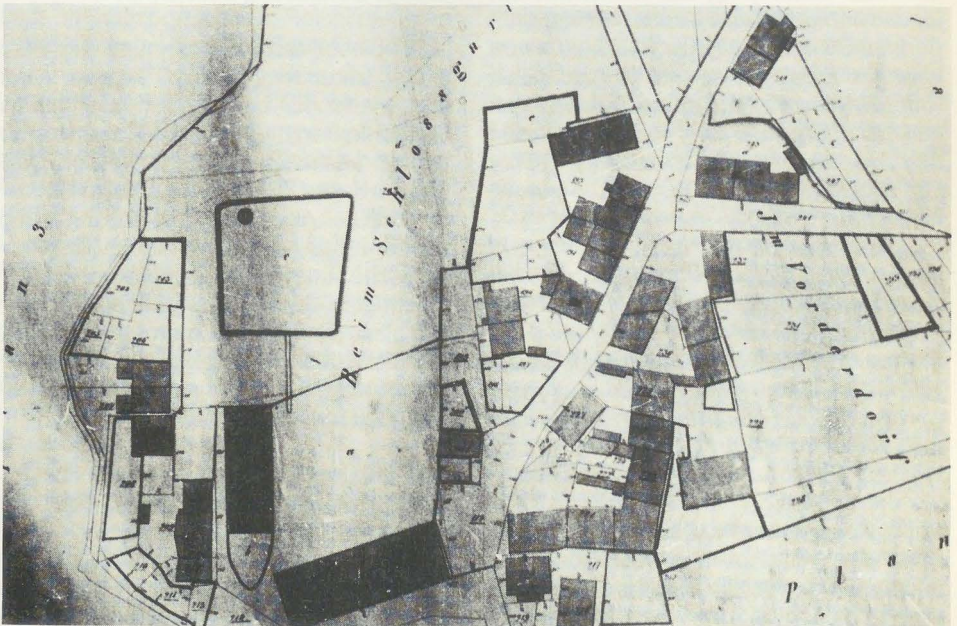
Ortswappen von Adelshofen am Rathausbrunnen

Daß sich in Adelshofen ein adliger Herrnsitz befinden muß, läßt sich aus den ersten urkundlichen Erwähnungen des Dorfes schließen, denn von Anfang an werden Adlige als Eigentümer genannt. Die erste Urkunde, die sich mit Adelshofen befaßt, ist im Jahre 1287 ausgestellt. Darin urkundet der Edle Rudolf von Neuffen, daß sein Dienstmann Heinrich Blenschelin dem Kloster Herrenalb zwei Höfe in Gölshausen und Adelshofen mit aller Zugehör übergeben hat⁷. Zwei Jahre später (1289) schenkt ein „Dieter von Adelshofen“ dem Kloster Herrenalb ein Hof in Adelshofen zum freien Eigentum. Ob es sich tatsächlich um ein Adelshofer Niederadelsgeschlecht handelt⁸, ist nicht sicher, denn schon 1337 erhält Bertold Göler III. von Abt und Konvent des Klosters Herrenalb „... all ihr Gut, so sie hatten zu Ottelshoven“⁹, und 1354 wird der Sohn von Bertold Göler III., Johann I., von Markgraf Rudolf von Baden mit dem Dorf „Ottelshofen“ belehnt¹⁰. In der Urkunde vom 24. Mai 1420 möchte Raffan Göler VI. von Markgraf Bernhard von Baden mit den gleichen Lehen belehnt werden, mit denen zuvor schon sein Vater belehnt worden war

(halbe Burg, halbe Vogtei, mehrere Äcker, Weinberge und Wald)¹². Dieser Besitz wird am 19. April 1429 von Raffan Göler VI. an Reinhard von Sickingen verkauft. Reinhard von Sickingen gibt diesen Anteil an seinen Schwager Reinhart von Neipperg weiter¹³. Am 28. Juli 1434 erwirbt Reinhart von Neipperg von Markgraf Jakob von Baden auch die andere Hälfte des Dorfes¹⁴. Von nun an war Adelshofen über 350 Jahre lang im Besitz derer von Neipperg, bis es 1806 an das Großherzogtum Baden überging.

Die Lage des Schlosses

Der „Atlas der Gemarkung Adelshofen, bearbeitet in Gemäßheit des Gesetzes vom 26. 3. 1852 unter der Obsorge der Staatsverwaltung in den Jahren 1856–1860“, der heute im Vermessungsamt Sinsheim ausliegt, gibt die genaue Lage des ehemaligen Schlosses in Adelshofen wieder. Deutlich markiert die fast quadratische, wallartige Begrenzungslinie den ehemaligen Standort, der mit der schon erwähnten Gewinnbezeichnung „Beim Schloßgarten“ übereinstimmt.



Lage des ehemaligen Wasserschlosses nach dem Katasterplan 1860 (Plan Nr. 3)

Doch schon vor 120 Jahren war vom Schloß selber, außer dem kleinen, runden Turm in der nordwestlichen Ecke der Eingrenzung, nichts mehr vorhanden. Auch scheint der Wassergraben bereits zugeschüttet zu sein. Daß es sich um ein Wasserschloß gehandelt haben muß, zeigen die vielen Wasserrinnen und Quellen, die auf dem Plan um das ganze Schloß herum eingezeichnet sind. Ferner bietet sich die Anlage eines Wasserschlosses inmitten der weiten und feuchten Talniederung des Nesselbaches geradezu an. Interessant sind die beiden großen Wirtschaftsgebäude, die auf dem alten Katasterplan ebenfalls auffallen und sicher in einer Beziehung zum Schloß stehen.

Die Geschichte des Wasserschlosses

Schon im Jahre 1420 wird in einer Urkunde eine „Burg zu Odelßhofen“ erwähnt. Bei dieser Urkunde handelt es sich um ein Lehensrevers Raffans (Raban) Göler von Odelßhofen gegen Markgraf Bernhard von Baden. Der Text der Urkunde lautet (in Auszügen):

„Ich Raffan Göler von Odelßhofen bekenne mich mit disem brief, daz ich komen bin für den hochgeborenen fürsten und herren . . . Bernharten markgrafen zu Baden u. mynrrn gnedigen lieben herren und han sin gnade solißlich geberden daß er mir solhihe lehen güd, die myn vatder selig von sinen gnaden und siner marggraveschaft zu lehen gehabt hat zu seinem rechten mannelehen gnedlichen lihen wolte . . .

. . . und sint diß die güte im namen, die halb burg zu Odelßhofen mit it zugehorde. Item zeben und achtzig morgen acker in dem flure gen Riechen uß hin . . .

. . . zu urkunde han it mein eigen insigel gehenkt an disen brief der geben ist uf fritag vor dem heiligen pfingsttag des jars des man zelte von christi geburt viertzehenhundert und zwentzig jar“¹⁵

Auf welchen Herren diese Burg zurückgeht, läßt sich nicht mehr feststellen. Wir erkennen nur, daß die Burg bzw. auch das Dorf zu dieser Zeit unter zwei Herren aufgeteilt war.

Die halbe Burg, mit der Raffan Göler von Odelßhofen vom Markgrafen belehnt worden war, kaufte 9 Jahre später der Schwager von Raffan, Reinhard von Sickingen. Dieser gibt sein Lehen weiter an Reinhart von Neipperg, der 1434 vom Markgrafen Jakob von Baden auch die andere Hälfte des Dorfes bzw. der Burg erwirbt. Von nun an blieb die Burg immer im Besitz derer von Neipperg.

Es muß davon ausgegangen werden, daß diese in der Urkunde von 1420 erwähnte Burg im Zusammenhang mit dem später bezeichneten Schloß steht. Vielleicht wurde diese Tiefburg (nach der Lage in der Bachniederung konnte es sich nur um eine Tiefburg gehandelt haben) im Mittelalter zerstört und anschließend auf ihren Trümmern ein Neubau in Form eines Schlosses errichtet. Dieser Vorgang fand im Kraichgau öfters statt, wie Hans Schäfer in seinem Buch über die Burgen im Kraichgau berichtet. Schäfer unterscheidet dabei eine Burg von einem Schloß nach der Funktion: Eine Burg faßt er als Festung auf, die nur militärischen Zwecken diene, während er ein Schloß als eine unverteidigte adelige Behausung bezeichnet¹⁶.

Nach dieser ersten Erwähnung der Burg in der Urkunde von 1420 konnte leider erst wieder für das Jahr 1755 sicheres Quellenmaterial über das Adelshofener Schloß ausfindig gemacht werden. Aus diesem Jahr 1755 liegt im Generallandesarchiv eine „Aufnahme und Beschreibung der Lehen zu Adelshofen durch von Neippergsche und einen badischen Bevollmächtigten“¹⁷. Interessanterweise schreiben diese Bevollmächtigten schon damals, daß sich „über das adelige Haus in Adelshofen nirgendwoher etwas mit Zuverlässigkeit sagen läßt“¹⁸.

Erst mit Beginn des 30jährigen Krieges können wir genauere Angaben über das Schloß in Adelshofen zusammenstellen. In diesem Krieg wurde das adelige Haus „fast durchaus ruiniert“¹⁹. Doch mittels des Vermögens der Ehefrau des damaligen Lehensherrn, Philip Ludwig von Neipperg,

konnte dieses adelige Haus wieder repariert werden. In dieser unruhigen Zeit des 17. Jahrhunderts haben sich die Lehensherren nicht lange an ihrem Adelsitz in Adelshofen gefreut, denn es wird weiter berichtet, daß das Schloß „beim Sinsheimer Treffen wieder ziemlich Not gelitten“ habe²⁰. Mit Sinsheimer Treffen ist wahrscheinlich die Schlacht der deutschen und französischen Truppen am 16. Juni 1674 bei Sinsheim gemeint²¹. Ein zweites Mal dürfte sich eine Renovierung des Schlosses nicht mehr gelohnt haben, so daß im Jahre 1716 ein neues Schloß erbaut wird. In der Beschreibung der Lehen von 1755 lesen wir: „Das Schloß, welches auf uraltem Lehensplatz steht, mit einem Wassergraben an allen Seiten umfassen und ao. 1716 auf die alte Rudera neu gebaut worden ist, befindet sich zwar leer und ohnbewohnt, aber in ziemlich tüchtigem Stand“²².

Aus dieser Notiz können wir ableiten, daß der Erbauer dieses Schlosses der damalige Lehensherr Eberhard Friedrich von Neipperg gewesen ist. Interessant ist, daß der gleiche Eberhard Friedrich von Neipperg, der als Festungskommandant von Philippsburg in habsburgischen Reichsdiensten stand, auch das (heutige) Schloß in Schwaijern erbaute²³. Warum aber stand das Wasserschloß im Jahre 1755, also nur 39 Jahre nach seiner Erbauung, schon wieder leer? Bestimmt waren der Lehensherr General Eberhard Friedrich von Neipperg (1656-1725) als Gouverneur der Festung Philippsburg und später sein Sohn Wilhelm Reinhard von Neipperg (1684-1774), der als kaiserlicher Feldmarschall und Kommandant von Wien sowie als Berater der Kaiserin Maria Theresia in habsburgischen Diensten stand²⁴, außerhalb seines Stammesbesitzes genügend beschäftigt, um alle seine Güter zu bewohnen.

Durch diese zeitweilige Verlagerung der Interessen der Grafen von Neipperg scheint auch das Schicksal des Wasserschlosses in Adelshofen besiegelt gewesen zu sein. Hundert Jahre später standen von diesem herrschaftlichen Gebäude nur

noch die Reste eines Turmes, wie aus dem Katasterplan von 1860 hervorgeht. Die Frage bleibt allerdings offen, ob das Schloß zwischen 1755 und 1860 nochmals durch einen Krieg zerstört worden ist oder ob es einfach abgebrochen wurde.

Der alte Turm des Wasserschlosses, an den sich noch einige ältere Adelshofener gut erinnern können, weil sie als Kinder im von Weidenstöcken fast undurchdringlich bewachsenen Schloßhof spielten, dürfte um das Jahr 1920 vollends abgetragen worden sein. Damals war der Turm noch etwa 8 m hoch und besaß einen Durchmesser von ungefähr 3,5 m.

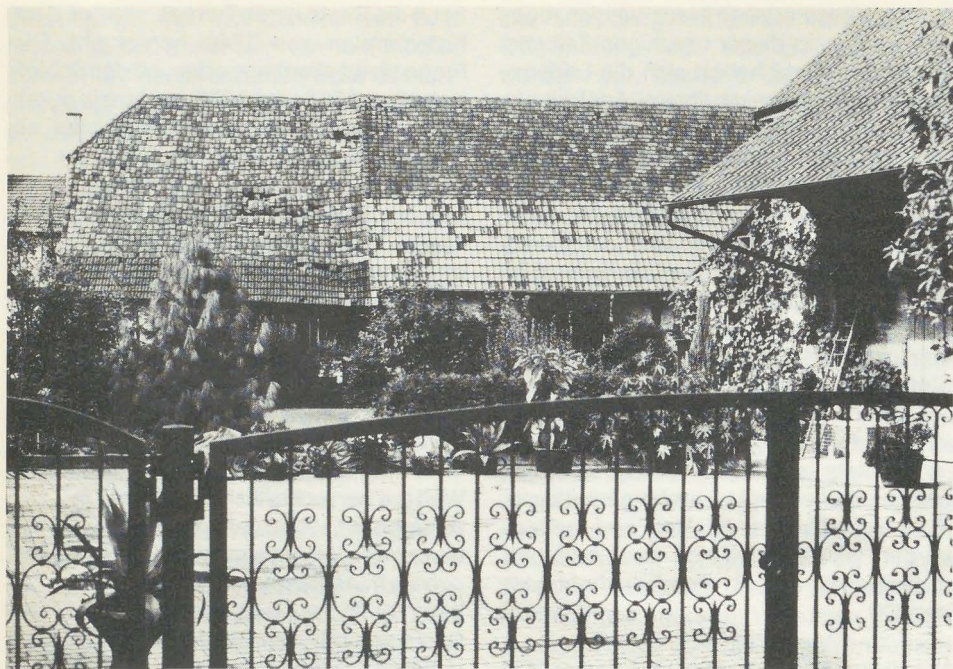
Weitere herrschaftliche Gebäude in Adelshofen

Neben dem Neippergschen Wasserschloß gab es in Adelshofen noch weitere grundherrschaftliche Gebäude, wie wir aus der Beschreibung der Lehen von 1755 entnehmen können:

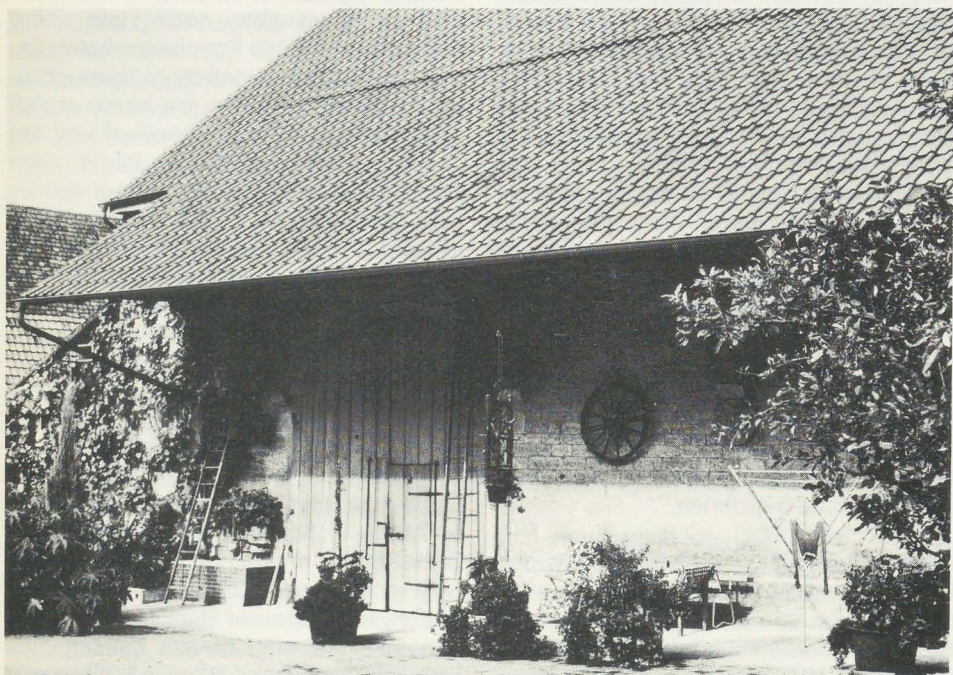
„Die Scheuer so zugleich die **Zehendscheuer** und ebenmäßig auf dem alten Lehenshofplatz steht, ist zwar von Holz und alt, kann aber noch viele Jahre dauern“²⁵. Ob diese Bevollmächtigten damals geahnt hatten, daß diese Zehntscheuer, zumindest in Teilen, bis heute standhält? Diese alte Zehntscheuer, die an der heutigen Richener Straße hinter dem Milchhäusle steht, ist zwar immer wieder ausgebessert worden, geht aber in ihrem ältesten Teil auf das Jahr 1668 zurück²⁶.

„**Das Maiereihaus**, welches Ihre hochgräfliche Excellenz erst vor ohngefähr acht Jahren (also im Jahre 1747) auf einem ebenmäßigen Lehen Platz 134 Schuh lang, 47 Schuh breit haben aufführen lassen, ist auch massiv von Steinen und mit geräumlichen Frucht Boden versehen“²⁷.

Geht man davon aus, daß die damalige Maßeinheit „Schuh“ heute etwa einem Drittel Meter entspricht, so stimmen die Ausmaße dieses Gebäudes mit dem großen Gebäude auf dem Katasterplan von 1860 überein. Dieses entlang der Richener Straße vom jetzigen Milchhäusle bis zum heutigen Haus Henrich reichende



Magazingebäude mit Neippergschem Wappen in der Richener Straße, erbaut 1870



Ehemalige Zehntscheune in der Richener Straße; vorderer Teil mit Walmdach aus dem Jahre 1688

Maiereigebäude wurde Ende der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts abgerissen. Dafür hat die Grundherrschaft im Jahre 1870 das heute noch stehende, zur Richener Straße zurückversetzte Magazin- gebäude errichtet²⁸.

Dem alten Maiereigebäude war eine **Maiereiwohnung** samt der Kelter, jedoch unter einem Dach, vorangesetzt²⁹. Die Kelter, welche mit der Wohnung etwa ein Drittel des gesamten Maiereigebäudes ausmachte, enthielt zwei Kelter-Bäume. Für die Unterhaltung und Ausbesserung dieser Kelter mußten die Untertanen eine besondere Fron zahlen. Das bevorzugte Weinanbaugebiet auf der Adelshofener Gemarkung war zur damaligen Zeit der Wartberg. Bei einer siedlungsgeographischen Betrachtung von Adelshofen fallen zusätzlich noch einige kleine Häuschen auf. Von ursprünglich sieben im Katasterplan von 1860 eingezeichneten Häuschen stehen heute nur noch zwei. Diese Kleinsthäuschen standen bzw. stehen genau gegenüber dem abgebrochenen Maiereigebäude an der Richener Straße. Zwar sind die beiden heute noch stehenden Häuschen mittlerweile baulich stark verändert worden, doch läßt ihr Grundriß noch deutlich die ursprünglich kleinen Ausmaße erkennen. Adelshofener Bürger erinnern sich heute noch, daß man früher mit ausgestreckter Hand bis zur Dachrinne dieser Häuschen reichen konnte. Aus dem heute gültigen Feuerversicherungsakten geht hervor, daß diese Gebäude um 1780 erbaut worden sind³⁰. Ich vermute, daß es sich dabei um ehemalige Tagelöhnerhäuschen handelt, deren Bewohner einst im Dienste der Grundherrschaft standen.

Faßt man diese Ergebnisse zusammen, so ergibt sich etwa für das Jahr 1870 in der Dorfmitte von Adelshofen ein beachtlicher grundherrschaftlicher Gebäudebezirk:

- a) Wasserschloß von 1716, es stehen nur noch Teile des Turmes
- b) Zehntscheuer von 1668
- c) Maiereigebäude mit Maiereiwohnung und Kelter, wird um 1870 abgebrochen
- d) Magazingebäude, 1870 neu erbaut
- e) Tagelöhnerhäuschen von 1780

- f) heutige Richener Straße
- g) heutige Mitteldorfstraße
- h) heutige Unterdorfstraße
- i) Nesselbach

Anmerkungen:

- ¹ Otto Bickel: Die Burgen und Schlösser im Kraichgau; in: Der Kraichgau, Bd. 2 (1970) und Bd. 3 (1972)
- ² Julius Naeyer: Die Burgen, Schlösser und Städte des oberen Kraichgaues, Karlsruhe 1886
- ³ Hans Schäfer: Die Burgen im Kraichgau, Oberöwisheim 1971
- ⁴ Edmund Kiehle: Adelshofen. Geschichte eines ländlichen Stadtteils; in: Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum des GV „Sängerbund“ Adelshofen vom 25.-28. Mai 1978
- ⁵ Wappenbuch des Landkreises Sinsheim. Zusammenge stellt von Paul Fütterer, Sinsheim 1960, S. 21
- ⁶ ebda.
- ⁷ Edmund Kiehle, a.o.O., S. 27
- ⁸ ebda.
- ⁹ Die Göler von Ravensburg. Entstehung und Entwicklung eines Geschlechts der Kraichgauer Ritterschaft, Sinsheim 1979, S. 43
- ¹⁰ ebda
- ¹¹ ebda.
- ¹² GLA 44 Lehens- und Adelsarchiv: Göler v. Ravensburg/24. Mai 1420
- ¹³ GLA 44 Lehens- und Adelsarchiv: Göler v. Ravensburg/19. April 1429
- ¹⁴ GLA 44 Lehens- und Adelsarchiv: Göler v. Ravensburg/28. Juli 1434
- ¹⁵ GLA 44 Lehens- und Adelsarchiv: Göler v. Ravensburg/24. Mai 1420
- ¹⁶ Hans Schäfer, a.o.O., Nr. 111
- ¹⁷ GLA 72 Lehens- und Adelsarchiv: von Neipperg/Nr. 17
- ¹⁸ ebda.
- ¹⁹ ebda.
- ²⁰ ebda.
- ²¹ 120 Jahre Sinsheim/Elsenz. Eine Hinführung zur Geschichte der Kreisstadt von Adam Schlitt, Sinsheim 1963, S. 40
- ²² GLA 72 Lehens- und Adelsarchiv: von Neipperg/Nr. 17
- ²³ Heimatbuch der Stadt Brackenheim und ihrer Stadtteile, Brackenheim 1980, S. 428
- ²⁴ ebda.
- ²⁵ GLA 72 Lehens- und Adelsarchiv: von Neipperg/Nr. 17
- ²⁶ Brandversicherungsakten der Stadt Eppingen
- ²⁷ GLA 72 Lehens- und Adelsarchiv: von Neipperg/Nr. 17
- ²⁸ Brandversicherungsakten der Stadt Eppingen
- ²⁹ GLA 72 Lehens- und Adelsarchiv: von Neipperg/Nr. 17
- ³⁰ Brandversicherungsakten der Stadt Eppingen.

Magister Konrad Költer

Ein Eppinger Schulmeister als Wegbereiter des Humanismus in der Reichsstadt Heilbronn

Bernd Röcker

Merkwürdigerweise wurde der Magister Konrad Költer in der heimatgeschichtlichen Literatur über Eppingen bisher noch nicht erwähnt. Dies ist um so erstaunlicher, als Költer in der nahen, damaligen Freien Reichsstadt Heilbronn 35 Jahre lang, nämlich von 1492 bis 1527, als Rektor der dortigen Lateinschule wirkte und dort immer wieder bis auf den heutigen Tag genannt wird. So schreibt Gustav Lang 1920 in seiner „Geschichte des Gymnasiums der Reichsstadt Heilbronn“: „Der Humanismus brachte der Heilbronner Lateinschule zunächst reineres Latein sowie den ersten Schulmeister von Bedeutung. Der Humanist M. Konrad Költer von Eppingen, 1492 bis 1527 Vorstand der Schule, lehrte an Hand von Terenz und Horaz, wie man die lateinische Gelehrtensprache von den Barbarismen des Mittelalters befreie. Der Ruf seines Wissens und Könnens lockte viele fremde Schüler nach Heilbronn . . . Dem „Meister Konrad“ war es auch beschieden, manchen berühmten Mann aus seiner Schule hervorgehen zu sehen . . .“¹. Und Helmut Schmolz, der Direktor des Stadtarchivs Heilbronn, führte 1980 in seiner Festansprache anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „450 Jahre Reformation in Heilbronn“ aus: „Eine dieser Zellen neuen geistigen Lebens ist die . . . von dem zu seiner Zeit berühmten Humanisten Konrad Költer geleitete Lateinschule. Er lehrte junge, begabte Bürgersöhne nach der „via moderna“, bereitet sie auf das Universitätsstudium in Heidelberg, Tübingen oder Wittenberg vor. Es kann doch wohl kein Zufall sein, daß aus dieser seiner Heilbronner Schule nicht

weniger als drei bedeutende Reformatoren hervorgehen . . .“². Schließlich stellte Heribert Hummel in seiner Untersuchung über „Humanismus und spätmittelalterliche Lateinschule in Heilbronn“ fest: „Die Verbreitung humanistischen Gedankenguts läßt sich eigentlich nur mit zwei Personen in Zusammenhang bringen, die beide von auswärts und fast zur gleichen Zeit nach Heilbronn kamen: 1492 wird der aus Eppingen gebürtige und an der Universität Heidelberg . . . ausgebildete Magister Konrad Költer lateinischer Schulmeister in Heilbronn, 1493 überträgt der städtische Rat dem aus Schärding am Inn (Österreich) gebürtigen . . . Dr. Johannes Kröner das Predigtamt bei der Kilianskirche“³.

Während wir über die Bedeutung Költers für die Geschichte der Heilbronner Lateinschule, wie die obigen Zitate zeigen, verhältnismäßig gut unterrichtet sind, wissen wir bislang über sein Leben nicht allzu viel; denn es ist noch kein Versuch gemacht worden, dieses zusammenhängend zu beschreiben. Das ist auch nicht verwunderlich, ist doch die Überlieferung persönlicher Angaben über ihn wie über die meisten Gelehrten dieser Zeit sehr spärlich und lückenhaft. Dieser Aufsatz versucht erstmals, aus den wenigen Mosaiksteinchen, die wir besitzen, ein ungefähres Bild seines Lebens und Wirkens zu rekonstruieren.

Wann Költer geboren wurde, ist nicht überliefert. Man kann das Geburtsjahr allenfalls ungefähr erschließen. Das erste ge-

sicherte Datum ist seine Immatrikulation an der Universität Heidelberg am 8. Januar 1480⁴. Geht man davon aus, daß die Studenten jener Zeit im allgemeinen im Alter von 13 bis 16 Jahren zu studieren begannen, dann dürfte Költer etwa zwischen 1464 und 1467 in Eppingen geboren sein. Dort hat er auch in der erstmals 1421 urkundlich erwähnten Lateinschule seine erste Bildung erhalten⁵. Es darf als ziemlich sicher gelten, daß Költer einer alten Eppinger Ratsherrnfamilie entstammt. Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1425, die in den „Oberrheinischen Stadtrechten“ abgedruckt ist⁶, erfahren wir, daß der Rat der Stadt Eppingen, die gerade erst vom Markgrafen von Baden an die Kurpfalz verpfändet worden war, die zwei Ratsmitglieder Albrecht Glereu den Älteren und Hans Kelter nach Heidelberg zu dem Kurfürstlichen Hofrat entsandte, um dort Auskünfte über das Heidelberger Recht einzuholen. Dieser Hans Kelter ist vermutlich der Großvater Konrad Költers⁷.

Bereits im Juli 1481 verließ Költer als „Baccalaureus artium via moderna“ die Heidelberger Universität⁸. Acht Jahre später, am 2. März 1489, ließ er sich erneut dort einschreiben, um sein Studium fortzusetzen, und noch am Ende des gleichen Jahres legte er sein zweites akademisches Examen als Magister artium ab⁹.

Im August 1482 ist Költer zweimal als Zeuge im Schulhaus von Heilbronn aufgeführt, als Paul Kayser, „verheirateter Kleriker Würzburger Bistums, Notar und rector principalis paedagogii“, eine Abschrift beurkundet: „Konrad Költer, Baccalaureus der Künste . . . Kleriker Speyerer Bistums . . .“¹⁰. Offensichtlich war Költer schon gleich nach seinem ersten Examen an der Heidelberger Universität als Provisor oder Gehilfe des Rektors der Heilbronner Lateinschule angestellt worden. In den zahlreichen Arbeiten über die Geschichte der Heilbronner Lateinschule ist dies bisher noch nicht vermerkt worden¹¹. Lediglich Moriz von Rauch in seinem Aufsatz „Heilbronn um 1500“¹² und Ernst Roller in seiner Schrift „Musikpflege und Musik-

erziehung in der Reichsstadt Heilbronn“¹³ erwähnen dies beiläufig. Ebenso ist den Verfassern der Beiträge über die Heilbronner Lateinschulgeschichte entgangen, daß zwischen den beiden Rektoren Konrad Wegner, der für das Jahr 1470 bezeugt ist¹⁴, und Konrad Költer (seit 1492) mit Paul Kayser der Lateinschule mindestens ein weiterer Rektor vorstand. Interessant an diesem Rektor Paul Kayser, einem gebürtigen Heilbronner, der 1452 bis 1454 an der Universität Heidelberg studierte¹⁵, wo er als Baccalaureus abging, ist nicht so sehr die Tatsache, daß er verheiratet war, das war auch schon sein Vorgänger Wegner¹⁶, sondern daß er gleichzeitig das Amt eines Notars ausübte. Wahrscheinlich war dies der Grund dafür, daß er neben Költer noch zwei weitere Gehilfen angestellt hatte, einen mehr, als die Heilbronner Schulordnung aus dem Jahre 1470 zuließ¹⁷.

Wenngleich kein weiterer Beleg über seinen Aufenthalt in Heilbronn bis zu seiner Rückkehr an die Universität im Jahre 1489 vorliegt, darf man dennoch annehmen, daß Költer die ganze Zeit über in der Heilbronner Schule als Baccalaureus oder Provisor unterrichtet, ja vielleicht sogar in dieser Funktion nach der Ablegung seines Magisterexamens weitergearbeitet hat. Denn 1491 heiratet er die Witwe eines wohlhabenden Heilbronner Bürgers namens Kistenmacher, wie aus einer Fußnote im Heilbronner Urkundenbuch hervorgeht, in der auf ein Verzeichnis der nicht mehr vorhandenen und auch nicht näher datierten Privatakten des Heilbronner Stadtgerichts verwiesen wird. Darin heißt es: „Hans und Peter Kistenmacher, Margaret und Barbara, ihre Schwestern, gegen Meister Konrad Költer, Schulmeister, ihrem Stiefvater, die Erfüllung des Heiratspaktes und der Herausgabe des übrigen Vermögens betreffend 1491“¹⁸. Offenbar war bei der Heirat vertraglich festgelegt worden, daß Költer als Stiefvater für die noch unmündigen Kinder aus der ersten Ehe seiner Frau das väterliche Erbe als Vormund verwaltete, das nun die inzwischen erwachsenen Kinder (vielleicht nach dem Tod

ihrer Mutter) auf gerichtlichem Wege zurückforderten. Aus dieser Ehe mit der verwitweten Kistenmacher stammt mindestens eine Tochter mit dem Namen Katharina, für die und deren Ehemann Ludwig Meissner Költler als Steuerzahler in einer teilweise erhaltenen Anniversarientabelle der Kilianskirche vermerkt ist¹⁹.

Die Heirat des noch nicht dreißigjährigen Költler mit einer Witwe, die dazu noch vier kleine Kinder mit in die Ehe brachte, ist in der damaligen Zeit angesichts der hohen Sterblichkeit nichts Ungewöhnliches. Für Költler dürfte dabei auch eine Rolle gespielt haben, daß er sich durch diese Heirat wirtschaftlich abgesichert und Eingang in die Kreise der Heilbronner Bürger verschafft hat. Immerhin waren die Kistenmacher, die seit 1401 in Heilbronn ansässig sind^{19a}, im 15. und 16. Jahrhundert eine angesehene Weingärtner- und Ratsherrnfamilie. Ein Peter Kistenmacher, vermutlich der Schwiegervater der verwitweten Kistenmacher, wird 1450 als Ratsmitglied und Pfleger des Karmeliterklosters, 1454 und 1458 als Richter und Ratsherr und 1463 bis 1471 als Bürgermeister erwähnt^{19b}. Ein Hans Kistenmacher war 1496 Beauftragter der Stadt für die Brotversorgung^{19c}.

Ein Peter Kistenmacher, wahrscheinlich Költlers Stiefsohn, ist um 1531 mehrfach als Bürgermeister und als Heiligenpfleger von St. Kilian bezeugt. Ein Hans Kistenmacher war von 1542 bis 1560 einer der Richter der Stadt. Wahrscheinlich erwarb sich Költler mit dieser Heirat auch das Heilbronner Bürgerrecht. Daß er dieses Recht besaß, geht aus dem ersten der beiden erhaltenen Briefe an den Rat der Stadt hervor, in dem er darauf verweist, daß er nicht in der Schule wohne wie seine Vorgänger und daß er wie jeder Bürger Steuer zahle: „Auch hat e. w. (ersamen wyß) biß her ein schulmeister behusung geben, der man mir auch keine gytt; die warheit zu sagen hab ichs nit geforderdt; so gib ich bett und stuwer alß ein ander burger, welches hiervor die schulmeister auch uberhept gewesen, und han nit mener den halbe presentze“²⁰.

1492 erfolgte schließlich die Berufung Költlers zum Rektor der Heilbronner Lateinschule. Im Gegensatz zu den späteren Berufungen von Schulmeistern, insbesondere aber der Berufung seines Nachfolgers im Jahre 1527, wovon mehrere Bewerbungs- und Empfehlungsschreiben erhalten sind, wissen wir nichts über die näheren Umstände seiner Berufung. Lediglich aus dem oben genannten Brief an den Rat der Stadt Heilbronn erfahren wir, daß ihm „juncker Hanß Erer loblicher gedechtnuß, Claus Diemar und Conrat Franck, burgermeister, den Gott der allmechtig gnedig sein wolle, uß bevehle eins erbern ratz die schul geluhen und bevolhen die truwlichen zu halten und ir gerechtikeit und alt herkomen zu handthaben“²¹. Sicher dürfte ihm neben seiner beruflichen Qualifikation (Magisterexamen) zugute gekommen sein, daß er damals in Heilbronn kein Unbekannter mehr war.

Daß Költler auch noch nach seiner Ernennung zum Rektor bereit war, sein Wissen zu erweitern und die neuen geistigen Strömungen in sich aufzunehmen, zeigte sich schon ein Jahr später, als in Heilbronn eine Seuche grassierte und daher viele Schüler dem Unterricht fernblieben. Diese unfreiwillige Pause nutzte er, um in Heidelberg seine Studien fortzusetzen. Offensichtlich besuchte er juristische Vorlesungen; denn Andreas Hartmanni, Professor beider Rechte und siebenmaliger Rektor der Universität Heidelberg, setzte sich in einem Brief an den Rat der Stadt Heilbronn vom 16. 12. 1493 für eine Verlängerung seiner Beurlaubung ein: „Meister Conrat Kolter, uwer schulmeister, ist etlich tag zu Heidelberg gewesen und in rechten letze (=Erschöpfung) gehort und studirt, alß ich verstee mit der burgermeister willen und wissen sorge halb (=wegen) des sterben, so by uch (=euch) sich euucht (= um sich greift); dieselbe zitt seines urlaups is uff die zukunfftig heilige zitt uß: bitt ich dinstlichen, wollent im (= ihm) furter erleuben biß uff die fasten vest, daz er moge studiren, so doch lützel (= wenige) kinde in schul by uch geen sorge halb des sterben . . .“²². Wenn Hartmanni am Ende des

Briefes bemerkt, er wolle sich für das Entgegenkommen des Rates erkenntlich zeigen, läßt sich dieser Hinweis nur verstehen, wenn man weiß, daß er gelegentlich zusammen mit anderen Kollegen aus der juristischen Fakultät um Rechtsgutachten von der Stadt Heilbronn gebeten worden ist²³. Außerdem bezog er in Heilbronn eine jährliche Gült in Höhe von 20 Gulden, die sogar noch nach seinem Tod im Jahre 1495 von seinen Testamentariern (Testamentsvollstreckern) quittiert worden ist²⁴.

Warum besuchte Költer gerade juristische Vorlesungen? Nur um den damals bedeutenden Rechtsgelehrten und zeitweiligen Kurfürstlichen Hofrat Andreas Hartmanni, der wie er aus Eppingen stammte²⁵, zu hören, dürfte er sich wohl kaum einige Monate von seiner Familie getrennt haben. Friedrich Pressel vermutete, daß er sich die Kenntnisse in der Rechtswissenschaft aneignete, um sie in seiner Schule anzuwenden²⁶. Das mittelalterliche Trivium, die Vorstufe des Quadriviums bzw. die Unterstufe des mittelalterlichen Bildungsweges, umfaßte Grammatik, Rhetorik und Logik. Im Unterrichtsfach Rhetorik wurden nicht nur die Fähigkeiten zu schreiben und zu reden geschult, man lehrte darin auch den Bürgerkindern das Abfassen von Briefen und Urkunden, und dazu gehörte nicht nur die Vermittlung allgemeiner Stilregeln, sondern auch gewisser Rechtskenntnisse. Erst 1514 beschloß der Rat der Stadt Heilbronn, auch eine deutsche Schule zu gründen, die vor allem den Bedürfnissen der Handwerker und Kaufleute Rechnung trug²⁷. Bis dahin schickten diese ihre Kinder in die Lateinschule, damit sie dort die für ihren späteren Beruf notwendigen Schreibkenntnisse erwarben. Um im Fach Rhetorik seinen Schülern die notwendigen Rechtskenntnisse zu vermitteln, wird Költer wohl in Heidelberg sich dem Rechtsstudium gewidmet haben. Vielleicht aber hat bei seinen Überlegungen auch eine Rolle gespielt, daß er, wie schon sein Vorgänger Paul Kayser, neben seinem Amt als Schulmeister gleichzeitig das Amt eines Notars angestrebt hat, um durch Neben-

einkünfte sein ohnehin nicht reichliches Einkommen als Schulmeister aufzubessern. Immerhin verzeichnet das Heilbronner Urkundenbuch ihn nach 1492 noch mehrmals zwar nicht als Notar, aber als Zeuge bei Beurkundungen²⁸.

Unter Költer vollzog sich nachweislich an der Heilbronner Lateinschule der Wandel vom mittelalterlichen Lateinunterricht zum modernen, vom Geist des Humanismus geprägten Lateinunterricht, wie die eingangs erwähnten Zitate eindrucksvoll bestätigen. Noch um 1470 wurde, wie aus der überlieferten Schulordnung jenes Jahres hervorgeht, die mittelalterliche, in lateinischen Hexametern verfaßte Grammatik des Alexander de Villa Dei (geb. um 1170 in Villedieu in der Normandie), das sog. „Doctrinale puerorum“ (= Lehrbuch für Knaben), verwendet und daneben vor allem Kapital aus der lateinischen Bibel gelesen und auswendig gelernt²⁹. Daß die Schüler damals den besprochenen und anschließend diktierten Grammatikstoff und die Bibelverse auswendig lernen mußten, um dann darüber „examinert“, d. h. abgehört zu werden, wäre nicht einmal so schlimm gewesen, obwohl es eine recht einseitige Gedächtnisleistung war, denn Schulbücher besaßen wegen ihres hohen Preises meist nur die Lehrer. Viel schlimmer war das im Mittelalter verderbte Kirchenlatein, das in den Schulen gelehrt wurde. Dennoch galt damals noch immer derjenige als gebildet, der in „Alexandro“ bewandert war, bis die satirischen „Dunkelmännerbriefe“ (1515–1517) diesen hohlen Bildungsbegriff mit ihrem beißenden Spott der Lächerlichkeit preisgaben. Ganz im Sinne des in Deutschland allmählich aufkommenden Humanismus, der mit seinem Losungswort „Zurück zu den Quellen“ zur Beschäftigung mit den antiken Wurzeln unserer Kultur aufrief, griff Költer wieder auf die klassischen lateinischen Autoren zurück, um seinen Schülern das ursprüngliche, reine Latein zu lehren. In seiner Leichenrede auf den berühmten Arzt, Botaniker und Tübinger Professor Leonhard Fuchs, einem Schüler Költers, der die Medizin auf der Basis der griechischen

Heilkunde zu erneuern versuchte und als Vater der modernen Botanik bezeichnet wird, verweist der Rhetorikprofessor Georg Hizler auf die Bedeutung der Heilbronner Schulzeit für den Werdegang seines verstorbenen Kollegen: „Als die Elementarschule von Heilbronn vor allem anderen gerühmt wurde und an ihrer Spitze ein tüchtiger Mann, ein Lehrer der „schönen Künste“ mit Namen Konrad [Költer] stand, ist er [nämlich Fuchs] zur ausgiebigen Pflege seines Geistes . . . im 10. Jahr des Jahrhunderts [= 1509] nach Heilbronn geschickt worden, und viele lobten mit Gewißheit seine Sittenstrenge, seine Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit in der Belehrung der Jugend. Er besprach hier neben anderen Autoritäten, die er behandelte, die Komödien des Terenz, des besten Autors der lateinischen Sprache, und die Oden des Horaz in seiner Schule“³⁰.

Vor einiger Zeit hat sich Heribert Hummel in dem Aufsatz „Humanismus und spätmittelalterliche Lateinschule in Heilbronn“ mit den frühen Drucken um 1500 in der ehemaligen Heilbronner Stadtbibliothek, in die die alte Heilbronner Gymnasialbibliothek aufgegangen ist, befaßt. Gerade der große Bestand alter Drucke klassischer Literatur aus der Zeit um 1500 hat schon mehrfach zu der Vermutung veranlaßt, daß er aus der Hinterlassenschaft Költers stammt³¹. Doch gehen diese Bücher alle auf den Prädikanten Johann Kröner zurück, wie Hummel festgestellt hat³². Daß Költer Bücher besaß, ist sicher, denn er beklagte sich einmal, daß sein Provisor Kaspar Seybold ihm in ein ausgeliehenes Buch eine „schmähliche, lästerliche Epistel“ hineingeschrieben habe³³. Hummel vermutet zu recht, daß Költer 1527 bei seinem halberzwungenen Abschied seine Bücher mitgenommen hat³⁴. In seinen Untersuchungen konnte er auch nachweisen, daß Költer nicht nur Terenz und Horaz mit seinen Schülern gelesen, sondern auch andere, moderne Schulgrammatiken im Unterricht verwendet hat. Die Tatsache, daß das in der Schulordnung von 1470 genannte „Doctrinale“ des Alexander de Villa Dei, das seit 1470 noch in zahlreichen Auflagen ge-



Leonhard Fuchs, der „Vater der modernen Botanik“

druckt worden war, in der Gymnasialbibliothek fehlte, betrachtet er als ein mögliches Indiz dafür, daß Költer es nicht mehr im Unterricht benutzte. Dafür fand er u. a. das im 4. Jahrhundert von dem Römer Aelius Donatus, dem Lehrer des berühmten Kirchenvaters Hieronymus, verfaßte „Ars minor“ für Anfänger und die „Ars maior“ für Fortgeschrittene, beide in der Umarbeitung des italienischen Humanisten Antonius Mancinellus (1452–1506), der dem „Donat“ noch den „Cato“ beigegeben hatte, d. h. eine Sammlung von meist moralischen Zitaten aus dem Werk des römischen Schriftstellers Marcus P. Cato (234–139 v. Chr.), die als Lesebuch verwendet wurde. Daneben entdeckte Hummel einige weitere Grammatiken, darunter eine Elementargrammatik, die erstmals zum lateinischen Lehrbuch deutsche Erklärungen brachte, und zwei Abhandlungen des Johannes de Garlandia (um 1195 – um 1272), der fachlich als Grammatiker gegen Alexander de Villa Dei

stand und dessen Werk eine sprachphilosophische Betrachtung in den Unterricht einführte. All dies veranlaßte Hummel zu der Schlußfolgerung, daß „sich Költer nicht bloß mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache beschäftigte, sondern darüber hinaus in dichterische Gefilde vorstieß“.^{34a}

Selbstverständlich brachte die im neuen humanistischen Geist reformierte Heilbronner Lateinschule Konrad Költer weit über die Grenzen der Stadt hinaus Ruhm und Achtung ein, und der Ruf seines Wissens und Könnens zog viele auswärtige Schüler an, wie wir dies oben bei Leonhard Fuchs gesehen haben. Auch Johannes Oekolampad (Huschein bzw. Huisgen), der spätere Reformator von Basel, wurde von seinen Eltern nach Heilbronn zu Költer geschickt, obwohl damals schon eine Lateinschule in seinem Geburtsort Weinsberg bestand. Költer war sich der Zugkraft seines Namens durchaus bewußt, als er an den Rat der Stadt Heilbronn nicht ohne Stolz schrieb: „Der menung (Vermehrung) der schulere, so yetzt hie sindt, het ich vermeint, euwer wysheit solt darab ein besunder freudt gehapt haben, ursach meyner arbeit und villicht meines emsigen vleis halber, darumb ich dan vor ander schulmeistern gesucht wurd“³⁵.

Unter den vielen fremden Schülern befanden sich nicht nur Kinder aus der näheren Umgebung, sondern auch „fahrende Schüler“ oder Vaganten. Diese Vaganten, die man schon salopp die Gammler des Mittelalters genannt hat, gaben durch ihr rüdes Verhalten, ihre Rauffhändel und durch ihr Betteln oft Anlaß zu Klagen. Gerade in kleineren Städten empfanden die Bürger ihr Treiben als eine echte Landplage. Nach Mißernten, bei Teuerung in Kriegszeiten oder bei Seuchen befreite man sich daher von ihnen häufig dadurch, daß man sie aus der Stadt vertrieb. Derartige drastische Maßnahmen konnten aber auch dem Ansehen der Stadt und der Schule schaden, weil die vertriebenen Schüler sie anderorts heruntersetzten.

XXVIII.



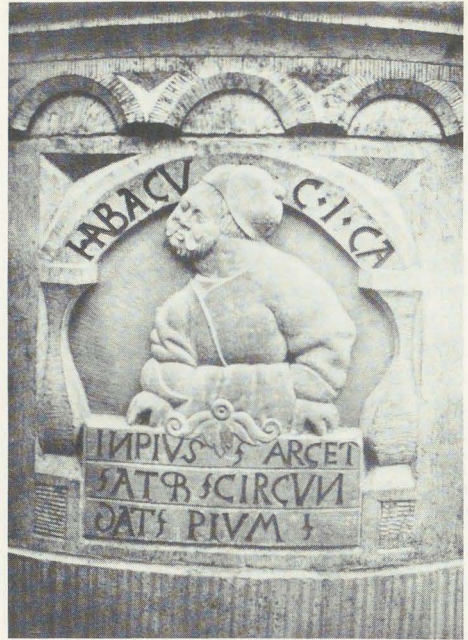
Johannes Oekolampad, der Baseler Reformator, nach einem Holzschnitt eines Monogrammisten BR (nach 1531)

Dies mag auch der Anlaß zu dem oben bereits erwähnten, nicht näher datierten Brief gewesen sein, den Költer wohl zwischen 1504 und 1515 an den Rat der Stadt Heilbronn richtete. Dieser Brief ist nicht nur interessant, weil er einige persönliche Angaben über Költers Tätigkeit enthält, sondern weil er auch einen Einblick in die Sozialgeschichte des städtischen Schulwesens um 1500 gewährt. Költer wendet sich in seiner Eingabe entschieden gegen die Austreibung der vom Almosen lebenden fremden Schüler, die der Rat angedroht hatte, „da mit ander armen menschen (kein) merklicher abbruch lyblicher narung geschehe“. Költer unterschied zwischen drei Gruppen von Schülern: „nemlich ettlich seind ganz in die Kost verdingt, die dan den gemeinen nutz fördern und das Almosen nit niessen; die ander die kauffen kost und samlendt allein brot; die dritten seindt, die sich des ganzen almosen gebrauchen“. Költer gibt dem Rat nicht nur zu bedenken, daß sich Heilbronner Bürgerskinder in anderen Städten

ebenfalls durch Betteln verköstigten, er weist auch darauf hin, daß er in Zeiten der Seuchen, der Teuerung und des Krieges Schwierigkeiten habe, seinen Verpflichtungen in der Kirche mit dem Schulchor nachzukommen. Dies habe sich schon in früheren Jahren gezeigt, als die fremden Schüler ausgewiesen worden seien. Er selbst wolle dafür bürgen, daß niemand der fremden Schüler wegen Mangel leide.

So sehr sich Költer für seine Schüler einsetzte, für sich selbst verlangte er keine Verbesserung seiner finanziellen Situation, obwohl er eigentlich genug Gründe zu klagen hätte. Er würde sich „schemen semlich nüwerung ze machen von mir ze sagen“, schrieb er stolz. So sei sein Lohn geringer als in den umliegenden Städten, und das Schulgeld habe man seit 40 Jahren nicht mehr erhöht. Während die Schulmeister vor ihm eine freie Wohnung gehabt hätten und von der Steuer befreit gewesen seien, wohne er im eigenen Haus³⁶ und zahle Steuer und Bet wie jeder andere Bürger und beziehe nur die halben Präsenzgelder. Schaden erleide er und seine Gehilfen zusätzlich dadurch, daß viele Bürger ihre Kinder, nachdem sie sie sechs oder acht Wochen in die Schule geschickt hätten, zu Hause ließen, wenn die Fronfasten näherrückten, um keine Schulgeld mehr bezahlen zu müssen. Ob Költers Appell an den Stadtrat Erfolg hatte, läßt sich nicht mehr feststellen.

Konrad Költer hat in seiner 35 jährigen Tätigkeit als Rektor der Heilbronner Lateinschule eine Reihe herausragender Schüler hervorgebracht. Neben Leonhard Fuchs, dem zu seiner Zeit berühmten Arzt und Biologen, dem zu Ehren der französische Botaniker Charles Plumier einem hübschen amerikanischen Nachtkerzengewächs den Namen „Fuchsie“ gegeben hat, und neben dem Basler Reformator Johannes Oekolampad (1491-1531) sind vor allem die in Heilbronn gebürtigen Johann Lachmann, Erhard Schnepf und Johann Riesser zu nennen.



Johann Lachmann, der Reformator von Heilbronn, in der Gestalt des Propheten Habakuk am Erker des „Käthchenhauses“ gesehen (1535)

Johann Lachmann (1491–1538) war zunächst nach seinem Studium in Heidelberg als Pfarrverweser in Heilbronn tätig, ehe er 1520/21 die Prädikantenstelle an der Kilianskirche als Nachfolger Kröners erhielt. Spätestens seit 1524 predigte er dort in lutherischem Sinne und hatte aus der Stadt und den umliegenden Dörfern großen Zulauf. Aber erst 1530 beschloß der Rat der Stadt offiziell die Annahme des evangelischen Glaubens. Er verfaßte 1528 zusammen mit Kaspar Gretter den sog. Heilbronner Katechismus, den zweitältesten in der evangelischen Kirche, und gab 1532 seiner Vaterstadt eine neue evangelische Kirchenordnung³⁷.

Erhard Schnepf (1495–1558) lernte wahrscheinlich während seines Studiums in Heidelberg Luther bei der Heidelberger Disputation 1518 kennen. Seit 1520 predigte er in Weinsberg evangelisch, 1521/22 in Neckarmühlbach bei Dietrich von Gemmingen und 1523/1526 in Wimpfen. 1534 berief ihn Herzog Ulrich nach Württemberg,

wo er das „Land unter der Steige“ reformierte. Nachdem er infolge des Interims (1549) von seiner Tübinger Professur für Altes Testament, die er seit 1544 innehatte, vertrieben worden war, lehrte er bis zu seinem Tode an der Universität Jena³⁸.



Erhard Schnepf, der Reformator von Nassau und Württemberg (um 1540)

Johann Riesser (um 1488/90–1552/54) wurde 1528 als Nachfolger des angesehenen, altgläubigen Bürgermeisters Konrad Erer gewählt. Bei allen wesentlichen Reichs- und Städtetagen vertrat er seine Heimatstadt. Sein Ansehen bei den Ständen war so groß, daß sie ihn 1531 sogar zum Bundesrat des Schwäbischen Bundes wählten. Ohne seine Unterstützung hätte Lachmann wohl die Reformation in Heilbronn in dieser Form nicht durchführen können³⁹.

In den Darstellungen über die Heilbronner Lateinschule wird immer wieder auch Philipp Melanchthon, der aus Bretten gebürtige Mitstreiter Luthers in Wittenberg bei

der Durchführung der Reformation, als Schüler Konrad Költers erwähnt⁴⁰. Mit dem Hinweis auf fünf erhaltene Melanchthon-Briefe in der ehemaligen Heilbronner Gymnasialbibliothek wird behauptet, Melanchthon habe in seiner Kindheit längere Zeit bei seiner mit dem Heilbronner Ratsmitglied Kilian Grünbach verheirateten Schwester Anna gewohnt und dabei auch Schnepf kennengelernt. Daß Melanchthon bei Költers zur Schule ging, kann schon allein deshalb nicht stimmen, weil er bereits 1509 als Zwölfjähriger die Heidelberger Universität besuchte, als seine Schwester Anna erst 10 Jahre alt war, also noch nicht verheiratet sein konnte. Melanchthon erhielt seine Schulbildung ausschließlich in Bretten und Pforzheim⁴¹.

35 Jahre lang, länger als jeder Rektor vor und nach ihm, leitete Konrad Költers die Lateinschule von Heilbronn. 1514 scheint der Andrang zu seiner Schule so groß geworden zu sein, daß sich der Rat der Stadt gezwungen sah, besondere deutsche Klassen neben der Lateinschule einzurichten: „Die Knaben kamen zu des Baldermanns Vetter, die Töchterlein zu Dionysius dem Organisten“⁴¹. Trotz der unbestreitbaren erfolgreichen Tätigkeit als Schulmeister geriet Költers in seinen letzten Jahren offensichtlich in Konflikt mit dem Rat der Stadt, der zu seinem Rücktritt führte.

Am 15. Januar 1527 schrieb er einen Brief an den Rat, in dem er seinen Standpunkt zu dessen Bestrebungen, neben der Lateinischen Sprache auch die griechische und hebräische Sprache in der Schule zu unterrichten, erläuterte und seinen Abschied anbot⁴². Er wäre an sich durchaus geneigt, seinen Dienst noch länger zu versehen, vorausgesetzt, daß seine Arbeit mit den Schülern weiterhin fruchtbar sein würde. „Aber es will ye nit geseyn, vieleycht uß gottlicher vorhencknuß, eyn newerung zu uberkommen; dan da wolten etlich gern, das ich in der schul die edel latinischen Sprach, die doch eyn ursprunck von der kriegischen (griechischen) sprach hat, varlisse und nyderdruckt, anzufahen



Johann Riesser, Bürgermeister von Heilbronn,
nach einem Gemälde im Rathaus von Windsheim
(1601)

kriegisch zu lernen; der ander, das ich hebreisch, so doch ye zuvor der grundt gestellt solt werden, ehe das gepewe (Gebäude) uffgericht wurd . . ." Seiner Meinung nach seien die Kinder noch „zu weich sollich scherpfe der kunst zu empfangen". Da er es den Schülern schuldig sei, auf ihre jeweilige Begabung und Fähigkeit Rücksicht zu nehmen, und nicht seinen eigenen Vorteil auf Kosten anderer suche, „des halben ich gedacht, nicht nutzere mir zu seyn dan sollichen dienst und ampt widerumb zu e.f.w. (ersamen fursichtig wyß) hendt zu resignieren und aufgeben, der trostlichen hoffnung und zuversicht, e.f.w. werden meyn alter und das ich so lang meyne vermogene (Können) e.f.w. mit vlyes schul zu halten gedienet und sollich noch gern lenger thun wolt, gunstiglichen bedencken und mit eynem cleynen vorteyl meyn leben langen lassen sitzen . . ." ⁴³

Wir können heute kaum mehr feststellen, ob und wieweit Költner das Griechische und das Hebräische beherrschte; es ist durchaus denkbar, daß er zu der älteren Generation der Humanisten gehörte, die wie Wimpfeling ausschließlich die „edel lateinisch Sprach", wie Költner in seinem Brief schreibt, pflegten. Dennoch dürfen wir annehmen, daß Költners pädagogische Bedenken gegen die Einführung des Griechischen und des Hebräischen in der Lateinschule aufrichtig gemeint waren. Immerhin hat auch Melancthon, der „Praeceptor Germaniae", der eigentliche Schöpfer des evangelischen Gelehrtenschulwesens in Deutschland, davor gewarnt, die Lateinschulen mit Griechisch und Hebräisch zu belasten.

Warum aber drängte dennoch der Rat darauf, die griechische und hebräische Sprache in den Lehrplan aufzunehmen und Költners Abschiedsgesuch anzunehmen? Seit dem Speyerer Reichstagsabschied von 1526, der die Bekenntnisfreiheit bis zur Entscheidung eines künftigen Konzils einräumte, war Johannes Lachmann bemüht, der Reformation in seiner Heimatstadt endgültig zum Durchbruch zu verhelfen. Durch sein vermittelndes Auftreten im Bauernkrieg war sein Einfluß beträchtlich gestiegen. Nachdem er die Einführung des Abendmals in beiderlei Gestalt 1528 schließlich durchgesetzt hatte, erreichten die Auseinandersetzungen zwischen den Alt- und den Neugläubigen ihren Höhepunkt. Nicht nur die Geistlichen auf der Kanzel schalten sich gegenseitig „wie die Bad- und Hippenbuben", sondern auch die Bevölkerung feindete sich gegenseitig wegen der Glaubensfrage heftig an, so daß es, wie der Wiedertäufer Endris Wertz später einmal meinte, niemanden gewundert hätte, „hätte man sich in der Stadt unter einander zerrissen"⁴⁴. In diese Auseinandersetzungen wurde auch die Lateinschule hineingezogen. Für einen überzeugten Lutheraner wie Lachmann spielten die Schulen bei der Ausbreitung der Reformation eine wichtige Rolle. In seiner 1524 erschienenen Schrift „An die Ratsherren aller

deutschen Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" forderte Luther dazu auf, in den Lateinschulen neben dem Lateinischen auch das Griechische und das Hebräische als gleichberechtigte Sprachen zu lehren. Dies dürfte wohl der Grund für die Bestrebungen des Rats gewesen sein. Wenn Dionysius Graff, einer der Bewerber um die Nachfolge Költers und dessen Gehilfe von 1513 bis 1520, schließlich mit der Begründung seine Bewerbung wieder zurückzog, daß die Zahl der Schüler in den letzten Jahren stark zurückgegangen sei, dann ist dies sicher nicht nur auf den allgemeinen Niedergang der Lateinschulen in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts⁴⁵ und das Aufkommen der sog. Winkelschulen zurückzuführen; der Rückgang der Schülerzahlen hängt zweifellos auch damit zusammen, daß viele evangelisch gesinnte Familien ihre Kinder nicht mehr zu dem altgläubigen Költer in die Schule schickten⁴⁶. Umgekehrt klagte noch Költers evangelischer Nachfolger Gretter darüber, daß die Altgläubigen sich weigerten, ihre Kinder in die „Ketterschule" zu schicken⁴⁷. Mit der Ernennung des aus Gundelsheim stammenden Kaspar Gretter zum neuen Rektor der Heilbronner Lateinschule haben die Evangelischen um Lachmann einen großen Erfolg errungen. Wie ernst es dem Kreis um Lachmann bei der Besetzung der Rektorstelle war, zeigte sich schon allein darin, daß Gretter nicht weniger als vier Empfehlungsschreiben vorweisen konnte, darunter je eines von dem Haller Reformator Johannes Brenz und den beiden Brüdern Wolf und Philipp von Gemmingen⁴⁹. Sie alle lobten seine Sprachkenntnisse auch im Griechischen und Hebräischen. Aber ausschlaggebend für ihr Eintreten für Gretter waren ihre persönlichen Beziehungen. Gretters Vater stand 13 Jahre lang im Dienste Dietrichs von Gemmingen, der zusammen mit seinen beiden Brüdern ein eifriger Förderer des evangelischen Glaubens im Kraichgau war und zeitweise 40 vertriebenen evangelischen Pfarrern Unterschlupf gewährt hatte⁴⁹. Gretter selbst war in den letzten Jahren vor Dietrichs Tod

1526 Hauslehrer auf dessen Burg Gutenberg und ging anschließend für einige Monate zu Brenz nach Schwäbisch Hall, den er während seines Studiums in Heidelberg kennengelernt hatte. Gretter und Lachmann gehörten auch neben anderen kraichgauischen und fränkischen Pfarrern zu den Unterzeichnern des von Brenz verfaßten „Schwäbischen Syngamma" 1525. In dem sie sich im Abendmahlsstreit gegen Oekolampad, einem Anhänger Zwinglis, abgegrenzt hatten⁵⁰. So schien Gretter der geeignete Mann zu sein, den Unterricht in der Lateinschule im evangelischen Sinne umzugestalten. In ihm hatte Lachmann dann auch einen wichtigen Mitstreiter gewonnen; schon ein Jahr nach seinem Amtsantritt legte Gretter den von Lachmann begonnenen und von ihm vollendeten sog. Heilbronner Katechismus vor, dem er ein Amtsbüchlein „Wie ein Christlich Kind leben soll" angehängt hat⁵¹.

Költers Befürchtungen um die Stellung der „edel lateinischen Sprach" scheinen letztlich unbegründet gewesen zu sein. Zwar nahm Gretter sofort nach seinem Dienstantritt das Griechische in den Lehrplan der Heilbronner Lateinschule auf. Doch das Lateinische blieb auf ausdrückliche Weisung des Rates in seiner beherrschenden Stellung. Nicht einmal den von ihm verfaßten deutschen Katechismus durfte Gretter in seiner eigenen Schule verwenden. Auch weiterhin sollte der Katechismus lateinisch gelehrt, die Psalmen lateinisch gesungen und nach Möglichkeit jedes deutsche Wort gemieden werden⁵². Gerade weil sich an der beherrschenden Stellung des Lateins auch bei seinem Nachfolger nichts grundlegend änderte und weil bei seiner Ablösung sein ehemaliger Schüler Lachmann offensichtlich eine wesentliche Rolle spielte, waren die Umstände bei seinem Abgang als Rektor für den altgläubig gebliebenen Költer sicherlich nicht leicht zu verschmerzen. Wie lang er noch gelebt und ob er die vom Rat erbetene Pension erhalten hat, läßt sich nicht mehr feststellen. 1533 jedenfalls war er tot, wie Gretter in einem Brief an den Rat schreibt⁵³.

Anmerkungen:

- ¹ Gustav Lang: „Die Geschichte des Gymnasiums der Reichsstadt Heilbronn“. In: „Die Geschichte des humanistischen Schulwesens in Württemberg“, Bd. 2/Teil 1, Stuttgart 1920, S. 94
- ² Helmut Schmolz: „450 Jahre Reformation in Heilbronn – Historische Streiflichter“. In: 450 Jahre Reformation in Heilbronn. Ursachen, Anfänge, Verlauf (bis 1555). Katalog zur Ausstellung des Stadtarchivs Heilbronn“. (= Bd. 23 der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn), Heilbronn 1980, S. 54
- ³ Heribert Hummel: „Humanismus und spätmittelalterliche Lateinschule in Heilbronn“. In: „Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme, 25. Jg. (1979), Nr. 3, S. 1
- ⁴ G. TOEPKE (HRG): „Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386–1662“, Heidelberg 1884, Bd. 1, S. 362
- ⁵ Bernd Röcker: „Magister Leonhard Engelhart, Rektor der Lateinschule Eppingen 1550–1562“. In: „Rund um den Ottilienberg. Beiträge zur Geschichte der Stadt Eppingen und Umgebung“, Bd. 1, Eppingen 1979, S. 103
- ⁶ „Oberrheinische Stadtrechte“, 1. Abt., 4. H., hrsg. von Carl Koehne, S. 482 f.
- ⁷ Die Schreibweise variiert: Kolter, Költer, Kelter, Culter
- ⁸ Toepke, Bd. 1, S. 362
- ⁹ Toepke, Bd. 2, S. 418
- ¹⁰ „Heilbronner Urkundenbuch“, Bd. 1, bearb. von Eugen Knupfer, Stuttgart 1904, S. 514, und Bd. 2, S. 277 (künftig zit.: HUB)
- ¹¹ Christoph Eberhard Finckh: „Verzeichnis der Lehrer an der Gelehrtenschule und Realanstalt Heilbronn vom Ende des 15. Jhs bis zum Jahre 1858“. In: „Heilbronner Gymnasial Programm von 1958“; Friedrich Pressel: „Heilbronn und seine Gymnasien“. In: „Berichte des Historischen Vereins Heilbronn“, 1900; „350 Jahre Gymnasium Heilbronn. Festschrift zum Jubiläum des Theodor-Heuss-Gymnasiums“, bearb. v. Alfred Kolbeck, Heilbronn 1971
- ¹² Moriz von Rauch: „Heilbronn um 1500“. In: „Jahrbuch des Historischen Vereins Heilbronn“ 11 (1916), S. 28
- ¹³ Ernst Roller: „Musikpflege und Musikerziehung in der Reichsstadt Heilbronn“. (= Kleine Schriften des Archivs der Stadt Heilbronn, H. 1) Heilbronn 1970, S. 48 (Anm. 5). Roller nennt allerdings irrtümlich Wegner als Schulmeister und nicht Kayser.
- ¹⁴ Finckh, a.a.O., S. 3, und „350 Jahre Gymnasium Heilbronn“, S. 17, datieren ihn „vor 1492“. Aus HUB, Bd. 3 S. 259, geht eindeutig hervor, daß Wegner der Schulmeister war, der um 1470 eine Anfrage an den Rat der Stadt Heilbronn gerichtet hat (HUB, Bd. 1, S. 494). In dem genannten Brief bezieht sich Költer auf „Petter Mengen . . .“, der dan vor 40 jaren bey meister Conradt Wegner hat helfen die schul regieren“.
- ¹⁵ HUB, Bd. 1, S. 277; Toepke, a.o.O., Bd. 1, S. 272
- ¹⁶ HUB, Bd. 1, S. 495: „... Och angesenken die kleinen stuben miner wonung mit wyb und kinden . . .“
- ¹⁷ HUB, Bd. 1, S. 495 f.
- ¹⁸ HUB, Bd. 2, S. 448, Anm. 1
- ¹⁹ HUB, Bd. 2, S. 674
- ^{19a} Mistele, Die Bevölkerung der Reichsstadt Heilbronn im Spätmittelalter, Heilbronn 1962, S. XII (Anhang)
- ^{19b} HUB, I, S. 352, 397, 412 u.ö.
- ^{19c} Für diesen und die folgenden Hinweise danke ich Herrn G. Kistenmacher, einem der letzten noch ansässigen Nachkommen dieser Familie, recht herzlich.
- ²⁰ HUB, Bd. 3, S. 259
- ²¹ ebda
- ²² HUB, Bd. 2, S. 448
- ²³ HUB, Bd. 2, S. 305 (am 26. Juli 1483) und S. 367 (am 4. Jan. 1488)
- ²⁴ HUB, Bd. 2, S. 93
- ²⁵ zur Familie der Hartmanni vgl.: Adolf Neureuther: „Die Hartmann'sche Stiftung von 1512“. In: „Rund um den Ottilienberg“, Bd. 1, S. 94
- ²⁶ Friedrich Pressel, a.a.O., S. 39
- ²⁷ Gustav Lang, a.a.O., S. 94
- ²⁸ 26. Juli 1493 (HUB, Bd. 2, S. 318), 3. Mai 1495 (HUB, Bd. 2, S. 470), 14. Sept. 1495 (HUB, Bd. 2, S. 448 f.), 6. Febr. 1518 (HUB, Bd. 3, S. 464)
- ²⁹ HUB, Bd. 1, S. 495 f.
- ³⁰ HUB, Bd. 2, S. 260
- ³¹ Heinrich Kramm: „Deutsche Bibliotheken unter dem Einfluß von Humanismus und Reformation“, Leipzig 1938, S. 106; Julius Wagner: „Die Zeit des Humanismus vor der Reformation“. In: „Geschichte des humanistischen Schulwesens“, Bd. 1, Stuttgart 1912, S. 270
- ³² Hummel, a.a.O., S. 1
- ³³ HUB, Bd. 4, S. 852
- ³⁴ Heribert Hummel (Bearb.): „Katalog der Inkunabeln des Stadtarchivs Heilbronn“. (= Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn, Bd. 24), Heilbronn 1981, S. 57
- ^{34a} Heribert Hummel, a.a.O., S. 2
- ³⁵ HUB, Bd. 3, S. 258, ff. Aus diesem Brief sind auch die folgenden Angaben entnommen.
- ³⁶ Im Jahre 1518 allerdings wohnte Költer dann doch im Schulhaus, wie aus einer Notiz in HUB, Bd. 3, S. 464 hervorgeht. Danach bezeugte er neben anderen das Testament Magister Hans Kistenmachers, des Stiefsohnes und „Nachbarn Költers, der im Schulhaus wohnt“. Költer hat nach dem Rechtsstreit mit seinen Stiefkindern, von dem oben schon die Rede war, offensichtlich auch den Wohnsitz in dem Haus seiner sicherlich inzwischen verstorbenen Ehefrau verloren und mußte nun wie seine Vorgänger die Schulwohnung in Anspruch nehmen. Wenn sich Költer in dem Brief mit dem im Ver-

- gleich zu anderen Städten geringeren Lohn zufrieden gegeben und die Schulwohnung nicht in Anspruch genommen hat, dann konnte er es vor allem deswegen, weil er durch die Heirat mit der wohlhabenden Witwe Kistenmacher wirtschaftlich abgesichert war.
- ³⁷ „450 Jahre Reformation in Heilbronn“, S. 178 und S. 197 ff. Zu Lachmann vgl. auch Moriz von Rauch: „Johann Lachmann“ (1923) und zu Gretter vgl. Karl Figge: „Kaspar Gretter“. In: „350 Jahre Gymnasium Heilbronn“, S. 53–64
- ³⁸ Martin Brecht: „Die Bedeutung der Herren von Gemmingen für die Reformation im pfälzisch-fränkischen Bereich“. In: Festschrift für Gerd Wunder“ (= Württembergische Franken Jb. 58/1974), S. 110 ff. Vgl. auch: Julius Hartmann: „Erhard Schnepf“ (1870)
- ³⁹ „450 Jahre Reformation in Heilbronn“, S. 178 und 226 ff.
- ⁴⁰ so z. B. Finckh., a.a.O., S. 4; Lang, a.a.O., S. 94, „350 Jahre Gymnasium Heilbronn“, S. 17 und Karl Hermann, Berühmte Schüler der Heilbronner Lateinschule“. In: „Schwaben und Franken. Heimatgeschichtliche Beilage der Heilbronner Stimme“, 4. Jg./1958, S. 2f.
- ⁴¹ Nikolaus Müller: „Georg Schwarzerd, der Bruder Melanchthons und Schultheiß in Bretten“, Leipzig 1908, S. 21 ff. und S. 215
- ⁴² vgl. Anm. 27
- ⁴³ HUB, Bd. 4, S. 352 f.
- ⁴⁴ „450 Jahre Reformation in Heilbronn“, S. 178
- ⁴⁵ Albert Reble, „Geschichte der Pädagogik“, Stuttgart 1967, S. 80
- ⁴⁶ Erika Graner: „Die Reformation in Heilbronn und die Ordnungen des Gottesdienstes“ (= Kl. Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn, H. 3) Heilbronn 1971, S. 17
- ⁴⁷ ebda.
- ⁴⁸ Karl Figge, a.a.O., S. 55
- ⁴⁹ Martin Brecht, a.a.O., S. 110
- ⁵⁵ ebda., S. 114 ff., und „450 Jahre Reformation in Heilbronn“, S. 19
- ⁵¹ „450 Jahre Reformation in Heilbronn“, S. 200
- ⁵² Gustav Lang, a.a.O., S. 94 f., und Karl Figge, a.a.O., S. 55
- ⁵³ HUB, Bd. 4, Nr. 3392 a

Die Fresken in der Martins-Kirche Kleingartach

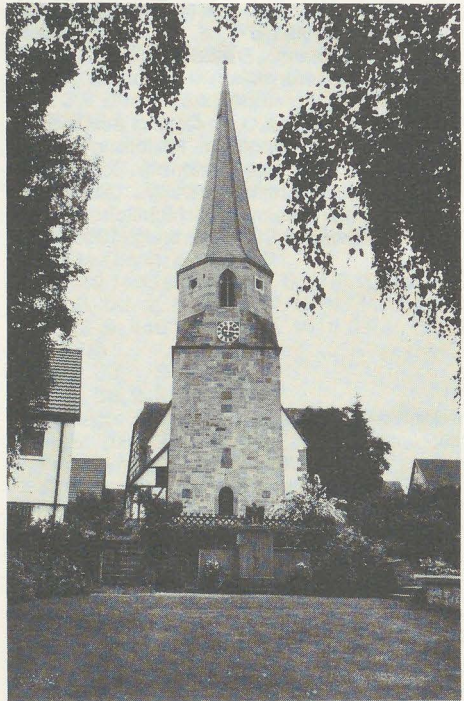
Johannes Hauser

Die Fresken in der Kleingartacher Martins-Kirche stammen mit großer Wahrscheinlichkeit aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie sind wohl im Zusammenhang mit den um 1468 durchgeführten Baumaßnahmen entstanden. In diesem Jahr – die Jahreszahl ist am Hauptportal der Südwand eingemeißelt – wurde in Kleingartach eine eigene Pfarrei errichtet. Vielleicht ist im Zusammenhang mit dieser Aufwertung Kleingartachs die Ausmalung der Kirche erfolgt.

Die Ausstattung der Kirche mit diesen Wandmalereien erfolgte jedoch nicht aus Gründen der Dekoration. Diese Bilder wurden als „Armenbibel“ bezeichnet. Sie sollten dem des Lesens unkundigen Volk die wesentlichen Inhalte der Heilsgeschichte vor Augen malen.

Infolge der Reformation des 16. Jahrhunderts waren diese Bilder jedoch nur für kurze Zeit der Öffentlichkeit zugänglich. Sie teilten das Schicksal mit vielen anderen bemalten Kirchen: Sie wurden mit der Einführung der Reformation in den jeweiligen Gemeinden sehr häufig übertüncht. Nicht unbedeutende Teile der Bilder sind auch durch nachträgliche bauliche Maßnahmen beschädigt oder zerstört worden. In der Kleingartacher Kirche trifft dies vor allem für die Bilder an der Nordwand zu, wo durch späteren Einbau von Fenstern und Emporen eine ganze Anzahl von Bildern vernichtet worden sind.

Bereits im Jahre 1903 wurde ein Teil der Gemälde im Schiff aufgedeckt. Einige



Martinskirche, von Osten her gesehen; hinter der Kirche die Kelter erkennbar

Bilder an der Südwand sind von dem Kunstmaler Schnitzer 1906/07 restauriert worden.

1903 wurden ebenfalls im Turmchor der Kirche einige Bilder freigelegt. Da sie nach der damaligen Meinung als „Figuren von geringer Malerei“ eingestuft wurden, sind diese Bilder zerstört worden; man hatte sie nicht der Restauration für würdig erachtet. (Es wäre bedauerlich, wenn es sich hierbei



Südwall der Martinskirche

um frühgotische oder gar noch romaneske Wandmalereien gehandelt hätte. Das Alter des Turmchors läßt diese Vermutung als möglich erscheinen).

Der größte Teil der jetzt sichtbaren Bilder wurde in den Jahren 1955 und 1956 freigelegt und durch Restaurator W. Eckert, Bad Mergentheim, restauriert und konserviert. Notwendige Ergänzungen sind deutlich abgesetzt und kenntlich gemacht.

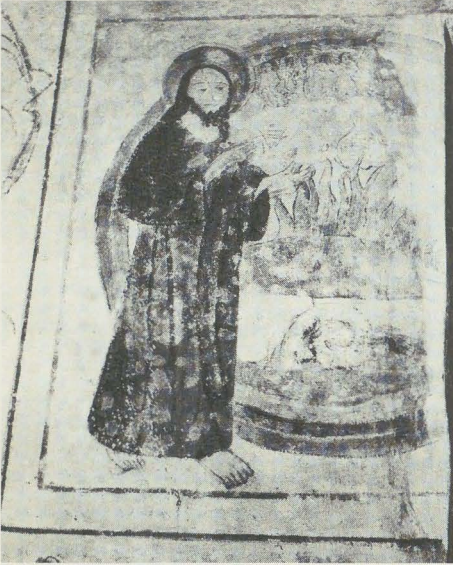
Die Bilder aus der Heilsgeschichte sind in drei Reihen an der Nordwand und Südwall der Kirche angebracht. In den Fensterleibungen befinden sich Apostelgestalten und Heiligenbilder. Inwieweit die Chorwall auch bemalt war, läßt sich wohl kaum mehr feststellen.

Wenden wir uns zunächst den Bildern der Nordwand zu. Sie enthalten die biblische Urgeschichte bis hin zur Geburt Jesu.

In der oberen Reihe sehen wir zunächst Rosen mit üppigem Rankenwerk. Dieser Teil der Wandmalerei hat rein dekorative Funktion.

Das zweite Bild zeigt Gott den Schöpfer der Welt. Die Welt ist als Kreis dargestellt, der in drei Zonen geteilt wird. In der oberen Zone erkennt man die himmlischen Heerscharen, darunter eine Flamme über gewölbter Erde, darunter die Urflut. Möglicherweise ist durch den späteren Einbau eines der Fenster ein weiteres ursprünglich vorhandenes Bild zerstört worden.

Das nächste erhaltene Bild zeigt die Erschaffung Adams, gefolgt von der Erschaffung Evas. Die bildliche Darstellung dieses Teiles der Schöpfungsgeschichte ist ganz dem zweiten Kapitel der Genesis entnommen. Geschichte und Bild sind bei aller Naivität in höchstem Maße hintergründig.



Erschaffung der Welt

Das nun folgende Bild vom Sündenfall ist zu einem großen Teil durch einen späteren Fenstereinbau zerstört worden. Es zeigt Eva unter dem Baum der Erkenntnis. Die Schlange und die Frucht des Baumes und Eva sind jedoch erkennbar. Das Gemälde, das die Vertreibung aus dem Garten Eden darstellt, ist besonders beeindruckend. Wie deutlich wird hier die Last der Schuld, die der Mensch erwirkt hat! Das letzte Bild der oberen Reihe zeigt Adam und Eva bei ihrer Arbeit – jenseits von Eden.

„Jenseits von Eden“ ist auch das Thema des nächsten und aller anderen Bilder. Das erste Bild der zweiten Reihe zeigt den Brudermord Kains an Abel. Kain und Abel sind dargestellt als Menschen, so wie sie damals in unserer Gegend möglicherweise ausgesehen haben und gekleidet waren. Auch ist im Hintergrund ein



Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies

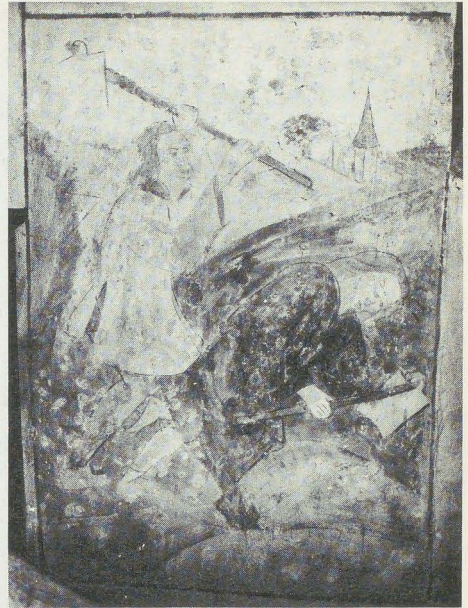
kleines Kirchlein zu sehen, dessen Turm in seiner Form dem der Kleingartacher Kirche ähnelt. Es ist dem Maler trefflich gelungen, diese Szene aus der Urgeschichte in seine Zeit hereinzuholen, um zu verdeutlichen, diese Geschichte von Kain und Abel ist nicht nur in der Vergangenheit einmal geschehen, sondern sie geschieht fortwährend. Die Geschichte des Menschen, die die Geschichte der Brüderlichkeit hätte werden sollen, ist die Geschichte von Gewalt und Unfrieden geworden.

Nach dem Fenster ist im zweiten Bild dieser Reihe Noah mit der Arche zu sehen. Die Arche erscheint als Haus, das sich auf einem Schiff aufbaut. Die Absicht des Malers ist deutlich zu erkennen: Arche gleich Kirche, gleich Haus Gottes, gleich Haus der Rettung.

Mit der nächsten Darstellung verlassen wir die biblische Urgeschichte.

Die folgenden Bilder sind dem Umfeld der Marienlegenden zuzuordnen. Zunächst sieht man Joachim, den Mann der Mutter Marias, der St. Anna, wie er im Tempel betet. Interessanterweise hat der Maler den Altar, vor dem Joachim betet, so dargestellt, wie man Altäre damals vor sich hatte: auf dem Altar steht eine Kreuzigungsgruppe. Auf dem nächsten Bild arbeitet Joachim auf dem Felde, während die beiden letzten Gemälde dieser Reihe die Geburt und Opferung Mariens zeigen. In der unteren Reihe sind vier der ursprünglich vorhandenen Bilder nicht mehr sichtbar. (Wohl infolge späterer Baumaßnahmen).

Auf dem ersten Bild der unteren Reihe der Nordwand ist die Verkündigung Mariens (Luk. 1) zu sehen. Leider fehlen die restlichen Bilder aus der Weihnachtsgeschichte ganz. (Hirtenfeld, Stall mit Krippe, Anbetung der Weisen). Erst wieder die Darstellung Jesu im Tempel ist als letztes Bild dieser unteren Reihe erhalten. Es gehört zu den am besten erhaltenen Bildern der Martins-Kirche. Darauf wird deutlich Bezug auf das Lukas-Evangelium, Kap. 2, genommen.



Ermordung Abels durch Kain

Das Thema der Südwand ist Passion, Ostern und Pfingsten. Der Verfasser dieser Zeilen neigt zu der Auffassung, daß der namenlose Künstler in der Darstellung der Passions- und Ostergeschichte den Bericht des Johannes-Evangeliums zugrunde gelegt hat. Einige dieser Bilder zeigen Szenen aus der Passions- und Ostergeschichte, wie sie nur Johannes in seinem Evangelium geschildert hat. Durch den Einbau der Orgelempore ist nur noch ein kleiner Teil der Abendmahlsdarstellung erkennbar. Deutlich zu sehen ist sodann die Geschichte von der Fußwaschung (Joh. 13). Dieses Bild läßt eindeutig die Handschrift des Kunstmalers Schnitzer erkennen, der im Jahre 1906-07 einige dieser Bilder so hergestellt hat, wie man es damals als wünschenswert erachtete. Nach unserer heutigen Auffassung hat gerade dieses Bild von seiner zurückhaltenden Darstellungskunst viel eingebüßt.

Auf den nächsten drei Bildern sind Ölberg-szenen zu erkennen: Jesus betet (Vater ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe"), sodann der Judaskuß



Christus mit fallenden Häschern

und fallende Häscher. (Gerade diese Szenen hat so nur Johannes in seinem Evangelium festgehalten). Bei den beiden letzten Bildern hat der Maler die biblische Reihenfolge verlassen. Er zeigt zuerst das Verhör Jesu vor Pilatus und anschließend das Verhör Jesu vor dem Hohenpriester.

Die zweite Reihe zeigt folgende Bilder: zunächst trauernde Frauen, die aus einer Darstellung der Kreuztragung übrig geblieben sein dürften. Von besonderer Aussagekraft sind die drei nächsten Darstellungen der Passionsgeschichte: Kreuzigung, Kreuzabnahme, Grablegung. Auch die Kreuzigungsszene verrät, daß sich der Maler bei seiner Arbeit mit der Passionsgeschichte des Johannes befaßt haben

muß. Die Art und Weise, wie der Gekreuzigte dargestellt wird, ist typisch johanneisch. Zeigen die drei ersten Evangelien, besonders Matthäus und Markus, die äußerste Gottverlassenheit des Gottessohnes, am eindrucklichsten durch Grünewaldts Darstellung dokumentiert, so redet Jesus im Johannesevangelium, wenn er von seinem Kreuzestod spricht, immer wieder von seiner Erhöhung oder Verherrlichung. Das Kreuz ist der Königsthron. Gerade diese drei Bilder aus der Passionsgeschichte laden den Besucher zu meditierender Betrachtung ein.

Das erste Bild der unteren Reihe zeigt zunächst aus der Ostergeschichte die Begegnung der Maria aus Magdala mit



Verhör Christi vor Pilatus

dem auferstandenen Jesus. Hier ist besonders deutlich die Methode des Restaurators W. Eckert erkennbar: er hat fehlende Bildteile deutlich vom Original abgesetzt. Die Darstellung der Himmelfahrtsgeschichte erfolgt in der Weise, wie es sich die Menschen des ausgehenden 15. Jahrhunderts noch leicht vorstellen konnten. Für den heutigen Betrachter kann diese Form der Darstellung nur symbolische Bedeutung haben.

Die Darstellung der Pfingstgeschichte schließlich beendet die Heilsgeschichte, die mit 1. Moses 1, der Schöpfung, begonnen hatte. In eindrücklicher Weise ist das im Apostolischen Glaubensbekenntnis zusammengefaßte Dogma bildlich dargestellt.

Der Besucher der Martins-Kirche möge bei der Betrachtung der Bilder auch die bildliche Darstellung von Gott dem Schöpfer und Gott dem Sohn miteinander ver-

gleichen, und er wird feststellen, daß Vater und Sohn in ihrem Aussehen nahezu identisch sind. Jesus hatte einmal gesagt: „Ich und der Vater sind eins“. Auch dieser bei Johannes überlieferte Satz mag dem Künstler, der uns diese aussagekräftigen Bilder hinterlassen hat, bekannt gewesen sein.

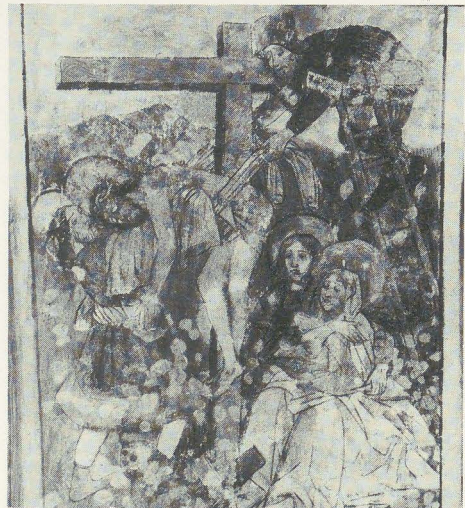
Neben diesen Bildern der Heilsgeschichte sind in den Fensterleibungen von Nord- und Südwand Bilder aus der Heiligen-geschichte zu sehen. Bei einigen dieser Heiligenfiguren kommt man über Vermutungen kaum hinaus. So erscheint es z. B. fraglich, ob es sich bei der oberen Figur in der Fensterleibung am Taufsteinfenster um St. Wolfgang handelt. Gesichert ist jedoch, daß die andere Figur dieses Fensters den Heiligen Antonius darstellt. erkennbar am Antoniusglöcklein. Im Fenster über dem Kanzelaufgang sehen wir mehrere Apostelfiguren. Deutlich erkennbar sind Petrus (Schlüssel), Andreas (Andreas-



Christus am Kreuz

kreuz), Jakobus d. Ä. (Muschel) mit Attributen, die als sicheres Erkennungszeichen dienen. In diesem Fenster dürfte auch der Apostel Paulus (Schwert) dargestellt sein. Die Figur neben der Fensterleibung ist nur noch schwer zu deuten. (Handelt es sich um eine Frauengestalt, St. Katharina, oder um eine jünglingshafte Heiligengestalt? Die Frage muß offen bleiben)¹. In der kleinen Fensterleibung ist das Martyrium des Heiligen Sebastian zu sehen. Des weiteren finden sich noch die Darstellungen des Heiligen Veit, der Otilie² und der Elisabeth von Thüringen.

Die Gestalt eines Bischofs kann, da ihr kein typisches Attribut zugeordnet ist, nicht mehr identifiziert werden.



Kreuzabnahme



Himmelfahrt Christi

Durch die Emporeanbauten und die Bänke ist der Eindruck der gemalten Vorhänge unter den Bildern nicht mehr so intensiv, wie er wohl ursprünglich gewesen sein mag.

Anmerkung:

¹ Wenn es sich um eine Frauengestalt handelt (und das scheint mir, je länger ich es betrachte, der Fall zu sein), dann kann es sich um Maria handeln – in Korrespondenz zu dem Bild gegenüber: „Ein Schwert wird durch deine Seele dringen“.

² Zur Legende der Hlg. Ottilie vgl. E. Kiehle, „Der Ottilienberg zu Eppingen“, in: „Rund um den Ottilienberg“ Bd. 1, S. 41 f, und Willy A. Schulze: „Der Ottilienberg bei Eppingen im Wandel der Zeiten“, in: „Hundert Jahre Evangelische Stadtkirche Eppingen (1979), S. 104 ff.

1473 stiftete das Geschwisterpaar Hans von Gemmingen und dessen Schwester Metha die Wallfahrtskapelle St. Ottilien auf der Eppinger Hardt. Die Wallfahrt dorthin blühte vor 1500 so sehr, daß die Mönche des Mühlbacher Wilhelmitenklosters zur Betreuung nicht mehr ausreichten.

Zur Geschichte des Weinbaus in Elsenz

Franz Gehrig

Der Autofahrer sieht die neuesten Elsenzer Rebanlagen teilweise an der Straße Elsenz-Eppingen, mehr noch an der Straße Elsenz-Landshausen; aber die ausgedehntesten Weinberge müßte man durchwandern, es sind die Hänge des Hainbachtals, beginnend an der Landshäuser Straße und oberhalb des Dorfes bis nach Tiefenbach. So wird der Elsenzer Wein auch in Tiefenbach gekeltert und in Wiesloch ausgebaut. Wer irgendwo „Tiefenbacher Riesling“ bestellt, trinkt damit auch Elsenzer Wein; nicht zu Unrecht verkauft man unter einem gemeinsamen Namen, denn an den Keuperhängen des Hainbachtals und zum Kreuzberg ergibt sich überall dasselbe angenehme Weinbukett. Es sind 50 Hektar auf Elsenzer Gemarkung mit Reben bepflanzt, es ist ein beliebter Qualitätswein, der seinen Absatz und seine Liebhaber findet.

Als vor sieben Jahrhunderten die Grafen von Öttingen noch auf dem Steinsberg und in Hilsbach herrschten, da bezogen sie bereits den vierten Teil vom Ertrag eines Weinberges am Heineberg, am heutigen „Hahne“ an der Elsenzer Gemarkungsgrenze gegen Tiefenbach. Der Öttinger Vogt auf dem Steinsberg beurkundete nämlich im Jahre 1294 am Vortag des Apostels Thomas, daß dieses Recht bestehen bleibe und außerdem in Zukunft der Magister Marcius vom Stift Sankt German in Speyer noch zwei Ohm Wein durch den Besitzer Herdterich erhalten solle. Als dann um 1310 die Burg Steinsberg an die Pfalzgrafen überging, bezog die Kurpfalz z. B. im Jahr 1369 den hergebrachten Weinzins vom „Hemberge“ und noch im Jahr 1799 im „Hahne“,

wie man nun schrieb, dazu noch andere Weinzinsen aus der Gemarkung Elsenz. Aus der ehemaligen mächtigen Kelter in der Kelterstraße mußte dieser Zinswein in die Kellerei Hilsbach geführt werden, bis der Heidelberger Kurfürst und sein durstiger Zwerg Perkeo danach verlangten.

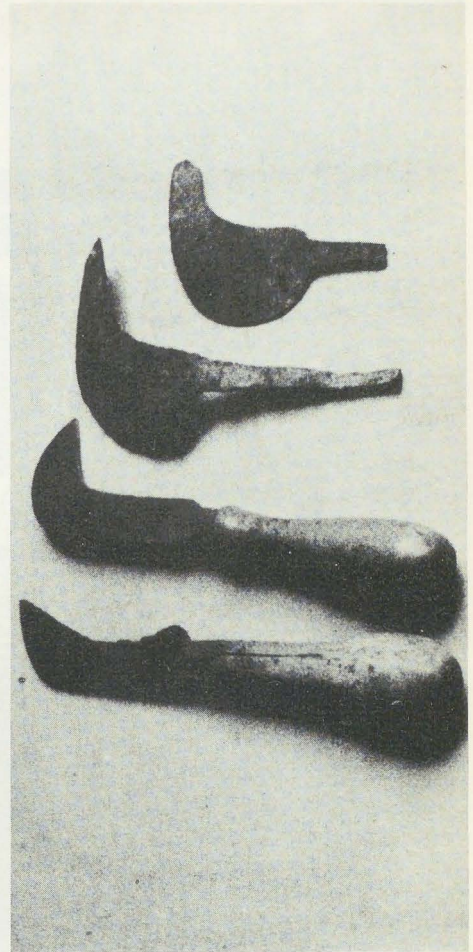
Damit es den Elsenzer mit ihrem Wein nicht zu wohl wurde, mußten sie selbstverständlich noch den Weinzehnten abliefern, den Zehnten aus dem Heineberg an die Kurpfalz, den anderen Weinzehnten aber nach Eppingen an die Inhaber der zwei Eppinger Pfarrpfünden. Denn der größte Teil der Gemarkung und des Dorfes Elsenz gehörte ursprünglich nach Eppingen. Vielleicht lagen die Weinberge, die in der ältesten Eppinger Urkunde des Jahres 985 genannt sind, sogar teilweise in Elsenz. Indem Elsenz nun Stadtteil von Eppingen ist, ergeben sich Anklänge an alte Verhältnisse. Es reifte im Mittelalter hier offenbar ein guter Tropfen, denn Weinberge in Elsenz erscheinen als gute Kapitalanlage. Im Jahr 1327 verwendete Friedrich Faber aus Sinsheim zwei Morgen Wingert am Elsenzer Heineberg zu einer Meßstiftung, ebenso 1335 die Speyrer Bürgerin Adelheid Smidin genannt von Sunesheim.

Wann bürgerte sich der Weinbau wohl in unserer Gegend ein? Die aus Norddeutschland gekommenen Alemannen tranken das germanische Bier, ebenso die nachrückenden Franken, bis sie in Frankreich den Wein schätzen lernten. Als fränkische Adelige bei uns die ersten Kirchen bauten und fränkische Geistliche das Evangelium

verkündeten, wird man um 700 die ersten Reben im Kraichgau gepflanzt haben. So wurden dem 764 gegründeten Kloster Lorsch alsbald auch Weinberge geschenkt, im Jahr 765 aus Handschuhshheim, 766 aus Wallstadt, Nußloch, Rohrbach bei Heidelberg, 771 aus Dossenheim, 773 aus Neckarhausen, 782 aus Edingen, dann auch aus dem Kraichgauer Hügelland, nämlich 782 aus Öwisheim als dem erstgenannten Kraichgauort mit Weinbau, 850 aus Menzingen. Die Bevölkerung trank aber immer noch vor allem Bier. Gemäß Güterverzeichnissen des Klosters Weißenburg im Elsaß mußten im 10. Jahrhundert manche Bauernhöfe dem Kloster als Zins ein Quantum Bier liefern. In den Bauernhöfen wurde also Bier gebraut.

Als der Speyrer Bischof Johannes am 6. Januar 1100 seine Besitzungen dem Kloster Sinsheim und den Speyrer Stiftsherren vermachte, bestimmte er, man solle an den einzelnen Jahrgedächtnissen an hundert Arme Bier, Schinken und hundert Brote aus Kornmehl, also Schwarzbrot, schenken, aber den Stiftsherren Wein, Schweinefleisch, Hähne und Weizen oder Spelz, also Weißbrot, geben. Als besser wurde also Wein mit Weißbrot angesehen, die Armen bekamen das althergebrachte Bier und Schwarzbrot. In den nächsten Jahrhunderten setzte sich der Wein als Volksgetränk in unseren Gegenden vollends durch. Erst im 19. Jahrhundert entstand fast in jedem Dorf wieder eine kleine Bierbrauerei. In Eppingen zählte man im Jahr 1871 sogar deren sieben. Außerdem schwand um 1900 der Weinbau durch Rebkrankheiten und Mißernten dahin. Man trank ein Glas Bier zu 0,4 Liter für 10 Pfennig.

Aber die Freude am Weintrinken und Weinbau erwachte aufs neue. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg wurden die Elsenser Grundstücke am Tiefenbacher Spiegelberg zusammengelegt und wie die Tiefenbacher Weinberge mit der Edelsorte Riesling bepflanzt. In den beiden letzten Jahrzehnten entstanden im Zusammenhang mit der Flurbereinigung ausgedehnte Neuanlagen.



Winzermesser oder „Hoben“ im Dorfmuseum Elsenz. Die zwei breiten, in Tiefenbach gefunden, stammen ihrer Form nach aus der Römerzeit oder aus dem Mittelalter.

Bemerkenswert ist, daß das alte Elsenser Ortswappen zwischen zwei grünen Rebenblättern eine blaue Weintraube zeigt, eine von der großbeerigen Trollingersorte. Dazu haben die Elsenser ihren Übernamen „Elsenser Hobe“ vom Winzermesser. Das ist ein ehrliches, nützlich Instrument. Was das alte humorvolle Rundreislied der Gegend davon sagt, hat vielleicht nie ganz gestimmt: „Uff Elsenz geh i gor nimme nei, sie kumme glei mit der Hobe drei. Jede Fra hat ihren Titel und der Mann sein Zwillchittel.“

Das „Baumann'sche Haus“ zu Eppingen

Edmund Kiehle

Wer in Eppingen, das eine abwechslungsreiche reichsstädtische, pfälzische und badische Vergangenheit besitzt, am Pfeiferturm und der „Alten Universität“ vorbei weiter geht, wird inmitten der winkeligen Altstadt den Höhepunkt der Holzbaukunst im Kraichgau, das eindrucksvolle „Baumann'sche Haus“, finden. Es ragt über alte Giebelhäuser, von denen über 90 seit der Währungsreform instandgesetzt worden sind oder das Fachwerk freigelegt wurde, von denen aber auch noch einige die Notwendigkeit der Hilfe für Altbauten darstellen.

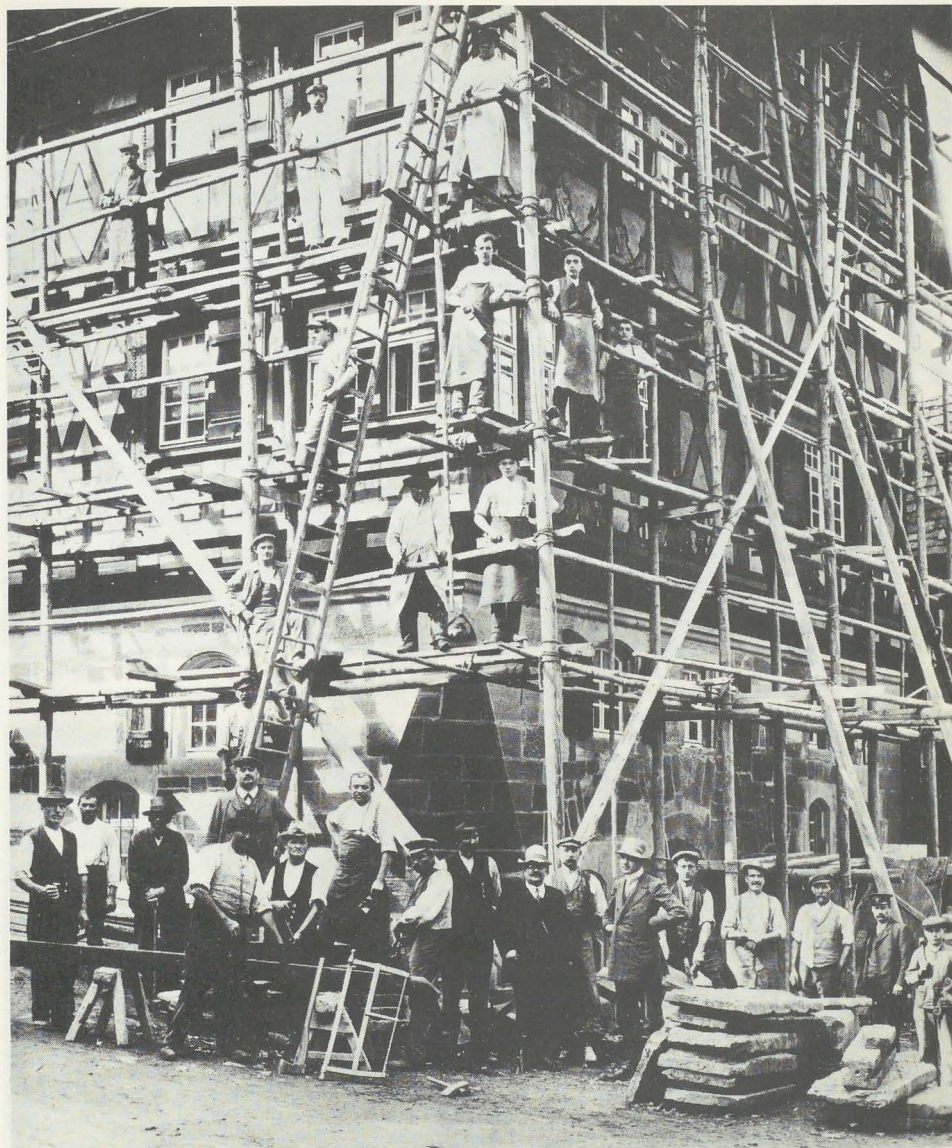
Zu den letzteren zählte das „Baumann'sche Haus“ ebenfalls bis zum Jahre 1913. Trotzdem schrieb der großherzoglich badische Konservator im Jahre 1909, daß das Ganze einst einen ungemein reichen und vornehmen Eindruck gemacht haben muß¹. Das verahrloste Haus² wurde 1913 von der Stadt erworben und vom Land renoviert. Unser Bild aus dem Jahre 1913 zeigt bekannte Handwerker des damaligen Amtsbezirkes Eppingen, an ihrer Baustelle, von welcher folgende Inschrift am Hause kündigt:

*NACH · ANKAVF · D · D · STADT-
GEMEINDE · WVRDE · DIE INSTAND-
SETZVNG · DIESES · HAVSES · AVS ·
STAATLICHEN · MITTELN · D · D · GR.
KONSERVATOR · D · Ö · B · VORGE-
NOMMEN I · J · D · H · 1 · 9 · 1 · 3 ·*

Im Foto sehen wir, von links nach rechts, vor dem Bau Zimmermann Georg, Zimmermann; Weixel Fritz, Bauhilfsarbeiter; Weixel Fritz sen., Landwirt; Zimmermann

Heinrich sen., Zimmermeister. Hinter diesem Glasermeister Alexander Benz, Stadtrat; Zimmermann Wilhelm, Zimmermann (Goethestraße 1); Jakob Wieser sen., Schreinermeister; Jakob Zimmermann sen., Zimmermeister; Johannes Andreas, Maurermeister; Albert Wirth, Bürgermeister der Stadt Eppingen; Karl Götz, Maurermeister; der grhzgl. bad. Bauleiter Essig aus Karlsruhe; August Hohl, Steinhauer; Emil Heining, Steinhauer; Joh. Baumann sen., Maurermeister; Karl Zimmermann, Schlossermeister; ein Schlosserlehrling. Auf der Leiter stehend von unten nach oben: Bieber, Hilfsarbeiter; Theodor Wieser, Schreiner; Franz Wieser, Schreiner. Auf dem unteren Gerüstboden, wieder von links nach rechts: Georg Dieffenbacher, Malermeister; Alexander Benz jun., Glaser. Auf dem zweiten Gerüstboden: Ludwig Wieser, Schreiner; Franz Baumann, Maurer; Lehrling von Schreinermeister Kobold. Auf dem obersten Gerüstboden Andreas Doll, Blechnermeister; Dominikus Bachmann, Gipser, und Malermeister Meny (Ittlingen). Das interessante Bild aus dem Jahre 1913 wird sicher manche Erinnerung wecken und vermittelt einen eindrucksvollen Bericht über den Handwerkerstand der „Friedenszeit“.

Das Gebäude kam seitdem mit seinem wuchtigen, eichenen Holzwerk wieder gut zur Geltung³. Nach dieser deutschen Qualitätsarbeit trotzte die „Außenhaut“ vierzig Jahre der Witterung, und beim Dach und im Treppenhaus hielt sie noch länger. Der erst 1953 fällige Neuanstrich rückte in Anwendung des Eppinger Farbsystems⁴ die



vielen Schnitzereien ins rechte Licht, so daß das alte Patrizierhaus wieder den ursprünglich „ungemein reichen und vornehmen Eindruck“ machte, getreu dem Spruch: *„Ich wil nicht sterben, sondern leben und die werke des Heren verkindigen“*, den der Erbauer 1583 im oberen Hausflur an die Wand malen ließ. Die Perle des Fachwerkbaus im Kraichgau, das „geschnittene Wunderwerk“, fand nun Auf-

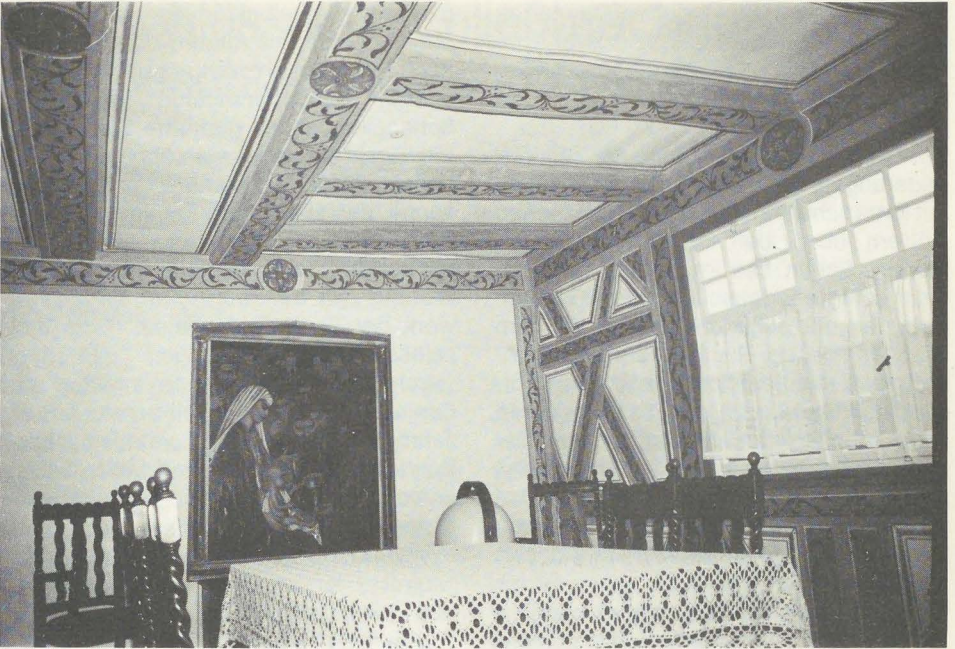
nahme in Bildbände und Standardwerke „als schönster Fachwerkbau der Landschaft“⁵, und seine geschnittene Ecke prangte im Weltausstellungsjahr 1958 als Großfoto in Löwen (Belgien)⁶. 1980 ließen die neuen Pächter das Dach frisch eindecken, Türen und Fenster erneuern, die Fassaden streichen, das Holz in württembergischem Mennige-Rot, und richteten das Innere neu her.



Geschnitzter Fenstererker an der Traufseite des 2. Obergeschosses. (Die ganze Eckpostengruppe s. Abb. S. 170 in „Rund um den Ottilienberg“ Band 1)

1582/83 erbaut, überstand der prächtige fränkische Fachwerkbau die Wirren des 30-jährigen Krieges und die Franzoseneinfälle in die Pfalz. Er wechselte in die Rolle eines Gemeinschaftshauses, und 1914 richtete die Stadt darin Beamtenwohnungen ein. 1934 machte das Haus in der badischen Presse Schlagzeilen⁷. Am Sonntag, den 22. April, fand in einem großen Festakt die feierliche Schlüsselübergabe zur Eröffnung der Jugendherberge statt, die bis 1945 als eine der schönsten Badens galt. Die Stadt Eppingen hatte das Haus für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Samstag abends begann der Festakt mit der Aufführung von „Wilhelm Tell“, Hunderte von Jungen und Mädchen waren angereist, und die Jungen hatten in Zeltlagern im Steinbruch und auf dem Waldsportplatz übernachtet. Bei Kriegsende 1945 war das Haus Wohnheim für Belegschaftsmitglieder der Arzneimittelwerke Knoll AG, die 1944 einen Teil der Produktion aus Ludwigshafen a. Rh. nach Eppingen verlagert hatte.

Obwohl später noch lange diese bekannte Jugendherberge gesucht wurde⁸, blieben bescheidene Ansätze zur Wiederbelebung zum Mißerfolg verurteilt, weil nach Kriegsende in Zeiten zuströmender Evakuierter, Ausgebombter und heimatvertriebener Ostflüchtlinge die blanke Wohnungsnot die Oberhand behielt. Mit der zunehmenden Neubautätigkeit der 60er Jahre trat auch hier eine Normalisierung ein. In den letzten Jahren wurde das Niveau der Wohnungsinhaber ständig gesenkt, so daß man sich um das Haus ernsthafte Sorgen machen mußte. In dieser Lage trat ein Kaufinteressent auf den Plan, und im Sommer 1979 wurde das Haus an ein Ehepaar langfristig verpachtet, das bereit war, mit der dem alten ehrwürdigen Fachwerkhaus angemessenen denkmalpflegerischen Sorgfalt umzugehen, und das die Instandsetzung (s. o.) alsbald in Angriff nahm. Der Einzug erfolgte im Frühjahr 1981, und seit September 1982 stehen im „St.-Georg“ Kellergewölbe 36 gemütliche Gaststättenplätze der Öffentlichkeit zur Verfügung.



Die Renaissance-Stuben im 1. Obergeschoß wurden 1982 mit einer Kunstausstellung eingeweiht.



Im sandsteinüberwölbten St.-Georgs-Keller, Tagung des Heimatvereins Kraichgau, 18. 10. 1982

Gleichzeitig wurde in den restaurierten Renaissance-Stuben, das sind zwei Konferenzräume im 1. Obergeschoß, eine Gemäldeausstellung eröffnet.

Der Grundriß erfuhr im Laufe der Zeit Veränderungen, doch entspricht die Fassade mit ihren schweren beschnitzten eichenen Hölzern noch den ursprünglichen Zustand⁹. Schon das im gelblichen Sandstein gefügte Erdgeschoß mit der Löwenfratze an der abgeschrägten Ecke, dem Wappen über der Haustüre und den schönen Profilabläufen der Fenster- und Türgewände, hebt sich deutlich über den Durchschnitt. Die vorkragenden Geschosse zeigen ein vollendet ausgefeiltes Renaissancefachwerk, das beim Giebel fast symmetrisch angelegt ist und nach fränkischer Art in den Eckfenstergruppen

und der Giebelbekrönung seine Höhepunkte erhält. Eine Augenweide für sich ist das reiche Schnitzwerk; Fratzen, Eichenblätter, Schuppenmuster, Würfelwerk, Schneckenbänder, gedrehte Stäbe, Voluten, Rosetten findet man ebenso wie das beliebte Renaissancemotiv der Halbkreissonne, das vielen vom Feuerleinserker in Rothenburg o. T. her bekannt ist: Seine reiche Fülle alter deutscher Handwerkerleistung „gilt bei Fachleuten als Meisterwerk der Fachwerkbaukunst“¹⁰. Im Jahr seines vierhundertjährigen Bestehens „strahlt“ es wieder frisch inmitten der Eppinger Altstadt. „Es galt bereits um die Jahrhundertwende als „vaterländisches Baudenkmal“. Ein fest und breit gegründetes, ein in Proportionen wohlausgewogenes Bauwesen“¹¹.

Anmerkungen:

- A. von Oechelhäuser, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, 8. Bd., I. Abt., Tübingen 1909, S. 159.
- ² Vergl. Abb. 21, in: Edmund Kiehle, Eppingen in alten Ansichten, Zaltbommel 1977
- ³ Vergl. Abb. 75, a.a.O.
- ⁴ entwickelt zusammen mit Hauptkonservator Prof. Dr.-Ing. Emil Lacroix, Karlsruhe (†)
- ⁵ Edmund Kiehle, Das schönste Fachwerkhäuser des Kraichgaus, in: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 5 v. 6. 1., Heidelberg 1954
- ⁶ Den ersten größeren Farbdruck des Gebäudes brachte „100 Jahre Volksbank Eppingen“, Eppingen 1967, S. 19, und über die gerühmte geschnitzte Ecke als Titelbild „Eppingen – die 1000-jährige Fachwerkstadt“, Farbprospekt des Verkehrsvereins, Eppingen 1968; Georg Richter, Erwachendes Land, Karlsruhe 1957, S. 36; Loni Skulima, Schönes Badnerland, Rottweil 1957; Hugo Hagn, Der Kraichgau – zwischen Schwarzwald und Odenwald, Königstein i.T., o. J. (1960) S. 34; Toni Bischof, Der Kraichgau, Karlsruhe 1967, S. 19; Edmund Kiehle, Die Fachwerkstadt Eppingen, in: Kraichgau 1, Sinsheim/Els. 1968, S. 51, 53;

- Günter Bindung u.a.m., Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbaus, Darmstadt 1975, Abb. 32 und 33; Karl Klöckner, Alte Fachwerkbauten, München 1978, S. 76; Erwin Huxhold, Das Fachwerk im Kraichgau, in: Kraichgau 6, Sinsheim/Els. 1979, S. 22-23; Erwin Huxhold, Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald, Tübingen 1980, sogar Umschlagtitelbild; Erwin Rohrberg, Schöne Fachwerkhäuser in Baden-Württemberg, Stuttgart 1981, S. 47; ⁷ Rhein-Neckar-Zeitung, Sept., Heidelb. 1958. ⁸ Der Führer Nr. 112 v. 25. 4., Karlsruhe 1934. Abb. im Bad. Jugendherbergsführer, zahlreiche Radlergruppen in den 50er Jahren, letzte Anfrage im Juni 1982! ⁹ Fassadenzeichnungen der Traufseite, in: Edmund Kiehle, Eppingen – Ein Rundgang durch die Altstadt, Eppingen 1963, S. 23; 2. Aufl. 1981, S. 25, Weyßer-Zeichnung ebda. S. 21; Giebelseite in: Rund um den Ottilienberg, Bd. 1, Eppingen 1979, S. 177 ¹⁰ Adolf Gängel, in: Das große Nordbadenbuch, Neustadt/Weinstr. 1967, S. 421 ¹¹ Adolf Gängel, Beschauliche Fahrten im Rhein-Neckar-Land, Karlsruhe 1981, S. 106.

Von Schlüsseln, Schließmechanismen und Beschlägen aus alter Zeit

Frank Dähling

Eine ganze Epoche der Menschheitsgeschichte hat von dem Material, das der Schmied verarbeitet, ihren Namen bekommen: Die Eisenzeit. Sie beginnt in Europa etwa 800 v. Chr. Zu dieser Zeit gab es im Orient schon mehr als tausend Jahre eiserne Gegenstände, was Funde aus der ägyptischen Frühzeit beweisen. Der Zeitraum zwischen 750 und 500 v. Chr. heißt Hallstatt- und Latènezeit, genannt nach einem groß angelegten Gräberfeld bei Hallstatt im Salzkammergut und einem Ort am Nordende des Neuenburger Sees in der Schweiz. Die zahlreichen und künstlerisch wertvollen Grabbeigaben stammen von den Kelten, jener indogermanischen Völkergruppe, die sich, von den Germanen über den Rhein gedrängt, die Vorbevölkerung Frankreichs unterwarf.

In der griechisch-römischen Antike nahm die Verwendung des Eisens immer mehr zu. Die Schmiedbarkeit und Schweißbarkeit als wichtige technologische Eigenschaften des Eisens waren bereits bekannt. Heraclius berichtet auch von der schnellen Erhärtung zu Stahl in Wasser oder „im Fett eines brünstigen Bockes“. Im „Deutschen Wörterbuch“ von Jacob und Wilhelm Grimm bedeutet Schmied ursprünglich ganz allgemein „Bildner“ (1), „Zubereiter“, „Fertiger“ (2) und umfaßte die Tätigkeit des Metallarbeiters und Zimmermanns. Im Gotischen wird der *aiza-smitha* (Erzarbeiter) und im Altnordischen der *tresmidr* (Holzarbeiter) genannt. (3) Sogar noch im 16. Jahrhundert unterscheidet Paracelsus den Schmied des Holzes und den Schmied des Eisens.

In allen Kulturen wird die Schmiedekunst als eine Gabe der Götter betrachtet. Siegfried beginnt sein Heldenleben mit dem Schmiedehandwerk bei dem berühmten Schmied Mime. Wieland gar, der größte Schmied der Vorzeit, geht bei den Asen und Zwergen in die Lehre. So standen die Vertreter der Schmiedekunst immer in einem Bezug zur Mythologie. Sie waren mächtig und gefürchtet.

Die sogen. Rohluppe, die dem Schmied des Mittelalters in Form von Barren oder Klötzen direkt von der Hütte geliefert wurde, war in kleinen Hochöfen, den „Stück- oder Blauöfen“, erblasen worden. Der hohe Kohlenstoffgehalt wurde durch „Frischen“ vermindert, d. h. das glühende Roheisen wurde durch von Wasserkraft angetriebenen Hämmern durchgeknetet und von Schlacken gereinigt. Die unterschiedlichen Eisensorten wurden zusammen verwendet und durch Schweißen und mehrfaches Überschmieden in ein einigermaßen gleichmäßiges Material umgewandelt. Diesen Arbeitsvorgang nannte man das „Gärben“. Der technische Vorgang des Umschweißens und Glühens des Stahls unter Hinzufügung von Härtemitteln, wie Vogelmist u. dgl., war ein großes Geheimnis. Den Schwert- und Messerschmieden wurde deshalb der „Verbleibungs Eid“ abgenommen, d. h. sie durften ihr eigenes Heimatland nicht verlassen. (4)

Die Grundtechniken des Schmiedens sind das Strecken (Verlängern und Verdünnen des glühenden Metalls), das Stauchen (Zusammendrücken und Verbreitern) und

das Biegen. Dazu kommt das Schweißen (Zusammenhämmern zweier Eisenteile zu einem Stück) und das Spalten oder Schrotten (Vom glühenden Werkstück werden mit dem Meißel kleinere Teile abgezweigt und zu Ranken etc. ausgeschmiedet). Beim Bördeln wird der Werkstoff rechtwinklig am Rande von Platten oder Rohren umgebogen, beim Gesenkschmieden vorgefertigte Werkstücke im Gesenk (Unter- und Obergesenk) fertig geschmiedet. (5)

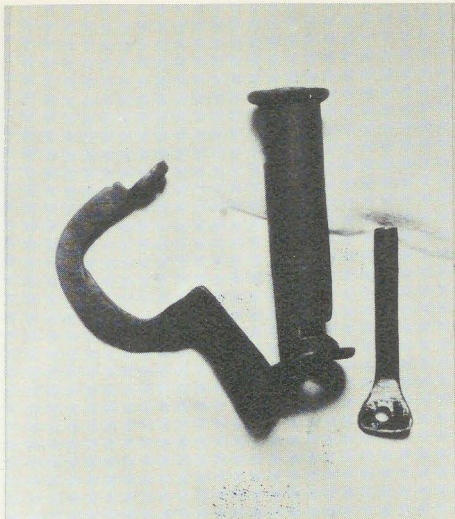
In dem „Waaren-Lexicon“ von Johann-Martin Euler, das 1830 in Heilbronn in der Elafischen Buchhandlung erschien, sind eine Fülle verschiedener Eisenerzeugnisse erwähnt. „So wird das Roh- und Gußeisen (ferrum crudum) auch Gäuse, in Österreich Flossen und in Frankreich Gueuses genannt. Die Steiermark liefert besonders den Schorsach oder gegerbten Stahl, Stabeisen, Eisenblech, Sensen etc. Der weit und breit berühmte Breszianstahl wird aus dem zu Turrach erzeugten vortrefflichen Roheisen bei den Stahlhütten in der Paal verfertigt und häufig nach Augsburg, Nürnberg, Holland und Frankreich verschickt. In den großen Hauptmagazinen in Wien findet man daselbst folgende Sorten: Von Dreimarktereisen sogenannte kurze, lange, und schwere Radreifeisen, Faßreif-Schlußisen, Münzeisen, Gattereisen, Ringeisen, Knoppereisen, Portierstangen, Fensterstengeln, Hufeisen etc., von lambachereisen sogenannte Leisten-eisen, von innerberger Zeug langen und kurzen Stahl, Pflugbleche, Axtbleche, Schloßbleche, von vordernbergereisen Schloßeisen, Rammeisen, Durchschuß, Schloßblech, Friemstahl, Uhrmacherstahl, Federstahl, Klingentahl . . .“ (6).

Unter einer Vielzahl interessanter Bemerkungen zur Geschichte und Herstellung von Eisenwaren, auf die hier nicht eingegangen werden kann, möchte ich noch kurz ein Mittel gegen Rost zitieren: „Der Rost (ferrugo), der sich auf der Oberfläche von Eisen in feuchter Luft ansetzt, ist also bloß die Zersetzung wässriger Theile zuzuschreiben. Um die Eisenwaren vor diesem schädlichen Unwesen zu bewahren, wird

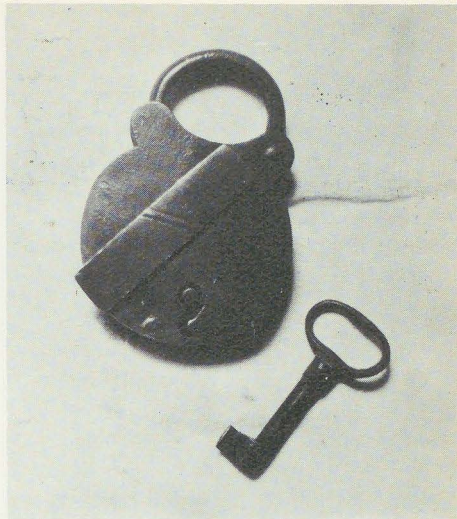
folgendes Mittel angerathen: Bleiglätte, die in hellem Baumöl auf einem Steine sehr fein ist aberieben worden, thut man in eine durchscheinende Büchse von Lindenholz, hängt diese an die Sonne oder sonst an die Wärme, solange, bis ein reines süßes Oel durchdringt. Die mit diesem Oel bestrichenen Waaren werden nicht vom Roste angegriffen.“ (6)

Der seßhaft gewordene Mensch, der Vorratswirtschaft zu treiben begann, entwickelte den Wunsch, seinen Besitz, seien es gesammelte oder produzierte Nahrungsmittel oder Materialien zur Herstellung von Werkzeugen, zu schützen. Gegen wilde Tiere halfen einfache hölzerne Riegel, die sich von außen mit der Hand bewegen ließen. In dieser urtümlichen Form findet man sie heute noch in abgelegenen Alpentälern. Mit der Schaffung einer Grenze, einer Trennung von Innen und Außen, entwickelten sich im Laufe der Zeit immer kompliziertere Verschlussmechanismen. Hölzerne Haken bis zu 75 cm Länge wurden durch ein Loch in der Tür gesteckt und von außen bedient. Mit der Erfindung der Erzgewinnung und Schmelzung wurde ein T- oder L-förmiger Metallschlüssel, der sogenannte „Keltenschlüssel“, entwickelt, der, durch einen Schlitz in die Tür gesteckt, solange gedreht wurde, bis er in die „Angriffe“ der im Riegel gelagerten Sperrklötze einrastete; die Sperrklötze wurden angehoben, der Riegel war entsperrt und ließ sich mit einem ledernen Zugriemen von außen aufziehen.

An unsere heutigen Schloßformen erinnert schon das nach seinem Fundort genannte „lakonische Schloß“. Ein haken- oder sichelförmiger Metallschlüssel wird durch ein Loch so eingeführt, daß er in die Zahnung des Riegels eingreift, der dann hin- und hergeschoben werden kann. In griechischen und römischen Darstellungen waren die „Schlüsselträger“ Symbole der Macht und der Würde. Noch heute gibt es das Brauchtum der Übergabe eines „goldenen Stadtschlüssels“ durch den Bürgermeister der Stadt Heidelberg an den Zwerg Perkeo, der dann für einen Tag die



Deutsches Vorhängeschloß mit Schraubgewinde. Ein innen vierkantiger Hohl Schlüssel schraubt durch Drehung ein Gewinde in den Kippbügel und verschließt ihn. Der abgebildete Schlüssel ist eine Reproduktion. (1)



Einfaches Vorhängeschloß um 1800; originaler Hohl Schlüssel. Das Schlüsselloch ist durch eine drehbare Platte zu verdecken. (2)

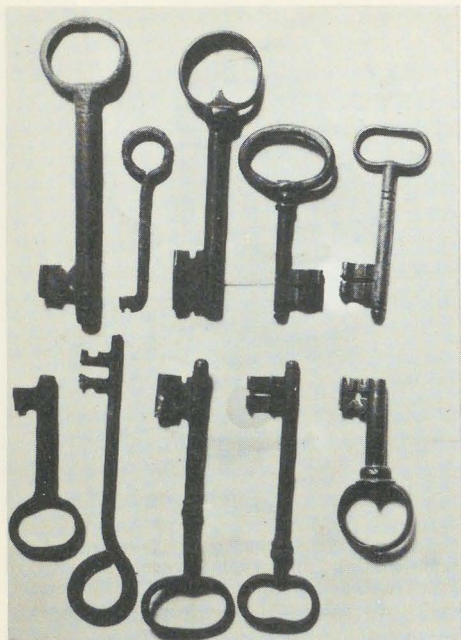
Macht übernimmt. Sehr alt und wahrscheinlich aus dem Orient stammend ist das Hangschloß mit Spreifedernverschluß. Die seitliche Verschiebung eines im Prinzip gabelförmigen Schlüssels drückt zwei Blattfedern an eine Mittelachse, so daß das eingerastete Schloßteil bewegt werden kann. „Die Sammlung Heinrich Pankofer verfügt über einen beispielhaften Querschnitt von Hangschlössern durch die Jahrhunderte, wie sie in verschiedenartigsten Kulturlandschaften für Kassetten, Truhen und Türen im Gebrauch waren: Römische Ringhangschlößchen mit Tiermaskendeckeln, orientalische Hangschlösser in Pferdegestalt für Schiebe- und Drehschlüssel, arabische Vexierhangschlüssel in Schlüsselform, chinesische mit Spreifedernverschluß, ein indisches mit Schraubschlüssel, deutsche Renaissance-Hangschlösser etc.

Eine Kuriosität ist das eiserne gotische Kugelhangschlößchen mit Drehschlüssel, mit einem Kugeldurchmesser von 5 mm, das wohl kleinste Hangschloß der Welt; ihm steht ein eisernes 5 kg schweres Wiener Barockhangschloß mit Spreifederverschluß gegenüber. Der Formenreichtum

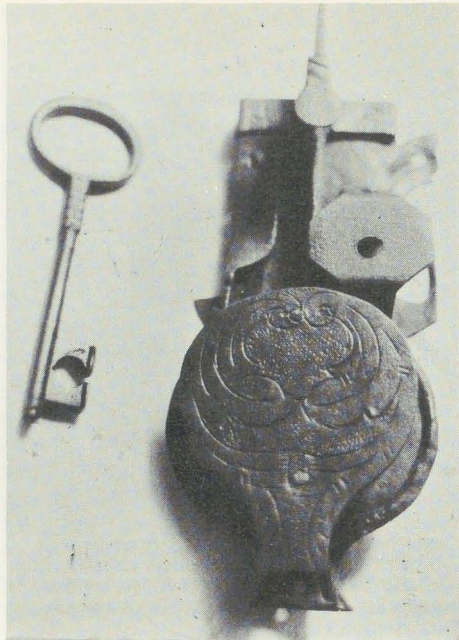
der Hangschlösser ist nicht immer zweckgebunden. Sie alle, gleichgültig ob zierlich oder winzig klein oder von monumentaler Größe und außerordentlichem Gewicht, bezeugen den technisch-künstlerischen Spieltrieb des Menschen“. (7)

Bestimmte technische Erfindungen verändern sich jahrhundertlang überhaupt nicht, da sie eine gewisse Vollkommenheit erreicht haben, die nur noch durch formale, proportionale oder ästhetische Kriterien variabel sind. Wie das Winkelzahnradgetriebe der alten römischen Mühlen noch in modernen Maschinen erkennbar ist, so auch der „Urschlüssel“ und das Schloß in den neuesten Verschlußmechanismen.

Der Schlüsselgriff, die „Reide“ oder auch Raute, bietet unzählige Möglichkeiten der Gestaltung von der massiven Kugelform über das Kreuz, den Ring, das Vieleck, dem barocken floralen Schwung bis zu figürlicher Ausformung. Der Schlüsselhalm trägt am unteren Ende den Bart, am oberen, verbunden durch das Gesenke, die Reide. Das Gesenke soll ein Durchfallen des Schlüssels verhindern. Der Halm kann hohl sein, dann wird er durch einen Dorn,



Obere Reihe von links nach rechts: Großer Türschlüssel 17./18. Jahrh., mittelalterlicher Schließhaken, barocker Hohl Schlüssel eines Schrankes von 1780, zwei Truhenschlüssel um 1800; untere Reihe: vier Tür- oder Schrankschlüssel vom 17.-19. Jahrh., kleiner Hohl Schlüssel einer Koffertruhe von 1682 mit profiliertem Gesenke und Einstriche in Form eines unsymmetrischen Sterns. (3)



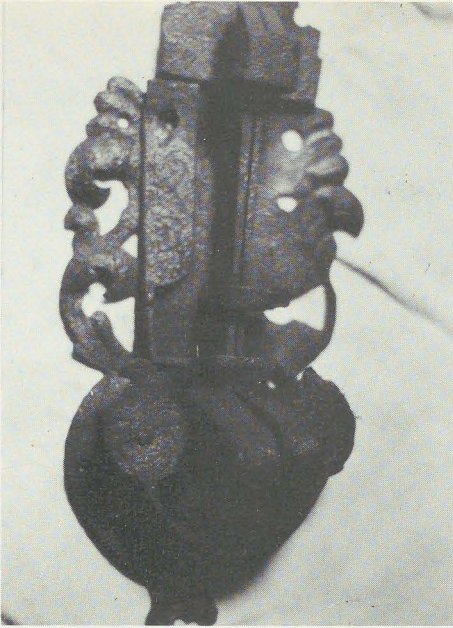
Offenes Riegelschloß aus Ittlingen (18. Jahrh.), Abdeckplatte über der Feder mit symmetrischen Arkanthusblätterwerk, Zwischenräume gepunzt, Bodenplatte am Rand erhaben gehämmert, Originalschlüssel. (4)

der am Schloß befestigt ist, geführt oder massiv, dann wird er in der Schloßpfeile im Schlüsselloch gelagert und gedreht. Es gibt runde, drei- oder vier-kantige Schlüsselrohre. Der massive Bart wurde gemäß den fortschreitenden technischen Möglichkeiten immer komplizierter eingeschnitten. Die „Einstriche“ drehen durch das „Gewirre“ (auch Besatzung genannt). Es gibt Schnitte in Form von Initialen, Kreuzen, Diagonalen, Monogrammen bestimmter Heiliger sowie in einem aus einem Ittlinger Haus stammenden offenen Riegelschloß eine runde Bohrung, die durch den Kopf eines Hufnagels gedreht wird (s. Abb. 4). „Die Gewirre oder Eingerrichte sind metallene Vorrichtungen im Schloß, durch die der Schlüssel zur Erschwernis des Entsperrungsvorganges drehen muß. Die einzelnen Teile der Eingerrichte werden über Kerne gezogen und hartgelötet. Ihre Entwicklung begann mit

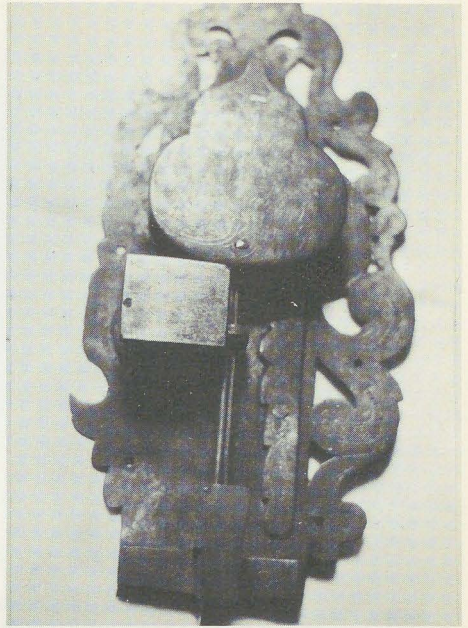
der Erfindung des deutschen Schloßes; in der Renaissance erfuhren sie als „Kappelleneingerichte“ ihre höchste Vollen- dung“. (8)

Beim deutschen Schnappschloß wird der Riegel durch eine gebogene Feder nach vorne gedrückt. Das Schloß ist nur halbtourig, d. h. der Schlüssel kann nicht voll umgedreht werden. Ist der Riegel am weitesten nach hinten gedreht, bleibt er stehen, weil der Schlüsselbart selbst dem Druck der Feder entgegensteht und als Aufhalter wirkt. Da der Riegelkopf vorne schräg angeschnitten ist und beim Anschlag an den Schließkloben einen Druck nach hinten erleidet, schließt sich dieses Schloß schon beim Zuschlagen der Tür.

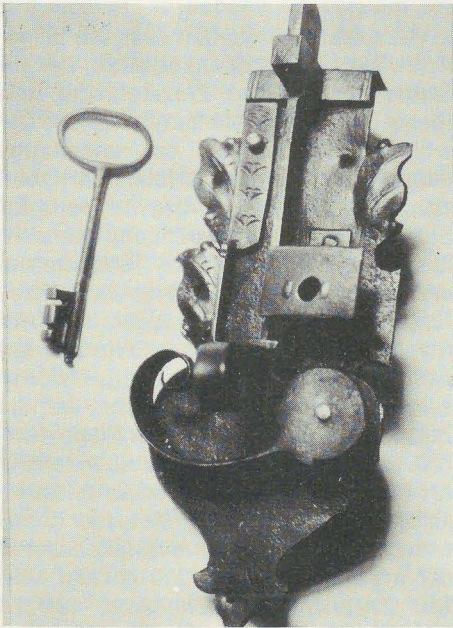
Das Kastenschloß der Möbel und Türen am Ende des 18. Jahrhunderts heißt französisches Schloß, soll aber von J. G. Freitag



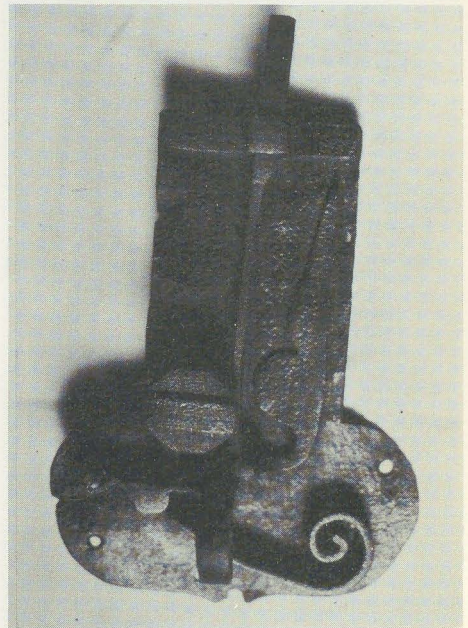
Großes offenes Doppelriegelschloß einer Eisentür aus Heidelberg, um 1650, Bodenplatte durchbrochen und Reliefartig erhaben geschmiedet, in Arkanthusform ausgeschmiedetes Federende, das Eingerichte fehlt. (5)



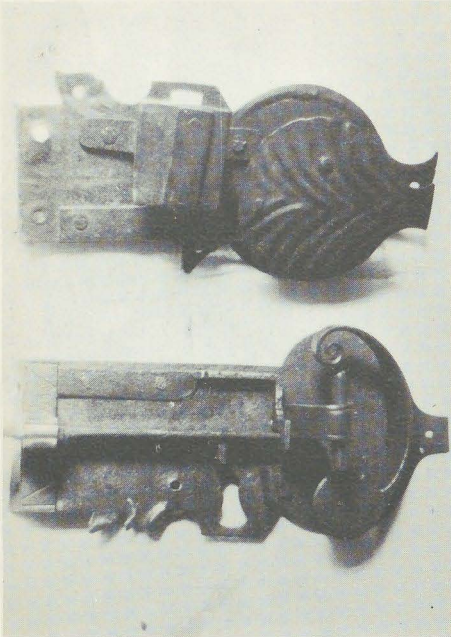
Schrankschloß vor 1800, Doppelriegel; durchbrochene, flache Abdeckplatte über den Federn mit gesticheltem Blumendekor, Zwischenräume geätzt und punziert. (6)



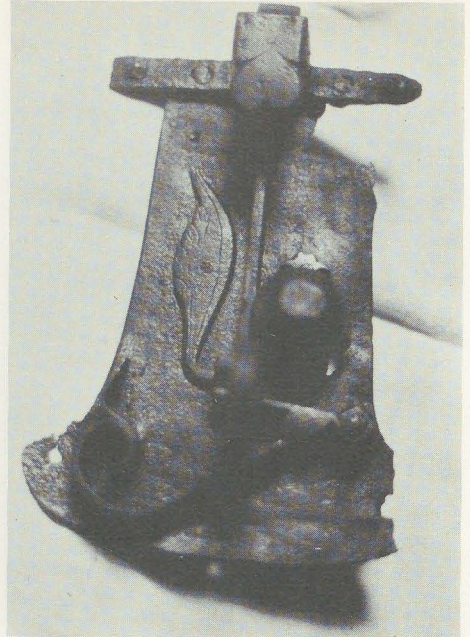
Offenes Riegelschloß einer Eppinger Tür, Boden-Offenes Riegelschloß einer Eppinger Tür, Bodenplatte mit Blattwerk ausgeschmiedet, Originalschlüssel, um 1750. (7)



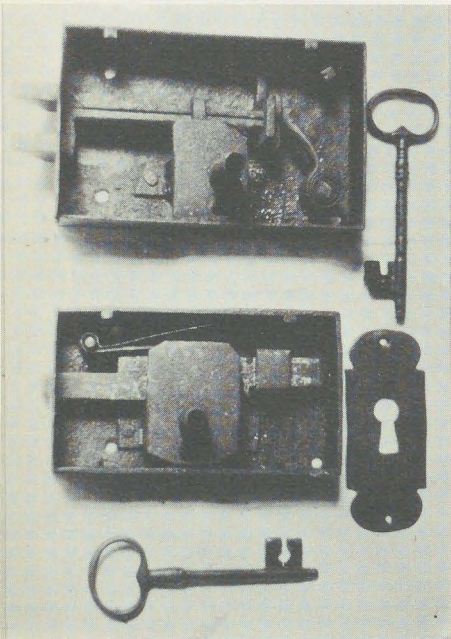
Spätgotisches Türschloß um 1600. (8)



Zwei offene Riegelschlösser vor 1800; oben: Schrankschloß, Riegel fehlt, unten: Türschloß ohne Eingerichte (9)

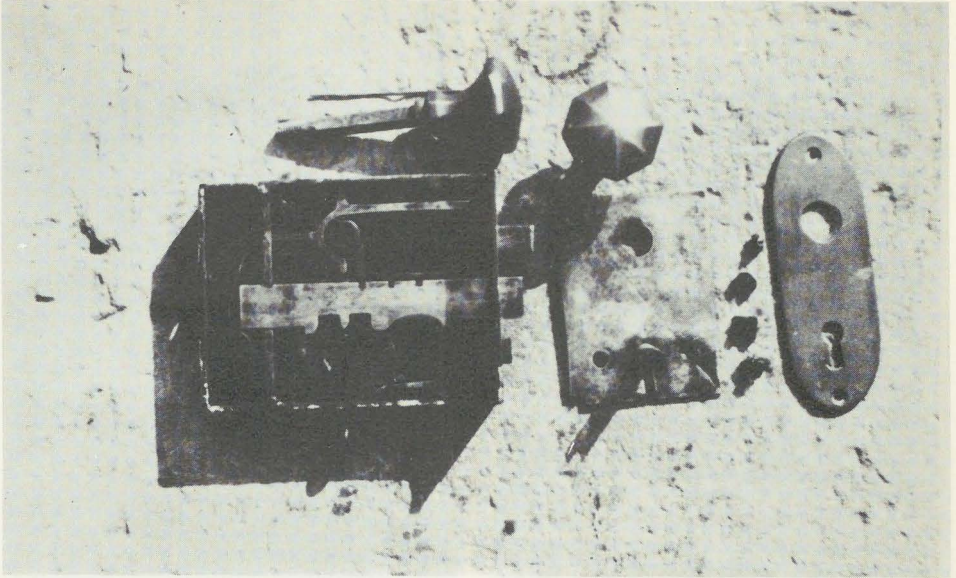


Spätgotisches offenes Riegelschloß um 1600; schwungvoll geschmiedete Feder, Riegelführung in Herzform, halbkugliger massiver Schlüsseldornboden. (10)



Deutsches Kastenschloß mit doppeltem Schnappriegel (oben); französisches Kastenschloß, wie es am Ende des 18. Jahrh. in die meisten Bauernschränke eingebaut wurde. (11)

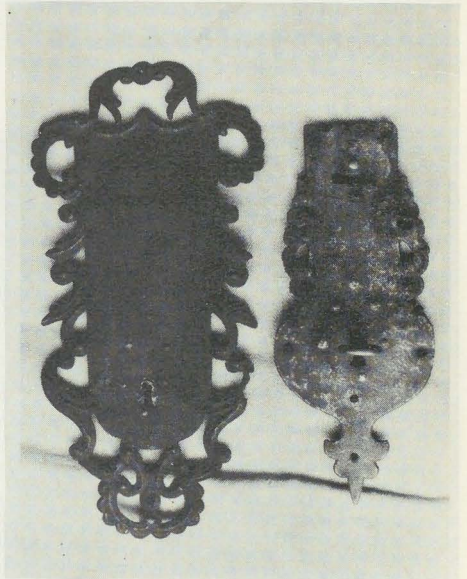
in Gera erfunden worden sein. Die Eingerichte sind beibehalten, aber als weitere Sicherung kommen Zuhaltungen am Riegel hinzu, so daß feststehende und bewegliche Hindernisse ein unbefugtes Öffnen erschweren. Die letzteren haben den Zweck, den Riegel jedes Mal, wenn der Schlüsselbart einen Durchgang gemacht hat, wieder unverrückbar festzustellen, und zwar in den beiden Endlagen des Riegels, als auch im etwaigen mittleren. Soll der Riegel nach einer Seite gedreht werden, muß der Schlüsselbart, bevor er zu den Angriffen gelangen kann, erst die Zuhaltung ausheben, die den Riegel festhält. Eine Zuhaltung fungiert also wie eine Art Türklinke. Die drei Kerben an der Oberseite des Riegels, die Angriffe an der Unterseite, darüber die Feder mit Haken, der in der mittleren fest sitzt, sind gut auf dem Bild zu erkennen (siehe Abb. 12). Es handelt sich um ein mit Messingblech verkleidetes Louis XVI-Schloß, das statt einer Klinke einen massiven achteckigen Messingknopf besitzt.



Zweitouriges „französisches Schloß“, um 1800, Louis Seize (12)

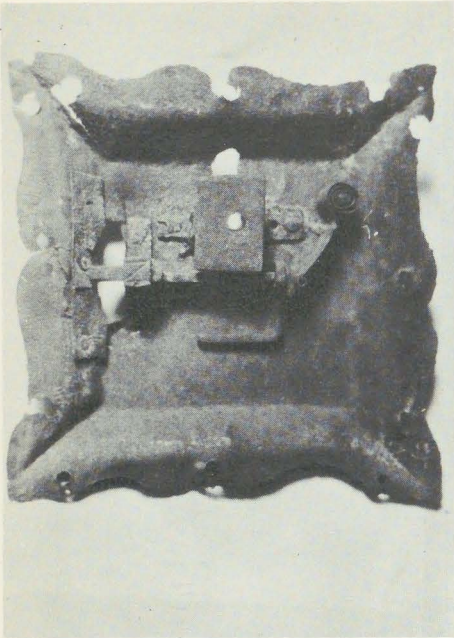
Es stammt aus einem abgerissenen Haus in Heidelberg. Sind die Zuhaltungen vervielfacht, so daß zwei oder mehr Hebungen stattfinden müssen, ehe der Bart zum Angriff kommt, so handelt es sich um ein Barron'sches Schloß. Weitere komplizierte Entwicklungen sind das Bramah-Schloß, Chubb-Schloß, Yale-Schloß, Protektorschloß von Kromer etc.

An alten Renaissancetruhen befinden sich meist auf die Vorderfront genagelte, an den Rändern schwungvoll ausgeschnittene Schloßbleche ohne Boden, deren Federmechanismus in das Vorderbrett eingestemmt ist (s. Abb. 13). Ein Klappriegel mit Bügel, der am Deckel der Truhe verankert ist, greift in einen Schlitz im Schloß und wird dort festgestellt. Ähnlich sind Scheuentürschlösser aus Eppingen und Richen, nur daß sie nicht im Holz eingelassen sind (s. Abb. 14). Ein besonders frühes und besterhaltenes außenliegendes Schloß dieser Art befand sich am Kellereingang der jetzt abgerissenen Grittmann'schen Scheune in Mühlbach. Da außenliegende Verschlussmechanismen relativ leicht aufzubrechen sind, wurde das Schloß an die Innenseite der Truhen verlegt. In einer spätgotischen Rädertruhe

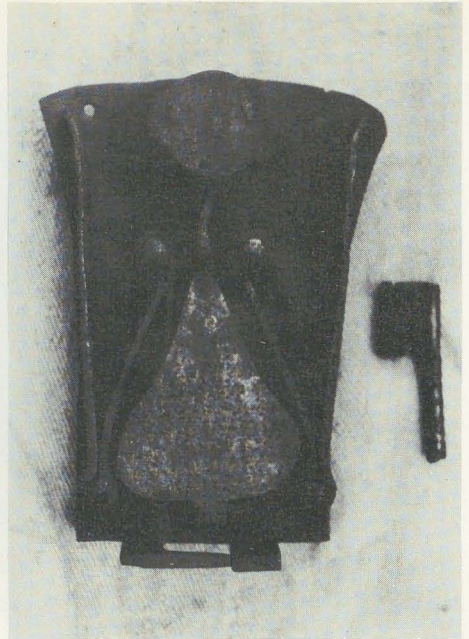


Zwei Renaissanceschlösser, die auf die Vorderfront von Truhen genagelt wurden. (13)

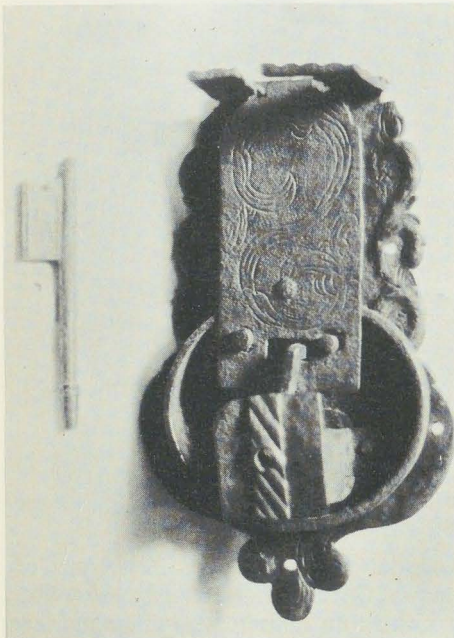
befindet sich ein frühes Zangenschloß, dessen Doppelzangen durch zwei seitlich angebrachte Federn zusammengedrückt sind (s. Abb. 15). Ein großer Hohlschlüssel überwindet den Druck der Federn, die Zangen öffnen sich und geben einen pfeilförmigen Haken am Truhendeckel frei.



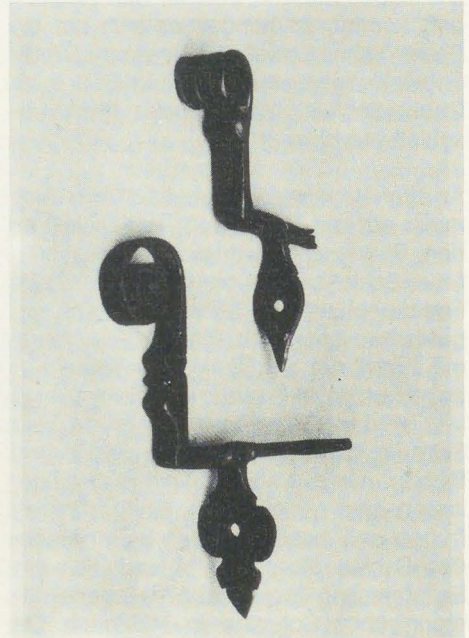
Außenliegendes Schemenschloß aus Eppingen.
(14)



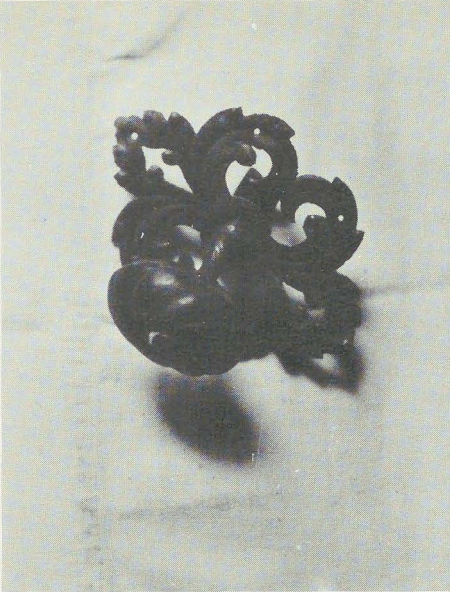
Großes Truhenzangenschloß mit 2 Seitdruckfedern
von einer spätgotischen Rädertruhe (um 1650) (15)



Katzenkopfschloß einer barocken Truhe um 1750;
Bodenplatte erhaben in Blattwerk ausgeschmiedet,
Zangenabdeckplatte gestichelt und punziert, Originalschlüssel,
Reide abgesägt. (16)



Renaissance-Türgriffe (17)

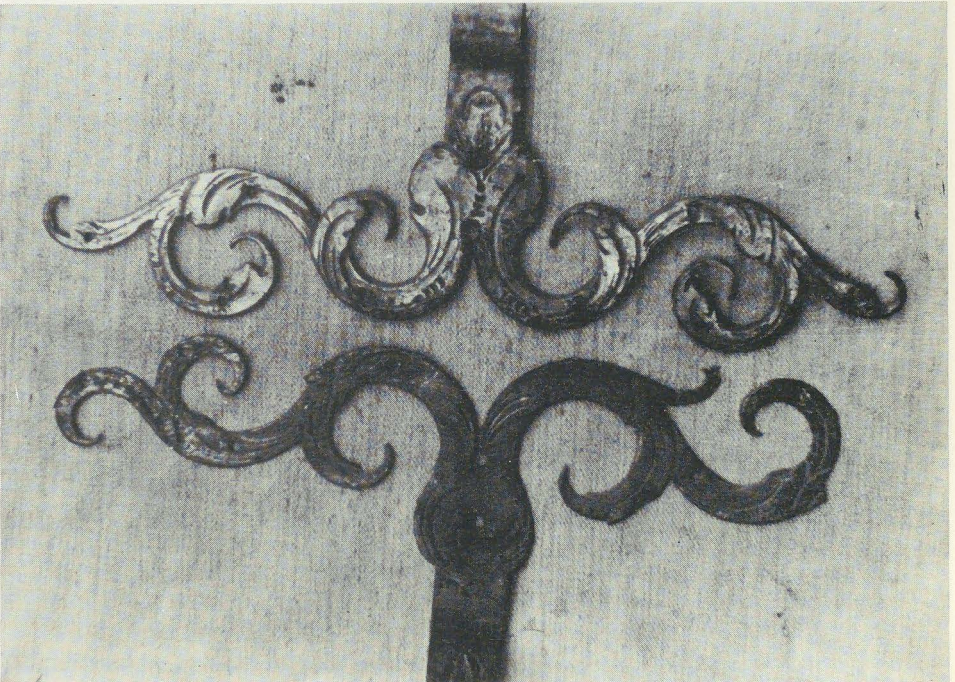


Holzknopf mit durchbrochener Rosette (18)

Ein herzförmiges Schild dessen Oberfläche punziert ist, hält den ganzen Mechanismus zusammen.

Von der Barockzeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sind die meisten bäuerlichen Truhen, Kornkisten etc. mit den sogenannten Katzenkopfschlössern versehen.

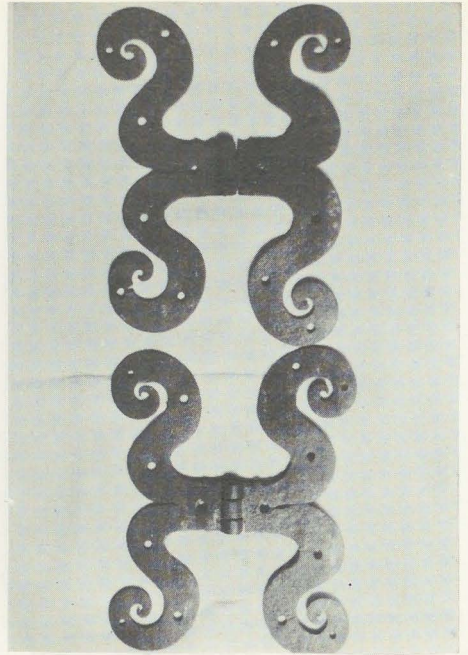
„Die zwei Schließhaken bilden mit der sie zusammenpressenden runden Klammerfeder die Umrisse eines Katzenkopfes (s. Abb. 16). Die nicht alltägliche Form dieses Truhenschlosses führt dazu, daß man die Schlösser im Zunftleben scherzhaft ironisierend Katzenköpfe nannte. Der Spitzname erhielt sich durch die Jahrhunderte, und der Katzenkopf wurde damit zu einem Symbol. Er erscheint auf der Anstecknadel, die heute der Schlosser als Verbandsabzeichen tragen kann. Die auf der Nadel angebrachte Inschrift „Stück davon“ erklärt sich wie folgt: Der wandernde Schlossergeselle sprach bei einem Meister um Arbeit vor. Befragt, ob er das Handwerk verstünde, antwortete er: „Stück davon“. Die zwei Worte wiesen ihn in aller Bescheidenheit als Angehörigen der Zunft aus, der bereit sei, noch weiter zu lernen.“ (9)



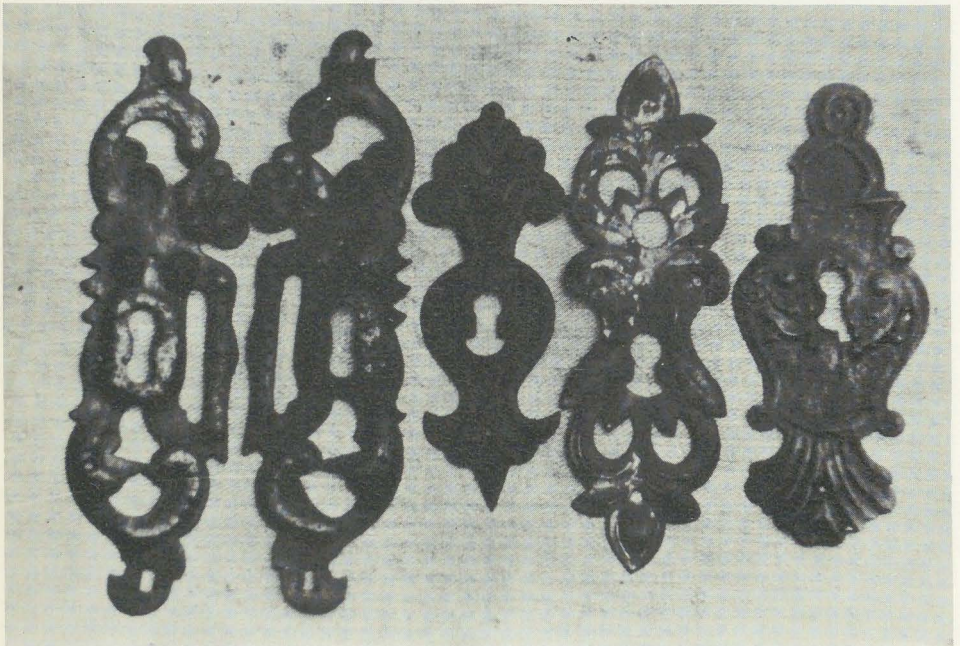
Türbeschläge aus Heidelberg 1750 (19)

Wer seine Augen aufhält, findet an bäuerlichem Mobiliar an Truhen, Türen, Stallungen etc. noch viele Beispiele der hochentwickelten Schmiedekunst: Türgriffe in Form von Akanthusblattwerk (s. Abb. 17). Hohlknäufe mit reichhaltig durchbrochenen Rosetten in erhaben gehämmertem Ornament gestaltet (s. Abb. 18), lebendig geschwungene, sich über- und unter-schneidende Rocailleformen als Türbeschläge und Angeln (Abb. 19 und 20). Schier unendlich scheinen die Gestaltungsmöglichkeiten der Schlüssellochbeschläge (Abb. 21).

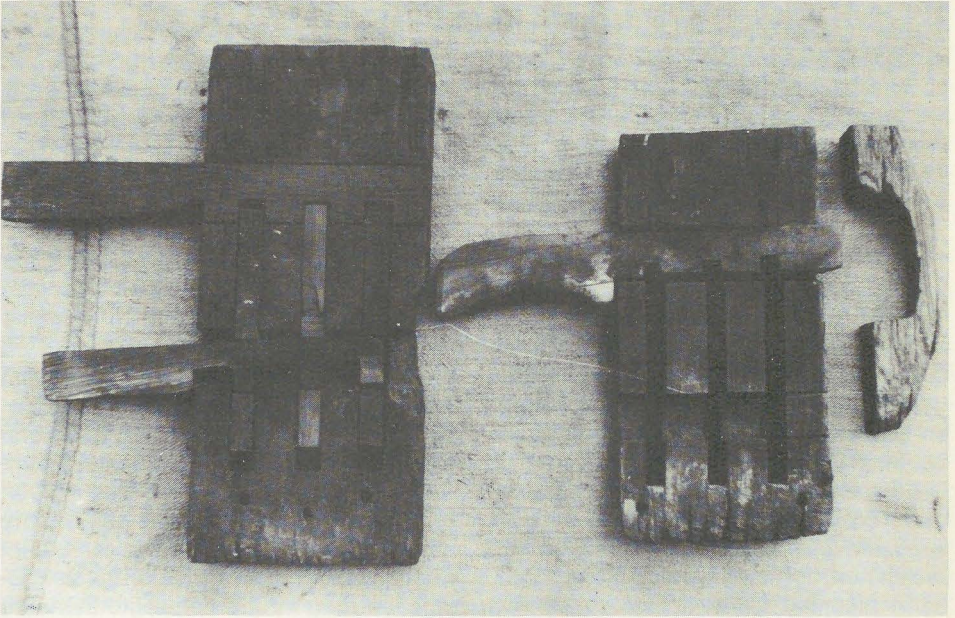
Eine Sonderheit des Kraichgaues sind hölzerne Fallstiftriegelschlösser, die in der Literatur meist als um tausend n. Chr. datiert sind (Abb. 22). Drei hölzerne Stifte fallen durch ihr Eigengewicht in die Kerben eines Riegels. Ein parallel zum Riegel eingeführter hölzerner Schlüssel hebt diese aus der Einkerbung und gibt den Riegel frei. Eine alte bäuerliche Tradition muß diesen Verschuß bis in unsere Tage erhalten haben, da die außen an Scheunen



Doppelte „S“ förmige Türbeschläge eines Küchenschrankes um 1750 (20).



Schlüssellochbeschläge; von links: zwei figural gestaltete Beschläge eines Renaissanceschranks um 1650; 3 Beschläge in reicher Ausschneidungstechnik und Hammerschlagprägung; ganz rechts: einziger erhalten gebliebener Beschlag aus der Raußmühle 1765 (21)



Kraichgauer Fallstiftriegelschlösser (22)

angebrachten Holzschlösser nicht so alt sein können. In Landshausen ist noch eins dieser seltenen Stücke in Betrieb. (Im Heimatmuseum Rotenburg a. d. Fulda befindet sich seltsamer Weise ein horizontal angebrachtes Holzschloß, während die hiesigen immer vertikal gelagert sind).

Ab der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts erscheinen in ganz Deutschland Manufakturwaren. Wagenladungen von Schlössern und Beschlägen werden auf dem Land verkauft. Die Schreinereien verwenden jetzt diese normierten, unverzierten, billigen Stücke, um Truhen und Kästen auszustatten. Die Formen werden immer einfacher, und es ist schon eine Seltenheit, wenn in einem Möbel nach 1850 noch ein Schloß zu entdecken ist, dessen Gestaltung durch eine harmonische Verbindung von Funktionalität und freier künstlerischer Auszier Achtung vor der hohen Kunst des Schmiedehandwerks abverlangt.

Anmerkungen:

- (1) J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Band 9, Spalte 1053-1054

- (2) Moritz Heyne, Das alteutsche Handwerk, Seite 19
- (3) ebda, S. 19 ff
- (4) Franz Hendrichs, Von der Handschmiede zur Schlägerei, Rheinland Verlag Köln 1922 S. 10
- (5) Horst Danowsky, Werkstatt Technikum des Metallfacharbeiters 1974, S. 138 bis 143
- (6) Johann Martin Eulers neues und vollständiges, allgemeines Waarenlexicon in deutschen, französischen und italienischen Rubriken; oder deutliche Beschreibung aller rohen und verarbeiteten Produkte, Kunst-erzeugnisse und Handelsartikel, Heilbronn, Ellassische Buchhandlung 1830, S. 284-290.
- (7) Heinrich Pankofer, Schlüssel und Schloß, S. 11-12
- (8) ebda, S. 25
- (9) ebda, S. 72

Weitere Literatur:

- Albert Neuburger, Die Technik des Altertums, 1919 (Fotomech. ND 1977), S. 338-342
König, Grundriss der Schlosserkunst, Weimar 1871
Schubert, Kombinations- und Sicherheits-schlösser, Weimar 1880
Barberot, Traité de serrurerie, Paris 1894
Hoch, Schloßkonstruktionen, 1891, 2 Bände
Nötling, Studie über altrömische Tür- und Kastenschlösser, 1870 Mannheim
Fink, Der Verschuß bei den Griechen und Römern, Regensburg 1889
K. Grüniger, Das ältere deutsche Schmiedehandwerk auf dem Lande, Bonndorf 1924

Eppingen im Dreißigjährigen Krieg 1618-1648

Karl Wieser

In meiner Veröffentlichung in der Eppinger Zeitung vom 22. 7. 1969 „Eppingen im Bauernkrieg 1525“ erwähnte ich den Leutnant Johann Konrad Diemar, der 1622 bei der Eroberung der Festung Hilsbach den Tod fand. Was geschah damals in Hilsbach und Eppingen? Als 1618, fern in Böhmen, der Krieg seinen Anfang nahm, hatte niemand gedacht, daß damit ein grauenhafter Religionskrieg begonnen habe, vollends nicht in Eppingen, das so weit von Böhmen entfernt lag. Und doch war gerade die Pfalz am Rhein, zu deren Besitz auch Eppingen damals gehörte, unerwartet rasch in den Krieg mit einbezogen. Die protestantischen Böhmen wählten nämlich den pfälzischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem neuen König und krönten ihn bereits im November 1619 in Prag. Knapp ein Jahr hatte für Friedrich dieses Königtum gedauert. Kaiser Ferdinand, mit ihm die katholische Liga und der Bayernherzog Maximilian waren entschlossen, der Herrlichkeit des Pfälzers nicht nur in Böhmen, sondern auch am Rhein ein baldiges Ende zu bereiten. Friedrich V. verlor in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag, von Tilly, dem Feldherrn der Liga, vernichtend geschlagen, Land und Thron. Er floh nach Holland. Seine Feinde aber ergossen sich in sein unglückliches, verlassenes Land.

Im September 1621 drang Tilly vom Main her durch den Odenwald an die Bergstraße und in den Kraichgau vor. Niemand trat ihm in den Weg, um ihm den Eingang in die Pfalz und in den Kraichgau zu verwehren. Auf seinem Vormarsch gegen die

Kurpfalz hatte Generalleutnant Johann von Tilly am 9. März 1622 sein Hauptquartier von Mosbach nach Neckarbischofsheim verlegt. Nach verschiedenen Erkundungszügen, die ihn in die Gegend von Mannheim und Philippsburg führten, begann er den Festungskrieg gegen die im Kraichgau, besonders im Elsenzgebiet, gelegenen Burgen und befestigten Orte zu führen. Zu diesen Plätzen gehörten Neidenstein, Waldangelloch, Dilsberg, Heildelheim, Bretten, Eppingen, Neckargemünd und Hilsbach.

Hilsbach war damals, als das jetzige Ober- und Unterstädtlein noch nicht vorhanden waren, lediglich auf dem Raum innerhalb der Stadtmauern beschränkt und nur durch das obere Tor beim heutigen Wachthaus und das untere Tor beim heutigen Gasthaus „Zum Deutschen Kaiser“ zugänglich.

Am 22. März 1622 kamen die bayrischen Truppen vor Hilsbach an. Unter diesen Truppen befand sich auch das Regiment zu Fuß des Obersten Schmidt von Wellenstein, das vom 12. bis 22. März in Dühren gelegen hatte. Oberst Schmidt, dem keine Belagerungsgeschütze zur Verfügung standen, versuchte am 22. März zur mittäglichen Stunde zwischen 11 und 12 Uhr die Stadt zu stürmen. Unter Anführung des Johann Konrad Diemar, des „gemeinen Städtleins“ Leutnant, leisteten die Hilsbacher heldenhaften und tapferen Widerstand. Der Feind verlor dabei 27 Mann, während nur 5 Hilsbacher auf der Stadtmauer für die Freiheit der Stadt ihr Leben lassen mußten.

Da kam der Verrat den Angreifern zu Hilfe. Ein speyerischer Untertan, der sich aus der Umgebung nach Hilsbach geflüchtet hatte, verriet den Angreifern einen Einlaß. Dieser war ein durch die Stadtmauer hindurchgehendes Kellerloch, das in dem ehemals Greulich'schen Haus noch zu sehen ist.

Die Angreifer bedienten sich dabei noch einer List, um ganz sicher zu gehen. Abends gegen 6 Uhr wurde nochmals zum Sturm geblasen. Der Feind vermied absichtlich die „Achillesferse“ der Stadtbefestigung und griff am entgegengesetzten Teile an. Hier in der Nähe des Unteren Tores, wo sich das Kellerloch befand, schlichen sich ungefähr 200 Mann der Angreifer heran und drückten die Kellertüre nach außen auf. Sie überwältigten die geringe Besatzung des Unteren Tores und ließen dann die außerhalb wartenden „bayerischen Mörder und Soldaten des Obersten Schmidt“ ein.

Entsprechend den damaligen rauen Kriegssitten haben sich dann die Soldaten aufgeführt. Sie haben niedergestochen, was vor ihre Waffen kam, den Schultheißen und Bürgermeister in Stücke gehauen und den Leutnant Johann Konrad Diemar an einem Balken über der Stadtmauer erhängt. Fast die ganze Besatzung der kleinen Festung wurde niedergehauen. 169 Bürger verloren, auf die gräßlichsten Arten umgebracht, ihr Leben.

Von Hilsbach zog Oberst Schmidt nach Eppingen. Die übrig gebliebenen Hilsbacher Bürger waren nach der Einnahme ihrer Stadt nach Eppingen geflohen. Unter Wehklagen und Jammern berichteten sie von den Greueln der Bayern, von dem schweren Unheil, das ihre Heimatstadt getroffen hatte.

Auf diese Kunde hin verstärkte der Rat der Stadt Eppingen sofort die Befestigungen der Stadt, ließ Gräben mit Wasser füllen, die Bestände an Büchsen und Pulver an die Soldaten der Bürgerwehr und an die wehrfähigen Männer verteilen. Die Frauen

und Kinder trugen Steine, Sand und Erde herbei, um die Wälle zu verstärken. Auf die Speicher der Häuser schaffte man Bottiche mit Wasser, um ausbrechende Brände zu löschen. Die Tore wurden geschlossen und alles in den größten Verteidigungszustand versetzt, um die geliebte Vaterstadt zu verteidigen, so gut und so lange es ginge.

Am Morgen des 28. März kamen die Bayern angerückt. Ein unübersehbares feindliches Heer wälzte sich von den benachbarten Höhen herab ins Tal und sammelte sich vor der Stadt, die sofort aufgefordert wurde, ihre Tore zu öffnen, widrigenfalls die Stadt erstürmt werde. Der Rat der Stadt sah ein, daß hier jeder Widerstand vergebens wäre. Nach kurzer Verhandlung war die Stadt in Feindeshand. Und welch ein Wunder! Gerade die starke Befestigung rettete sie vor dem Untergang. Oberst Schmidt erkannte, daß eine unzerstörte Stadt wie Eppingen ihm mehr nützen könnte. Er schlug hier sein Quartier auf und wachte darüber, daß weder eine Plünderung, noch eine Brandschatzung seitens seiner Soldaten erfolgte. Nur die Umgebung ging in Flammen auf. Kein Dorf blieb mehr stehen. Die Ratsherren machten dem Oberst wiederholt wertvolle Geschenke, um sich seiner Gunst zu sichern. Volle drei Wochen blieb Oberst Schmidt in Eppingen.

Unterdessen traten auf evangelischer Seite zwei Gegner auf den Plan, der Markgraf Friedrich von Baden und Ernst Graf von Mansfeld. Mansfeld besiegte Tilly am 27. April 1622 bei Mingolsheim. Tilly dagegen schlug den Markgrafen am 6. Mai 1622 bei Wimpfen. Berühmt ist hier die Tat der 400 Pforzheimer, die nach dem Siege Tillys die Flucht des Markgrafen ermöglicht haben sollen, da sie sich, um den Feind aufzuhalten, sämtlich aufopferten.

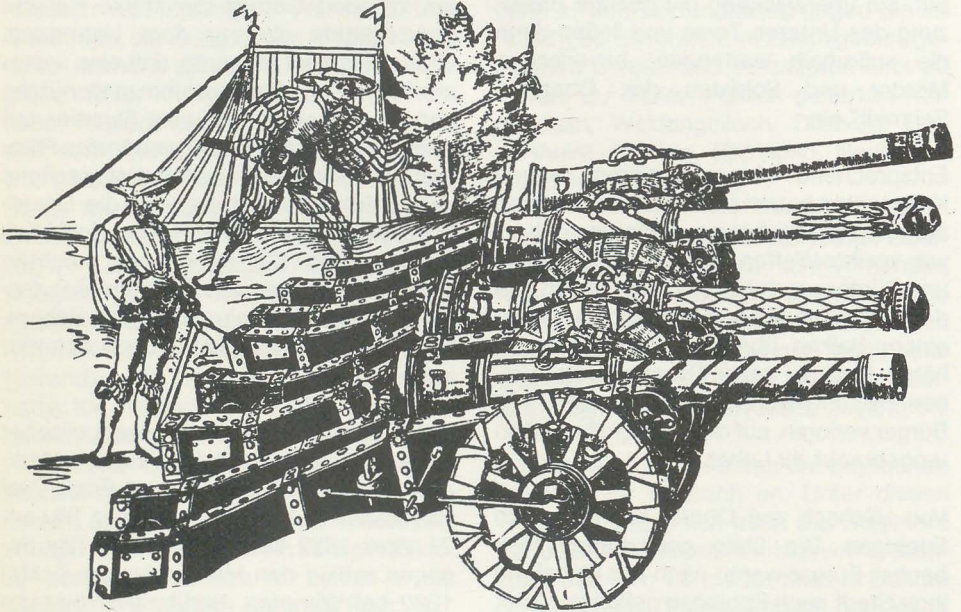
Oberst Schmidt war von Eppingen weggezogen und hatte nur eine Besatzung von 200 Mann zurückgelassen. Mit Eilschritten zog Mansfeld nun vor die Stadt. Die Bayern verteidigten sich wie die Löwen. Es nützte ihnen aber nichts. Schon am

andern Tage mußten sie sich und die Stadt ergeben. Mansfeld ließ die ganze Besatzung, soweit Bayern in Frage kamen, niederhauen. Die Stadt aber mußte 5000 Gulden zahlen und alle Waffen abliefern. Die Bevölkerung wurde gezwungen, Brot, Fleisch und Wein für die Mansfelder herbeizuschaffen. Auch konnte sie nicht verhindern, daß die Soldaten allerhand Hausrat von dannen schleppten. Wer sich widersetzte, wurde niedergeschlagen.

Fünf Tage lang hausten die Mansfelder in den Mauern Eppingens. Als die Truppen wieder abzogen, freute sich die Bürger-

schaft, daß die Bedrückung an Leib und Leben, an Haus und Gut aufhörten. Doch die Unsicherheit blieb immer noch groß, und herumschweifende, herrenlose Soldaten und allerlei fremdländisches Gesindel raubten, stahlen, mordeten und plünderten.

Als der Westfälische Frieden am 24. Okt. 1648 dem furchtbaren Religionskrieg ein Ende machte, blieben überall im Reiche entvölkerte und ausgeraubte Dörfer und Städte sowie verarmte Landleute und Bürger zurück.



Belagerungskanonen Holzschnitt aus Nürnberg, 16. Jahrh.

Jagdleidenschaft in Eppingen

Franz Gehrig

In den großen Waldungen wie in der Eppinger Hardt stand das Jagdrecht in alter Zeit dem König zu, später durch Belehnung oder Verpfändung dem höheren Adel, der es zeitweise an den niederen Adel, also an Ritterfamilien, verpfändete. So hat 1302 der König den Herren von Weinsberg den großen Wildbann zwischen Neckar-Elsenz-Zaber übergeben. Im Laufe der Zeit wurde das Wildbanngebiet unter etliche Liebhaber zerstückelt. Vor 1530 hat der Kurfürst von der Pfalz die Jagd im Eppinger Hardtwald an die Herren Göler von Ravensburg verpfändet. Die Bürgerschaft von Eppingen beklagte sich aber, daß die Göler oft die Jagd auf das Eppinger und Mühlbacher Ackerfeld ausdehnten, „mit Hetzhunden ins Samen- und Ackerfeld ritten, dort Hasen fangen und viel Schaden getan“. Die damals reiche Stadt fand einen Ausweg. Denn Kurfürst Ludwig bestätigte am 25. November 1538, daß die Stadt Eppingen ihm „400 Gulden in gold fürgestreckt hat, damit wir den Wildbann in Eppinger Hart, so Bernhard Göler etlich Jahre von uns ingehabt, wieder zu unseren Händen gelöst haben“. Er versprach auch, bei etwaiger neuer Verpfändung dem Hegen des Wildes und anderem ein Maß zu setzen, auch den Wald nicht mehr verwüsten zu lassen. Eine Urkundenabschrift ist im GLA 229/25886 enthalten, Text s. Anhang. Bei Braun „Geschichte der Stadt Eppingen“ haben sich S. 12 diesbezüglich Fehler eingeschlichen.

Das Saalbuch des Amtes Bretten von 1540 besagt dann: „Alle waldt in Eppinger gemarkung seyndt der statt eigentümlich zu-

ständig. In dem großen wald in dem Forst, so die hardt genannt wird, hat Pfaltz allein das hagen und jagen. Im Birkenhölzlein, so ohngefährlich in 300 morgen buschwalds, welchen die stadt denen von Adelshofen und Elsentz meistens abgekauft, gebraucht sich der Rath allein des jagens, (es) hat gleichwohl darin kein hochwildpreth.“

Im Birkenwäldchen durften also die vom Stadtrat und Stadtgericht auf die Jagd gehen, in der Feldgemarkung aber meistens alle Bürger, jedoch nicht die Einwohner ohne Bürgerrecht, die Hintersassen. Aus späteren Akten wird dies deutlich. Die Eppinger bekamen ihre 400 Goldgulden nie mehr von der Kurpfalz zurück, weil der Kurfürst zu oft in Kriegs- und Geldnot war, aber dafür konnten sich die Eppinger Bürger gegenüber dem kurpfälzischen Jäger auf dem Ottilienberg mehr erlauben als früher gegenüber den Herren Göler. Auch Ausdehnung der Jagd aus dem Wald auf das Feld kam nicht mehr in Frage. Im Jahr 1583 beurkundete man, daß der städtische Förster auf dem Ottilienberg zur Hälfte von der Kurpfalz für die Jagdaufsicht und zur Hälfte von der Stadt für die Aufsicht über das Holz besoldet wurde, was wieder ein Nutzen für die Stadt war (Text s. Anhang).

Das eigentliche Streitobjekt wurde das Wild, das aus dem Wald auf die Felder zur Nahrungssuche kam oder bei der Jagd des Försters hinausflüchtete. Der Förster konnte eine Zeitlang durchsetzen, daß die Eppinger auf den Feldern und in den Weinbergen zwischen dem Hardtwald und der Elsenz nicht jagen durften. Der Forstknecht Hein-

rich Thomas berichtet am 5.5.1737: „Ich und mein seliger Vater sind schon 56 Jahre hier auf dem Ottilienberger Forst. Die Eppinger haben sich nie unterstanden, auf dieser Seite der Elsenzbach zu jagen, außer was sie heimlich erschnappen können. Sie haben dem Jäger eine Wiese gegeben, weil derselbe ihren Wald in acht nehmen muß. In den letzten zwei Jahren haben sie diese Wiese versteigert, einer sagte, ich darf sie weiter haben, wenn ich wegen der Jagd zu ihnen halte. Sie wollen auch zwischen der Elsenz und Ottilienberg jagen.“

Der Brettener Amtmann, Freiherr von Helmstatt, war der Eppinger Bürgerschaft gut gesinnt und erlaubte in einem Vergleich vom 29.2.1737, bis auf einen Büchsen-schuß an den Hardtwald heran zu jagen. Alle Bürger der Stadt dürfen dort jagen, im Distrikt Mühlbach jedoch nur Gericht und Rat.

Der Förster Heinrich Thomas erreichte nichts dagegen, er schreibt am 6.11.1745: „Eine Kommission hat ausgemacht, bis auf einen Büchsen-schuß dürfen sie jagen. Jetzt haben ich und mein Sohn die größte Not. Wenn wir uns auf Wildbrett befeißeln, stehen die Herren Liebhaber aus Eppingen am Wald an, schießen da und dort. Kommt man ihnen auf die Spur, springen sie davon.“ Im nächsten Jahr, am 26.4.1746, berichtet er: „Sie stehen mit Flinten aller Orten am Forst. Mein Sohn Christoph Heinrich Thomas hat am 26.2. abends zwei Liebhaber gesehen, er hat sie angerufen, sie haben nicht gehalten, er hat Feuer gegeben, sie aber sich umgewendet und alle beide gegen ihn geschossen. Nun sind sie aber uns nicht bekannt. Die vermöglichsten Bürger vernachlässigen durch übermäßiges Jagd-laufen das Ihrige und geraten in Ruin, und andere Unordnungen geschehen.“

Förster Raußmüller klagt am 18.6.1755: „Der hiesige Lammwirt Andreas Bitterich hat am 3. dieses Monats im Fruchtfeld mit zwei Jagdhunden gejagt bei gegenwärtiger Paar- und Setzzeit. Am 7. hat sein Hund den herrschaftlichen Wald völlig ausge-jagt, so daß der Hund von Neippergischen

Forstbediensteten aufgefangen worden. Der Hund hat nicht geringen Schaden angerichtet, Bitterich aber sagt, er wolle seinen Hund nicht beständig angebunden halten, auf dem Feld gehe die Jagd den Kurfürsten nichts an. Hier ist eine enorme Zahl Jagd-hunde, sie sollten abgeschafft werden.“ Bitterich erhielt 25 Gulden Strafe ange-setzt.

Förster Raußmüller begehrt am 11.9.1761 wieder auf: „Auf Verfügung der Regierung wurde vor 6 Jahren die Jagd versteigert, um den Ordnungen Einhalt zu tun. Zwei Jahre hat es gefruchtet, daß nicht über 10 bis 15 Bürger Anteil an der Versteige-rung bekommen, aber jetzo haben wohl 40 bis 50 Anteil. Sie stehen wieder am Wald an, ich kann bei dem weitläufigen Revier nicht Einhalt tun. Der Leinenweber Zehnd-bauer ließ sich von meinem Sohn nicht vom Waldrand verweisen, wir müssen Schimpfworte erdulden.“

Ein weiterer Bericht folgt am 16.1.1762: „Die heutige Besichtigung durch den Ober-jäger, angefangen an der Stebbacher Gren-ze im Orthgrund, ergab: „Die Bürger haben sich dort hie und da Ständ an den Wald geschnitten, um allda anstehen zu können. Sie haben dort im letzten Jahr eine starke Sau verdorben. Auf dem Feld und auf den Weinbergen gegen den Ort befinden sich viele Bäume, wo die Bürger abends und morgens sich des Anstands bedienen. Dort hat der junge Förstersohn Stephan Rauß-müller dem Ludwig Häcker die Flint zer-schlagen, der hatte durchgehen wollen. Unter dem Langenbergschlag ist ein ver-dorbenes Wildkalb angetroffen worden, nach Aussagen von einem Bürger geschos-sen. Bäume befinden sich bis an die Mühl-bacher Gemarkung. Es sollten nur 4 bis 6 steigern dürfen. Auch die Mühlbacher Gemarkung ist mitversteigert, dort wird jetzt mehr gejagt als zuvor, kein Tierlein ist mehr sicher und auf dem Feld anzutreffen. Der Förster kann nicht auf 30 bis 40 Jäger aufpassen.“

Im April 1765 verordnete die Regierung, es dürften nur drei Bürger jagen. Jagd-

beständer auf 6 Jahre wird Andreas Bitterich. Er gab im Jahr 1767 zehn anderen Anteil daran; andere gingen aber auch hinaus, ohne ihn gefragt zu haben. Er habe es gelitten, weil es gute Freunde seien. Für 1768 wollte er angeblich nur 4 oder 5 teilhaben lassen, aber es waren mehr als 30, und er erhielt eine Verwarnungsstrafe von 5 Reichsthalern, sonst werde ihm die Jagd genommen.

Der Jagdvertrag begann jeweils mit Bartholomäi (24. August). Im Jahr 1756 war dem Steigerer Bürgermeister Dörzenbacher vorgeschrieben worden: Auf dem Winterfeld nicht vor Bartholomäi, im Sommerfeld nicht vor Michaeli (29. September) jagen; die Weinberge nicht vor der Weinlese betreten; das Wild nicht hegen, sondern in der erlaubten Zeit wegschießen, damit durch die Hegung (Schutz) des Wildes die Früchte nicht geschädigt werden. Kein anderer Bürger darf jagen.

Als 1783 Johann Bachmann die Feldjagd zu Eppingen und Mühlbach für 9 Gulden jährlich ersteigert, heißt es, die Feldjagd sei nicht ergiebig.

Für die Jagd im Stadtwald zeigten Rechnungen seit 1691, daß die Jagdaufsicht und das abgelieferte Wild bis zum Jahr 1775 dem Förster von Kurpfalz bezahlt wurde, dann wurde ihm das Wild gegen eine Pauschalsumme überlassen, bis 1786 wieder die frühere Übung begann. Aber von 1800 an war die Jagd im Hardtwald von Kurpfalz verpachtet, ab 1803 vom Badischen Staat. Sie war sehr begehrt. Am 19.3.1803 bewarb sich beim Kurfürsten von Baden der Graf Friedrich von Leiningen-Westerburg um die Jagd. Er hatte von den Franzosen als Entschädigung für seine linksrheinischen Besitzungen das Kloster Ilbenstadt in der Wetterau erhalten. Er schreibt: „Ich will als privatisierender Mann nicht den Vorteil, sondern Vergnügen dabei suchen. Mein Hang, verbunden mit der Jagdwissenschaft, wird weder dem Gehege noch dem Forst zu Schaden sein.“ Da der bisherige Pächter Peter Bumann noch drei Jahre beanspruchen durfte, kam der

Graf dann 1806 auf 6 Jahre für jährlich 40 Gulden mit seiner Jagdleidenschaft zum Zuge. Er kaufte in der Kirchgasse neben dem Almendgäßlein ein Wohnhaus mit Scheuer von der Christoph Wittmerischen Wittib. Am 7.1.1812 verkaufte er es für 2066 Gulden an die Eheleute Daniel Weißbrot (Stadtarchiv B 164 S. 36). Auch im lutherischen Standesbuch erscheint er als Pate, nur wußte man bisher nicht, warum er in Eppingen wohnte. Den Hausverkauf unterschrieb für den Graf bereits Johannes Bachmann.

Am 7.7.1812 wurde die Jagd im Hardtwald dem herrschaftlichen Förster Kärcher in Eppingen um jährlich 20 Gulden auf unbestimmte Zeit in Bestand gegeben. Er ging 1829 in den Ruhestand. Darauf erhielt der Großherzogliche Forstmeister Freiherr von Gemmingen die Jagd im Hardtwald vom 1.8.1829 bis 1835 um jährlich 70 Gulden. Er gab sie am 1.8.1830 dem Forstmeister von Rottberg in Unterpacht. Bei seinem Rücktritt steigerte sie der städtische Förster Harfinger in Eppingen vom 1.8.1831 bis 1837 um jährlich 101 Gulden, dann bis 1843 um 136 Gulden. Darauf folgte Apotheker Lothar vom 1.7.1843 bis 1855 um jährlich 170 Gulden.

Gemäß dem Jagdgesetz vom 2.12.1850 sollte die Jagd überall an die Besitzer der Wälder und Felder, also an die Gemeinden, übergehen, allerdings durch Ablösung mit Geld. Der badische Staat beehrte also von der Stadt als Ablösung 8 Kreuzer je Morgen. Die Stadt wollte das ablehnen und die Berechtigung der staatlichen Jagd bestreiten; vielleicht wegen der noch nicht zurückerhaltenen 400 Goldgulden? Es kam aber doch zur Ablösung. Für etwa 2800 Morgen Wald je 8 Kreuzer ergaben sich 333 Gulden 20 Kreuzer am 30. 5. 1851. Damit besaß die Stadt auch die Jagd im großen Stadtwald.

Über die Ablieferung von Wild ist wenigstens etwas zu erfahren.

Am 31.10.1707 kam vom Oberjägermeister von Venningen zu Rohrbach Befehl

an den Forstknecht, dem Kurfürsten eine Wildsau nach Hannover ins Lager zu liefern, die Rehe aber nach Rohrbach. Um 1750 mußte die Stadt das im Wald gepirschte Wildbret zur kurfürstlichen Hofhaltung nach Mannheim oder Schwetzingen unentgeltlich fronweise führen. Ein Viertel hatte die Raußmühle zu besorgen.

Im Jahr 1691 vereinnahmte „der Amtschultheiß zu Bretten aus dem Wildbret, so der Jäger uffm Ottilienberg geschossen, 24 Gulden 7 Kreuzer 4 Heller“. Im Jahr 1750 wurden in die Rechnung eingetragen: 2 Hirsche, 2 Schmalrehe, 4 Frischlinge, ein Keiler, ein Wildkalb, ein Schmaltier (weibl. Hirsch bis zur Brunst), eine Bache (Wildsau).

Auch 1789 ist ein Hirsch am 22. Mai geschossen worden und in die Stadtschultheißerei geliefert worden. Er hat nach Abzug des Jägerrechts 91 Pfund gewogen. Das Pfund wurde zu 4 Kreuzer verkauft. Im gleichen Jahr sind noch 2 Hirsche, ein Rehbock und ein Schmalreh vermerkt. Damals galt also auch hier das Lied:
Ein Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald, er schießt das Wild daher, gleichwie es ihm gefällt.

Beliebt war auch das Fischen, Krebsen und Vogelfangen. Die Bürger wollten sich dieses Vergnügens nicht von den Nichtbürgern erschweren lassen. So bestimmte man im Statutenbuch von 1566 in Absatz 74: „Es soll keiner, der nicht Bürger ist, er sei auch wer er wolle, fürthin weder Fisch noch Vogel fangen, by Straf 1 Pfund Heller.“ In den Statuten von 1605 in Nr. 136 f mußten sich auch die Bürger Vorschriften gefallen lassen: „Dieweil bishero under der Bürgerschaft im Lerchenfangen bei Nacht große Unordnung vorgehete, daher nicht allein zwischen den Burgern selbst große Uneinigkeiten entstehen, sondern auch zu gehässiger Nachbarschaft große Ursach gegeben würd, also soll es furohin keinem mehr, bei nächtlicher Weil Lerchen fangen, erlaubt sein, er habe dann dasselbig bey Schultheiß oder Burgermeister gesucht und Erlaubnis. Doch das Lerchenfangen bei Tag soll wie von alters hero jedermann

erlaubt sein. — Mit dem Zughammer Fisch zu fangen, ist nur von Martini (11. November) bis Fastnacht erlaubt.“

Nr. 62 und 65 bestimmen: „In der Heg- und Paarzeit von Fastnacht bis Bartholomäi (24. August) keine Hühner (Feldhühner) und Wachteln zu fangen, auch keine junge Hasen herein zu tragen, sonst (werden sie) hinweggenommen, auch soll der Hund totgeschossen werden. — Fischen und Krebsen vor Heu- oder Ometmachen ist untersagt, weil Schaden im Gras zufüget wird. Den Hintersassen ist es aber gänzlich untersagt.“

Man fing also nicht nur Feldhühner, Wachteln, Fische und Krebse zum Essen, sondern mit Leimruten und Netzen auch Lerchen und Nachtigallen, um solche Sängler in Haus und Hof zu haben. Das war zugleich schöner als Frondienst leisten.

Anmerkung:

Quelle für die Jagdstreitigkeiten war vor allem: Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 229/25885; für die Jagdverpachtung 229/25886. Einige Förster der früheren Zeit sind im „Kurpfälzischen Dienerbuch“ in der „Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins“ NF 55 (1942) vermerkt; letztere Angaben sind Copialbüchern entnommen. Für die neuere Zeit liefern die Standesbücher im Evangelischen Pfarramt Namen und Daten zu den Förstern und Jägern auf dem Ottilienberg.

Anhang:

1. Jäger, Forstknechte oder Förster auf dem Ottilienberg.

1591 (II.4.): Ottilienberger Bruder oder Waldknecht Joseph **Clee** bittet (die Stadt) um Bestätigung seines Dienstes, so geschehen cum reverso (im Stadtarchiv).

1591 (VI.1.): Marx **Sohner**, Waldschütz und Forstknecht der Eppinger Hardt.

1616 (V.14.): Jonas **Resch**, Forstknecht und Waldschütz auf der Eppinger Hardt. (Kurpfälz. Dienerbuch)

1622: Zwei Malter dem Forstknecht uff Ottilienberg (Stadtrechnung).

1652 (VI.28): Hans Peter **Wannemann** der Jeger und Frau Anna Barbara lassen ein Kind taufen.

1656 (VIII.26.) Ludwig **Mohr** wird Forstknecht (siehe Urkunde)

1664: Durch den Forstknecht Wilhelm **Ferdinand** auf dem Ottilienberg Faselhaltung. Klagen gegen ihn. GLA 229/26082
1676: Hans Martin **Grohe**, Jäger uff dem Berg. (Taufbuch)
1677: Matthäus **Schöderer** wird Forstknecht und Waldschütz. 1678 „Jäger uff dem Berg“ genannt.
1683 Hans Henrich **Thomas**, der Jäger. Diese Familie Thomas verwaltete das Jägeramt lange. Noch 1759 ist Christoph Thomas „Jäger aufm Ottilienberg“.
1751 und 1761 erscheint daneben auch Jakob **Raußmüller** als „Förster auf dem

Ottilienberg“. Ein einziger Mann konnte den Dienst als Waldaufseher und Jagdaufseher nicht allein bewältigen! 1768 trat Friedrich Raußmüller, der schon dem Vater geholfen und die Jagd erlernt hatte, den Dienst an. 1784 aber wurde Andreas **Waldmann** Förster, er war zuvor in Bruchheim in Pension. Am 20. Mai 1792 wird ihm wegen Altersbeschwerden der Stiefsohn Peter **Buhmann** als Jägerbursche beigegeben. Ab 30. 1. 1808 kömmt Förster **Kärcher**, 1835 Förster **Harlfinger**. (Weitere Einzelheiten siehe bei der Jagdverpachtung).

Urkunde von 1538

GLA 229/25886 S. 93–96; Kopie des Jahres 1851

*Wir Ludwig von gots gnaden Pfaltzgrave bey Rhein Herzog inn Beyern, des heiligen Römischen Reichs Ertztruchseß und Churfürst bekennen und thun khundt offenbar mit dißem brief fur uns und den Hochgebornen Fürsten, unsern freuntlichen lieben bruder, Herrn Friderichen Pfaltzgraven bei Rhein, Hertzogen in Beyern, daß uns die ersamen unser liebe getreuwen Burgermeister, Rath und gemeinde unsers stettleins Eppingen zu undertheniger wilfarung **vierhundert gulden an gutem golt dem Churfürsten am Rhein verschafft fürgestreckt und geantwurt haben, damit wir den wildtpandt in Eppinger hart, so bernhart Göler etlich jahre von uns mit andern mitbenannten pfandschilling ingehabt, gebraucht und genossen, widerumb zu unseren handen erledigt und gelobt haben, heruf so geradden und versprechen wir gegenwurtiglich inn und mit craft diß brijs fur uns, genannten unsern bruder Hertzof Friderichen und unser bruder erben bey unsern fürstlichen würden gedachten burgermeister, rath und gemeinde zu Eppingen erben und nachkommen oben angezeigte vierhundert gulden an gutem golt obgemelter werschaft zu erster unser gelegenheit gnediglichen widder ufbrichten und bezallen zu laßen, und heran soll uns nit verhindern eynicherley, das hinwider sein mecht, nicht ufgenommen, ohne alle geverdt (Betrug). Haben uns auch gegen bemelten von Eppingen bewilligt und sie gnediglichen vertrust, obsach daß wir oder unser erben angeregten wildtpandt widerumb uf unseren handen in andere hendt kommen lassen wurden, daß wir dem oder denselbigen, wie sie sich mit hegen und anderm halten sollen, ein maß geben und keinem, wie von vorigen inhabern bescheen, ires gefallens zu hegen und den waldt zu verwusten gestatt oder zugelassen werden. Und des zu warer urkundt haben wir pfalzgraven Ludwig etc. für uns und gedachtem unserem Bruder Hertzog Friderichen unser ingesigell an dißen brif thun hencken. Datum Heidelberg uff Katharine anno fünfzehen hundert dreißig unnd acht.***

(Aus Original mit anhangendem etwas beschädigtem churfürstlichen pfälzischem Insiegel).

Urkunde von 1583

GLA 229/25886 S. 97; Kopie des Jahres 1851

Johann Casimir Pfaltzgraf Vormundt und Administrator.

Lieber getreuer, was gestalt wir in Anleit und Vorhaben gestanden, mit dem Jagen uff der Eppinger Hardt mehrem Nutzen zu schaffen, sampt was allbereit mit Eberhardt von Neuperg darumb gehandelt worden, ist euch unverborgten. Wiewol wir nun leiden mögen, wie sich auch wol gebührt, daß ihr bei neben Überschickung deren von Eppingen euch zugeschriebenen und eingewandten beschwerungen, demnach etwas bericht der Sachen mit angeschafften eueren Gutachten und zugefertigten . . . dadurch allerhandt, so sonsten darunter vergangen, verbleiben können. So haben wir jedoch zu desto gründlicher Erklärung dieser Sachen ermelte von Eppingen fur uns selbst anhero erfordert, derer **Abgeordnete in der Person angehört** undt daruf nach befindung der Sachen denselbigen zu Gnaden uns dahin entschlossen, daß wir obgefürtes gefaßtes Fürhaben für dießmal einstellen undt dies **Jagen selbst lenger behalten wollen**, undt obschon die von Eppingen uff der Fall sich erboten, den jährlichen Geltzinsß, von den gedachten **von Neuperg** bewilligt, uns ebenmäßig zu reichen, haben wir doch dasselbe auß bedenklichen Ursachen gänzlich zurückgesetzt. Sonder ihnen dagegen eingebunden undt ufferlegt, weil wir des Jagens anhero geringen genuß gehabt, daß sie nun fürhin ermeldten unsern Wildpandt ihrer Gemarkhen undt Gebüt durch ihre gemeindtverordnete Waldtschützen, die sie jetziger Zeit uf deren Wäldern erhalten, mitverhüten undt verwahren helfen, insbesondere aber **demjenigen Schütz, so sie uff St. Ottilienberg wohnen haben**, dasselbig besonder befehlen undt solchen dermasen mit nothwendiger Unterhaltung versehen sollen, daß er demselben der Gebühr abwarten möchte. Beneben dem sie auch selbst ihres Vermögens zuzusehen sich entbothen. Allein haben sie uns in jüngst ihrer alhin übersandten erklärungen gebeten, nächst bemeldten Knecht uff St. Ottilienberg den **halben Theil seiner Besoldung von dem Unsrigen reichen zu lassen**. Uff solches haben wir uns gegen ihnen in schrift erklärt, wie in beigelegter Abgeschrift zu vernemen, auch demnach bevelendt, ihr wollet craft angereger unserer Resolution bei denen von Eppingen verfügen undt jederzeit amptliches Aufsehen haben, damit vermeldtem ihrem Bitten ein Genügen beschehe, insbesondere aber euch ihre Revierschützen fürstellen lassen, dießen deren Pflichten, damit sie uns als Underthanen verwandt sein, einzubinden, neben ihrer ufferlegten Waldths- und Holzversehung auch **uf der Wildtpandt gut Achtung zu geben**, undt wo sie jemand betreten undt ergeifen, der mit Jagen, Hetzen, Bürschen oder zu ander Weg solcher unser Wyldfur in Hölzern, Feldern oder sonsten zu schaden gehen, dieselbigen verstrickhen undt durch unsern Schulttheißen zu Eppingen hafftmachen, der solches fürter auch zu berichten undt mit gebührender straf zu verfahren. Ihr habt solche Übertretung uns neben euern Gutachten zu schreiben undt darunter unsers Aufschlags zu gewarten. Insonderheit aber sollt ihr auch Achtung geben, daß sie von Eppingen eine solch qualifizierte Person uff den Waldt zu wohnen jederzeit setzen und unterhalten, welche derer Ding kundig, der auch seiner Redlichkeit also beschaffen, daß ihm von seinen Berichten genugsam zu vertrauen, dessen Namen ihr uns nach empfangener Pflicht alhero zuschicken, des bewilligten **jährlichen Korps undt Kleidts** halb die Gebühr zu bescheiden, undt damit die Angesehenen vom Adel und andere sich mit der Unwissenheit nit zu entschuldigen, so sollt ihr amptswegen diese unsere Anordnung gegen gemelte Genachbarten kundt und rugbar machen, sich darnach zu richten. Datum Heidelberg den 18. Januarij **1583**

Als ächt bezeugt. Eppingen den 16. mai 1829. Großherzogl. Amtscanzley gez. Raufsmüller.

Urkunde 26. August 1656

GLA 67/941 Nr. 148

Wie Ludwig Mohr zum gehenden Forstknecht und Waldtschützen uf die Eppinger Hardt bestellt worden.

Wir Carl Ludwig, Churfürst etc. bekennen undt thun kundt offenbahr mit diesem brieff, daß wir unsern lieben getreuen **Ludwig Mohr** zu Unserm gehenden Forstknecht undt waldtschützen uf der Eppinger Hardt, bis uf unser, unser Nachkommen Wiederruffen, bestellt undt ufgenommen haben, undt ihme befohlen, uff dieselbig undt alles was darein gehört, ein getreuwes Ufsehen zu haben, die nach seinem besten Fleiß zu begehnen undt zu verhütten, daß sie wohl beheit und behaigt bleibe. Item er soll das **Wildtprett, Wildtbann und Wildtfuhr hayen und beschirmen** nach seinem besten Fleiß und Vermögen, undt niemandt gestatten, er sey, wer der wolle, in sochen Wäldten Wildtprett hoch oder nieder, Hasen, Dächs oder anders zu jagen, zu hätzen, zu bürsten oder sonst umzubringen oder das zu verjagen. Er soll auch selbst darin nicht jagen oder keinerley Weydtwerckh treiben, klein oder groß, wenig oder viel, es sey, womit es wolle, sondern er soll solch Eppinger Hardt täglich begehnen, alles das in ein Wildtbann gehört, Wildtprett und Vögel, klein oder groß, nichts ausgenommen, zum besten und fleißigsten heyen und verhüten, als einem getreuen Forstknecht zustehet, undt ob wider seinen Willen gejagt, darin gebürst oder gestellt, auch er gewahr würde, daß von jemandt understanden wollt werden, der orths Weidtwerc zu treiben ohn unser Erlaubniß, das soll er wehren, dieselbige darüber greiffen, uns das abzutragen, undt wo er das vor sich selbst nicht vorkommen möchte, jederzeit an unsern Fauth zu Brettheim bringen oder an uns gelangen lassen. Wenn sich auch uff solcher Hardt Wölff sambten, denen soll er nachstellen und anbringen, daß man sie jage.

Item, wo Bauern oder Schäfer Rieden (Rüden, große Hunde) hetten die dem Wildtprecht anhängen, und darmit gejagt würde, das soll er wehren, doch die kleinen Hündlein soll er zulassen. Er soll auch demjenigen, so er von unserm Jäger und Forstmeister auf unseren Befehl geheißt wird, fleißig nachkommen. Er soll, die in den jungen Hauen undt sonst mit Weiden, Grasen an Holtz oder anderm Schaden thun, rügen und anzeigen, wie solches gebräuchlich und herkommen ist, er soll Aufachtung geben, daß durch angrenzende kein Jagen gegen die bemelte Hardt nach rotem oder schwarzem Wildtprecht zu nahe angestellt oder vorgenommen werde. Er verbleibe bei seiner täglichen Hut, er habe denn einen anderen täglich an seiner statt. Er soll auch von niemand kein geschenk oder etwas nehmen, soll alles mit der Wahrheit fürbringen. Hierauf hat er uns gelobt und geschwohren, uns und gemeinsamer Statt Eppingen getreu und holdt zu sein . . . Umb solchen seinen Dienst wollen wir ihm jedes Jahr, das heut angehet, durch unseren Schultheiß zu Brettheimb außrichten lassen 5 Malter Korn, item ein Kleidt oder 8 Gulden dafür, darzu er ferner von gemeiner Statt Eppingen auch zu Besoldung haben soll **2 Malter Korn, item eine Behausung mit allem derselben Begriff, umbhäust, uff St. Otilienberg gelegen, undt dem gantzen bezirckh, so ungefehrlich drey Morgen, nemlich drey Virtel Weingart, undt das ubrig an Obst-, Baum- und Graspargarten, item ein Wiesen unden am Berg gelegen, so ein morgen undt ein Vierthel, sambt notwendiger Beholtzung. So hat er auch in den Waldt zu treiben drey srück Rindtvieh und zwey Schwein, dargegen soll er gemeiner Statt jederzeit einen jungen Farren zu dem Fasel ufziehen, bis er under die gemeine Herdt zu treiben tauglich.** – Zu Urkundt versiegelt mit unserm ufgedrucktem Secret. Datum Heydelberg den 26. Aug. 1656

Eppinger Eichenstämme für das Heidelberger Faß: „Jeder Stamm vor zwey Gulden“

Helmut Binder

Die Verwendung von Eichenstammholz aus dem Stadtwald Eppingen für das Heidelberger Faß wurde bereits mehrfach dokumentiert. So berichtet auch Stadtpfarrer Anton Braun in seinem Büchlein „Geschichte der Stadt Eppingen“ aus dem Jahre 1914 darüber: „Die Pfalz lieferte den perlenden Wein, und zum großen Heidelberger Faß waren Eichen aus dem Eppinger Hardtwald geholt worden.“ Vielmehr allerdings wußte man nicht. Ein Schriftstück aus dem Eppinger Stadtarchiv Nr. A 190-93 gibt uns näheren Aufschluß darüber, daß in den Jahren nach 1700 (die beiden letzten Ziffern nach 1700 sind nicht mehr leserlich) die Kurpfälzische Hofverwaltung zu Heidelberg 80 Eichenstämme in der Eppinger Hardt gegen den Willen des Gemeinderats fällen ließ: „Jeder Stamm vor zwey Gulden“. Wie weiterhin geschrieben steht, wurde das Holz für die Reparatur des großen Fasses benötigt.

Im Heidelberger Schloß wurde das erste große Faß mit einem Inhalt von 130000 Litern in den Jahren 1589-1591 gebaut. Kurfürst Karl Ludwig ersetzte es im Jahre 1664 durch ein weit größeres, das etwa 195000 Liter faßte. 25 Jahre danach (1689) fand die Zerstörung des Schlosses samt Heidelberg im Pfälzisch-Orléan'schen Krieg statt.

Aus dem „Heidelberger-Schloß-Führer“ ist zu entnehmen: „Dieses Faß (195000 l) überstand glücklich die Schreckensjahre von 1689-1693 und wurde unter Kurfürst Karl Philipp (1716-1742) prächtig erneuert“. Mit dem Eppinger Schriftstück läßt

sich nun ein Anhaltspunkt in Einklang bringen. Demnach handelte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um die Reparatur des 195000 l Fasses und fällt somit in die Zeit kurz nach 1700.

80 Eichenstämme sind aber nun einmal eine große Menge Holz. Rechnet man je Stamm rd. 2 fm (fm = Festmeter = Kubikmeter), so sind das mindestens 150 fm Holz. Mit dieser Menge konnte man natürlich mehr als nur eine Reparatur ausführen.

Verfolgen wir nun den Faßbau am Schloß Heidelberg weiter. Schon kurze Zeit später, im Jahre 1750, ließ Kurfürst Karl Theodor von Küfermeister Engler von neuem ein großes Faß erstellen. Die alten Dimensionen reichten für das feuchtfrohliche Leben zu Hofe anscheinend nicht mehr aus. Dieses größte Holzfaß aller Zeiten faßte nun rd. 220000 Liter und symbolisierte den „Pfälzer Weinsegen“. Es ist bis zum heutigen Tag erhalten und meistens der letzte Aufenthalt der Schloßbesucher.

Zwischen der Reparatur des 195000 l Fasses und dem Bau des neuen großen Fasses vergingen lediglich wenige Jahre. Der Anlaß zum Bau des größten Fasses von 220000 l war möglicherweise die restliche große Faßdaubenmenge; vielleicht war es aber auch schon zuvor eingeplant.

Wie kam man aber auf die Eppinger Eichen? Die Jagd in der Eppinger Hardt hatten die Kurfürsten von der Pfalz inne; zur Zeit der Renovierung des Fasses war es Karl

Philipp, der aufgrund seiner Jagdleiden-schaft „Jäger aus Kurpfalz“ genannt wurde. Der urwüchsige Wald war ihm somit be-kannt. „Jägersleut waren seit eh und jeh durstige Leut“, daher auch darauf bedacht, für entsprechende Köstlichkeit Lagerka-pazität zu schaffen.

Über die Bezahlung der Eichen bereitete man sich zu Hofe kein großes Kopfzer-brechen. Für einen Stamm wurden kurzum 2 Gulden berechnet, eine Maßvergütung gab es nicht. Bemerkenswert war die widerwillige Haltung des Gemeinderates der Stadt Eppingen, hat man doch sonst höchst untertänigst großzügige Schen-kungen dargebracht, so zeigte man hier aber die kalte Schulter. Eppingen war zu dieser Zeit mit seinem großen Waldbesitz eine reiche Stadt. Gemeinden ohne Wald waren dagegen arm dran.

In dieser Blütezeit des Handwerks gab es fast nichts, das nicht aus massivem Holz hergestellt wurde. Nicht nur sämtliches land- und hauswirtschaftliches Gerät vom Dreschflegel bis zum Ochsenkarren, vom Holzlöffel bis zum Waschzuber, sondern auch technische Geräte wie Spinnräder, Webstühle, Wanduhren waren aus Holz gefertigt. Hinzu kamen der große Holzbe-darf für den Fachwerkbau und der reich-haltige Bürgernutzen an Brennholz, der in den übrigen Gemeinden seinesgleichen suchte. Holz wurde zum unentbehrlichsten Rohstoff. Es wurden sogar Stimmen laut, die eine Holznot befürchteten. Aus dieser Entwicklung entstand allmählich die Forst-aufsicht. Die extensive Waldnutzung wich langsam einer geordneten Bewirtschaf-tung. Man begann Holz durch andere Materialien zu ersetzen. Diese Entwicklung führte z. B. zu den heutigen Aluminium- und Kunststoffässern.

Der Transport der Eichenstämme von hier bis zum Schloß Heidelberg, mußte sich besonders schwierig und nur etappen-weise vollzogen haben. Es war doch für jeden Stamm mindestens ein Ochsenge-spann erforderlich. Viele Wege und Straßen gab es damals noch nicht. Die

Kleingartacher Straße wurde erst 1862 ge-baut. Der heutige Altgartacher Weg war in jener Zeit als Erdweg die Hauptstraße.

Der Erschließungsbeginn des Waldes durch befestigte Wege (Schotterwege) fiel erst in dieses Jahrhundert. Der Horn-buckelweg wurde in den zwanziger Jahren als erster dieser Art gebaut. Erzählungen besagen, daß früher die Bauern oftmals ihren Wagen voller Büschel (gebündelte Äste und Reisig 1 m lang und 1 m Um-fang) opfern mußten, um die tiefen Wege-löcher aufzufüllen, damit sie das restliche Holz holen konnten. Wegenamen doku-mentieren dies heute noch: z. B. „Kälber-löcherweg“.

Die geschichtliche Preisentwicklung ist ebenfalls erwähnenswert. Der Preis für einen Stamm stieg von 2 Gulden auf fast 16000 DM. Dieser Höchstpreis wurde 1978 bei einer Versteigerung von einer Stutt-garter Firma geboten. Der Eichenstamm hatte 3,57 fm Inhalt, ein Alter von rd. 250 Jahren und stand in der Abteilung Buch-rain. Diese Eiche war zur Zeit der Kur-pfälzjäger ein Sämlingspflänzchen. Schöne Eichenbestände vom Jungwald bis hin zu starken Althölzern sowie einige einzelne majestätische Exemplare (Kopf-rain, Kälberlöcherweg, Teufelsgrund und am Langeneichenweg) prägen heute noch das Bild des Eppinger Stadtwaldes.

Nach der Zerstörung Heidelbergs wurde nun Mannheim (1720) kurpfälzische Resi-denz und kultureller Mittelpunkt, während Schwetzingen der sommerliche Lieblings-sitz der Kurpfälzer wurde. Hier wurde aus dem zerstörten Jagdschloß ein neues Schloßgebäude mit einer großartig gestal-teten barocken Gartenanlage errichtet, die heute noch ein eindrucksvolles Bild der Gartenbaukunst des 18. Jahrhunderts vermittelt. Hier besann man sich nun wieder auf den Eppinger Wald. Denn für die Bepflanzung der Anlagen wurden unter Kurfürst Karl Theodor (1742–1799) „Holz-Sötzlinge“ (Waldpflanzen) nach Schwet-zingen geliefert.

Die nachstehende Zeitungsnotiz, die von Fritz Luz, dem früheren Herausgeber der EPPINGER ZEITUNG, bei der Durchsicht des EPPINGER VOLKSBOTEN, dem Vorläufer der EPPINGER ZEITUNG, entdeckt und uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde, berichtet in der Ausgabe vom 29. Juli 1879 darüber folgendes:

„Manchem Leser des EPPINGER VOLKSBOTEN, der den schönen Garten zu Schwetzingen schon besucht hat, sind wohl auch neben den Kunstwerken die schönen Bäume aller Art aufgefallen; daß viele älteren derselben im Eppinger Stadtwalde gepflanzt und als Setzlinge an ihren jetzigen Platz gekommen sind, geht aus folgendem Schriftstücke hervor, wobei ich noch bemerke, daß auch das „große Faß zu Heidelberg“ in seinem jetzigen Zustande aus Eppinger Holz besteht. Die Schreiben, welche auf den Schwetzinger Garten Bezug haben, lauten:

„Aus allhiesiger Gemeiner Waldung, und dem mir gnädigst anvertrauten Forst seynd folgende Holz-Sötzlinge geliefert worden:

	den 29. Fbr. 1766
Maßholder	100 Stämme
Wald Kirschen	50 Stämme
Glat-Buchen	114 Stämme
Hagen-Buchen	530 Stämme
Bircken	320 Stämme
Sa.	1114 Stämme

Ferner folgen unter 18. Februar 1767

Raubuchen	305 Stck.
Glatbuchen	300 Stck.
Bircken	320 Stck.
Maßholder	60 Stck.
Kirschen	100 Stck.
Sa.	1085 Stck.

Über welche Lieferung die gehörige Bescheinigung erwarte.

Eppingen, den 18ten Febr. 1767

Förster Raußmüller.”

„Daß anderseitige Specificirte Holtz-Pflanzen zum Behuff des neuanzulegenden Churfürstln. großen Lustgartens von Hr. Förster Raußmüller seind richtig geliefert. Ein solches bescheine

Schwetzingen, den 20ten Febr. 1767

E. W. Schell mpria
Hofgärtner”.

Nicht unerwähnt bleiben sollten die sogenannten „Holländer Eichen“. Sie wurden deswegen so bezeichnet, weil Geschäftsleute in den hiesigen Wäldern Eichen für den Schiffsbau in Holland einkauften. Für den Transport wurde der Rhein benutzt. Auch im „Mühlbacher Jahrbuch 1980“ (von Karl Dettling) wird darüber berichtet (S.17): „Im Jahre 1846 war der Waldstreit mit der Stadt Eppingen zugunsten Mühlbachs entschieden worden. Dies erlaubte einen besonders ertragreichen Holzhieb in den nun unumstrittenen Waldungen. Aus dem Verkauf eines beachtlichen Quantums, sogenannter „Holländer Eichen“ waren zusätzlich 1500 Gulden in die Gemeindekasse geflossen und hielten diese liquid“.

Inwieweit der Handel vor oder nach diesen Jahren „blühte“, wäre zu erforschen.

Es ist nun eine Tatsache, daß der große Wald der Stadt Eppingen mit seinem Holzreichtum in Bezug auf Handel, Handwerk und Wirtschaft weit über seine Grenzen hinaus bekannt und geschätzt wurde und die Entwicklung der Stadt maßgeblich geprägt hat.

Eppingen und das große Heidelberger Faß

Rudolf Velten

Der Kurfürst von der Pfalz begann:
„Ich will ein Faß erbauen,
Wie's niemals noch ein Fürst ersann,
Gar riesenhaft zu schauen.
Dies Faß, es werd ein Brunnenquell,
Wasch jedes Äuglein froh und hell
In Heidelberg der feinen“.

Der Zwerg Perkeo sagte gleich:
„Am Haardthang links des Rheines
Da ist ein wahres Wunderreich
Des allerbesten Weines.
Mit diesem edlen Traubennaß
Füll man das künftige Wunderfaß
Den Riesendurst zu löschen“.

Des Fürsten Räte lachten da:
„Im Wein sind wir beraten!
Doch wo wächst ferne oder nah
Das Holz ohn' jeden Schaden,
Daß selbst den kühnsten Gärungsdrang
es widersteht beliebig lang?
Das ist nicht leicht zu finden“.

Der Kurfürst schwingt sich auf sein Roß:
„Ich selbst will es erkunden,
Wo zum geplanten Faßkolloß
Das Prachtholz wird gefunden“.
Am Neckarstrand, am Rand des Rheins,
Bei Neustadt, im Gebiet des Weins
Vergeblich ist sein Suchen.

Die Elsenz aufwärts kommt er jetzt,
Wo Eppos Türme grüßen;
Da muß sein Unmut doch zuletzt
Zur Hoffnung sich versüßen.
„O stattlich hehrer Eichenwald,
Nur dein Holz taugt zum Aufenthalt
Dem allerbesten Weine!“

Und ihr, die ihr das Faß bestaunt,
Aus aller Herren Länder,
Verwundert steht und froh gelaunt
Hoch an dem Faßgeländer;
Seid ihr fürs Riesenfaß entflammt,
denkt auch ein wenig, daß es stammt
von Eppos hehren Eichen!

Anmerkung:

Das Gedicht ist abgedruckt in der „Eppinger Zeitung“ vom 6. 8. 1932. Prof. Dr. Rudolf Velten unterrichtete an der Realschule Eppingen vom Sept. 1925 bis Aug. 1932 die Fächer Geschichte, Deutsch und Französisch.

Der französische Reichsbaron Johann Christian Kuhmann aus Rohrbach

Biographisches zur Hauptfigur einer Kalendergeschichte Hebels

Doris Demel / Bernd Röcker

Neben Anekdoten, Schwänken, erbaulichen Abhandlungen über Tiere, Pflanzen, Naturerscheinungen und Weltbegebenheiten behandelte Johann Peter Hebel in seinem weit verbreiteten badischen Landkalender „Der Rheinische Hausfreund“ auch immer wieder exemplarische Lebensläufe. Er verband damit die Absicht, seinen Lesern (Bauern, Handwerkern, Kaufleuten) „nützliche Lehren“ zu vermitteln, sie moralisch zu erziehen, sie vor Resignation in schwierigen Lebenssituationen zu bewahren oder ihnen Beispiele für eine richtige Lebensführung zu geben. In einer dieser Kalendergeschichten beschrieb der große, volkstümliche badi-

sche Erzähler im Jahrgang 1812 seines Kalenders auch das Leben des aus Rohrbach a. G. stammenden, späteren französischen Reichsbarons Johann Christian Kuhmann. Sie zählt nicht zu den bekanntesten Kalendergeschichten Hebels; denn sie fehlt in den meisten Auswahl Ausgaben des „Rheinischen Hausfreunds“¹. Daher kennen sie auch nur die wenigsten in Rohrbach, Eppingen und Umgebung. Selbst Friedrich Hodecker hat in seiner Rohrbacher Ortschronik (1928) in dem Kapitel über Kuhmann nur stellenweise aus ihr zitiert². Deshalb sei sie hier zunächst vollständig wiedergegeben³:

Herr Christian Kuhmann, des geneigten Lesers Landsmann

In Rohrbach, einem badischen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Tagelöhner ein Sohn geboren. Das ist derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß sie einen kaiserlich französischen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in seiner Kindheit starb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott sagte: „Laß mich nur machen“, und gab ihm vorderhand einem rechtschaffenen Mann, einem Bildweber in Pflegschaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgebildeter Handwerksbursche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meister kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die schönen Regimenter sah aufmarschieren, und hörte den lustigen Marsch, und wenn er wieder an seinem Webstuhl saß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel schoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: „Bataillon halt!“ Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandierte er wieder: „Vorwärts marsch!“ Eines Tages aber achte er auf einmal: Was hab ich das nötig! Ich geh zu Prinz Max' Regiment Elsaß und nimm Handgeld. So gedacht, so geschehn.

Merke: Der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geschickter Webersknecht, und ist nicht aus Leichtsinne, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches, Soldat geworden, oder im Rausch, sondern es ist inwendig in ihm geseesen, und die Montur hat sich nur herausgekehrt. Solches wird sich alsobald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm stecke, nämlich der jetzige König von Bayern, ein gütiger Soldaten- und Menschenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten und schenkte ihm bald seine Gunst. Eines Tages sagte er zu ihm: „Kuhmann“, sagte der Prinz, „wenn du besser schreiben und rechnen könntest, lesen ohnehin, so sollte dir eine Unteroffiziersstelle nicht fehlen.“ Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg studierte, Schreiben und Rechnen, und bracht's in kurzer Zeit bis zum Korporal, nein zum Sergeanten. Aber jetzt stand er an einem bösen Schlagbaum, über den er nicht springen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen stand. Denn wer damals bei dem Regiment Elsaß weiterkommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft sein, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derselbigen Zeit ein neues leichtes Dragonerregiment errichtet wurde, wo man's vermutlich im Anfang nicht so genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber desselben zu einer Offiziersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragonerregiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte, als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Anteil an den Unruhen und Untaten, sondern sagte: „Wenn alles revoluzioniert, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben“. Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also, und während des Kriegs, stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur anderen, und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon muß ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinem Schwadron in die österreichischen Kugeln hineinritt. Denn als er das Veteranenfest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontainebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hat's der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre, und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint, und gesagt: „Wir haben unsern Vater verloren“. So ein Wort auf dem Weg in die Ewigkeit ist noch mehr wert, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

Wir wissen nicht, woher Hebel die Kenntniss über seinen „Landsmann“ Kuhmann hatte. Vielleicht hatte er wie bei manch anderer Kalendergeschichte eine Zeitungsnotiz über ihn gelesen, möglicherweise hatte er auch aus einer mündlichen Mitteilung eines Bekannten seine doch sehr detaillierten Kenntnisse. Was ihn an dem Lebenslauf Kuhmanns interessierte, was er an ihm exemplarisch und vorbildlich empfand, ist jedenfalls leicht zu erkennen:

Es ist der Aufstieg des „Helden“ aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einem hochverdienten, geadelten Offizier, ein Aufstieg, der allein durch Fleiß, Tapferkeit, Treue und selbstlosem Einsatz erreicht wurde, es ist aber auch die Bescheidenheit Kuhmanns, der trotz höchster Auszeichnungen, den Kontakt zu den ihm unterstehenden einfachen Soldaten nicht verloren hatte.

Die folgenden Ausführungen wollen keine Interpretation der Hebelschen Kalendergeschichte geben. Stattdessen soll hier versucht werden, einen knappen Abriss des Lebens des historischen Kuhmann zu geben, soweit es sich rekonstruieren läßt. Denn was Hodecker über ihn berichtete, geht kaum über das hinaus, was Hebel an biographischen Angaben anführte. Einige zusätzliche Angaben erhielt er von dem Schriftsteller Stretz (München), einem Großneffen Kuhmanns mütterlicherseits, der 1928 in Paris über Kuhmann recherchierte, um darüber eine Abhandlung zu schreiben⁴. Auch eine kurze Notiz in der „Eppinger Zeitung“ vom 17. 11. 1928 von Fritz Luz basierte hauptsächlich auf diesen Angaben. Neue Dokumente aus dem französischen Armee-Archiv in Vincennes und dem National-Archiv in Paris⁵ lieferten vor einiger Zeit einige bisher unbekannt Einzelheiten zur Biographie Kuhmanns, vor allem aus der Zeit der französischen Revolution und über die letzten Lebensjahre.

Johann Christian Kuhmann wurde am 14. Mai 1744 in Rohrbach a. G. als Sohn des Tagelöhners Anton Kuhmann und dessen Ehefrau Maria Anna geboren. Schon in jungen Jahren starb ihm der Vater, weshalb er bei einem Webermeister in Kirnbach (b. Hausach/Schw.) in Pflege und Ausbildung gegeben wurde. Nach abgeschlossener Lehre ging er als Handwerksbursche „auf die Walz“ und kam nach Straßburg, wo er zunächst als Webergeselle arbeitete.

Hier in Straßburg konnte er die Soldaten beim Exerzieren beobachten. Offenbar fand er daran gefallen, denn am 8. November 1764 trat er im Alter von 20 Jahren in das Infanterieregiment Elsaß der französischen Armee ein. Trotz bester Eignung und trotz größtem Eifer mußte Kuhmann schon bald die Erfahrung machen, daß es für einen einfachen Soldaten nicht möglich war, in der militärischen Hierarchie aufzusteigen, zumal wenn er kaum schreiben und lesen konnte. Auf den Rat von Prinz Maximilian, dem Führer des elsäßischen Regiments und späteren Kurfürsten von Bayern und der Kurpfalz (seit 1799) und

König von Bayern (1806–1825), dem er durch seinen Einsatz aufgefallen war, ließ er sich von einem deutschen Studenten in Straßburg Privatunterricht geben, um das alles nachzuholen, was ihm aufgrund der ärmlichen häuslichen Verhältnisse verwehrt war. Bald nach seiner Ernennung zum Korporal (1770) nahm Kuhmann mit seinem Regiment an den drei Feldzügen gegen die korsischen Freischärler auf Korsika teil (1770–73), wo er seine Tapferkeit erstmals in einem Krieg unter Beweis stellen konnte. Auf Empfehlung des Prinzen Maximilian ließ er sich am 19. Juli 1780 zu dem neugeschaffenen berittenen Jägerregiment in den Cevennen (Südfrankreich) versetzen, wo er schon wenige Monate später zum Unteroffizier und vier Jahre später zum Adjudanten des leichten Infanterieregiments ernannt wurde.

Als Kuhmann im November 1788 den Orden Les deux Epées verliehen wird, führen ihn die Armeeeakten als Veteranen. Ob er, immerhin 44 Jahre alt, tatsächlich aus dem aktiven Armeedienst ausgeschieden ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Jedenfalls wurde er am 1. April 1791 zum Unterleutnant des 9. Bataillons der leichten Infanterie, ein knappes Jahr später (am 5. Februar 1792) zum Leutnant befördert, und noch im gleichen Jahr, am 10. Juni 1792, wurde er als Hauptmann zum Chef eines eigenen Bataillons in den Ardennen ernannt. Dieser rasche Aufstieg in der militärischen Hierarchie ist nicht nur darauf zurückzuführen, daß Kuhmann nunmehr zu den Revolutionären überging, sondern auch auf den Zustand in der französischen Armee. Nach dem Ausbruch der Französischen Revolution (14. Juli 1789) und der Beseitigung der Privilegien für den Adel waren viele Adelige, darunter Tausende von Offizieren, ins benachbarte Ausland geflohen, wodurch große Lücken in das Offizierscorps der Armee gerissen worden sind. Der Zugang zu den höheren Rängen in der Armee war nicht mehr wie früher den Bürgerlichen verwehrt, sondern befördert wurde nur nach Leistung und Erfahrung, sofern man sich zur Revolution bekannte. Diese Entwicklung kam Kuhmann zweifellos zugute.

Infolge der Absetzung König Ludwigs XVI. und der Übernahme der Macht durch die radikalen Jakobiner machten sich in der Armee auch Disziplinlosigkeit und Kompetenzwrrwar breit. So konnte Kuhmann die ihm übertragene Stelle als Bataillonshauptmann zunächst gar nicht antreten, weil Intriganten des eigenen Bataillons sie ihm streitig machten, obwohl sie ihm als dienstältestem Offizier zugestanden hätte. In Rethel, wo sein Bataillon seit Beginn der Revolutionskriege gegen Preußen und Österreich im April 1792 stationiert war, lernte Kuhmann Marie Luise Kastner, die erst 16 Jahre alte Tochter eines in seinem Bataillon beschäftigten Schusters, kennen. Am 11. November 1793 heiratete er im Alter von 49 Jahren das minderjährige Mädchen.

Aber kaum war die Hochzeit vorüber, traf Kuhmann ein harter Schlag. Das Revolutionsgericht der Ardennen verfügte aufgrund eines Erlasses des Wohlfahrtsausschusses die sofortige Suspendierung aller ehemaligen Adligen und aller Ausländer in der Armee und deren Ausweisung aus Frankreich. Innerhalb von vier Tagen sollte sich Kuhmann 20 Meilen außerhalb der Grenzen Frankreichs begeben. Obwohl sich Kuhmann zu den Revolutionsidealen bekannte und ihm bestätigt wurde, daß er sich immer als guter Republikaner verhalten habe, mußte er sich dem Dekret fügen.

Tief enttäuscht, bat er den Exekutivrat der Landarmee um Pensionierung oder um Wiedereinsetzung in seine Stelle: „Es ist schwer für einen Soldaten nach 30 Dienstjahren mit verschränkten Händen dazusitzen, während die Republik wahre Kämpfer für das Vaterland braucht . . . Ich habe Vertrauen in Eure Weisheit, daß Ihr einen Unglücklichen, der keine Gefahr gescheut hat, um die Republik zu schützen, nicht im Stich lassen werdet. Das, Bürger, ist die Situation eines wahren Sansculotten, der ohne Euer Wohlwollen nicht weiterexistieren kann“. Sein Beschwerdebrief hat jedoch nicht sofort Erfolg.

Der Rat der Stadt Rethel, in dem sein Bataillon stationiert war, bestätigte ihm, daß er als Kommandant dieser Stadt immer seinen Bürgersinn und seine republikanische Gesinnung unter Beweis gestellt und sich als guter Patriot erwiesen habe. Auch 105 Offiziere und Unteroffiziere seines Bataillons traten für ihn ein: „Wir Offiziere, Unteroffiziere und Jäger des besagten Bataillons bestätigen, daß der Bürger Christian Kuhmann, Hauptmann im besagten Bataillon, seinen Dienst immer mit Eifer und aufs genaueste versehen hat.

In allen Situationen, in denen sich das Bataillon befand, hat er sich hervorragend verhalten. Durch seinen Patriotismus und Mut vor dem Feinde hat er sich die Wertschätzung aller Vorgesetzten und Untergebenen verdient. Seit Beginn der Revolution bewies er ständig sein staatsbürgerliches Pflichtgefühl. Allen Feinden der Freiheit und Gleichheit trat er stets mit Mut und der Festigkeit, die eines Republikaners würdig ist, entgegen. Am 14. und 16. April des letzten Jahres (=1793) übernahm er das Kommando des Bataillons, das durch den Verrat zweier Offiziere fast in die Hände des Feindes gefallen wäre. Durch sein taktisches Geschick konnte er einen Großteil des Bataillons retten“.

Im Frühjahr 1794 forderte der Wohlfahrtsausschuß Berichte über alle in der Armee tätigen Offiziere an. Auch hier fiel das Urteil über Kuhmann sehr positiv aus: „ . . . Immer wenn er das Bataillon befehligte, zeichnete er sich durch sein Wissen aus . . . Seine Kenntnis der militärischen Taktiken ist vollkommen. Er sorgte für Strenge und Disziplin im Bataillon . . . Sein Aufrücken in höhere Ränge kann unterstützt werden . . . Er hat eine gute Konstitution, ist stark, robust und erträgt die Strapazen des Krieges gut. Er kennt das Kriegshandwerk gut und ist mit Eifer dabei. Er ist tapfer, intelligent und sehr aktiv . . . Er hat an allen Feldzügen dieses Krieges teilgenommen und hat in den Ardennen und im Département Sambre-et-Meuse immer an vorderster Front gekämpft . . .“

Trotz aller dieser Eingaben zu seinen Gunsten und der positiven Beurteilung durch die Armee wurde Kuhmanns Gesuch um Wiedereinsetzung bzw. um Auszahlung einer Pension unter dem Hinweis auf das Gesetz zur Verbannung von Ausländern aus Gründen der allgemeinen Sicherheit zurückgewiesen. Er wandte sich deshalb in einem weiteren Schreiben an das Organisationskomitee der Ardennen: „Bürger, es gibt eine Klasse von Bedürftigen in der französischen Republik, denen man bisher noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hat, es sind dies die durch die Beschlüsse des Revolutionstribunals vom Dienst suspendierten Offiziere. Es stimmt, daß das Gesetz vom 29. 5. 1793 bestimmt, daß die vom Dienst suspendierten Offiziere keine Bezahlung erhalten. Man hat damals schuldige oder verdächtige Offiziere suspendiert, die nach ihrer Rehabilitation wieder in ihr Amt eingesetzt wurden; aber die ausländischen Offiziere, die alles andere als schuldig sind, die im Gegenteil nur das Wohl der Republik im Auge hatten, blieben manchmal bis zum Frieden suspendiert. Wovon sollen sie leben? Es ist unmöglich, daß diese Klasse unter das Gesetz fällt; das wäre ein Unrecht gegen die Menschheit, das nicht existieren darf in einer Republik, in der Tugend und Gerechtigkeit auf der Tagesordnung stehen.

Es gibt in dieser Klasse Menschen, die 20, 30, 40 Dienstjahre hinter sich haben, ohne Frankreich je verlassen zu haben, die ihr Vermögen verloren haben und das Recht, in ihre Heimat zurückzukehren, weil sie für Frankreich gekämpft haben. Es finden sich solche darunter, die nicht-adelige und unvermögende Französinen geheiratet haben in der Absicht, richtig zu handeln und zusammen mit den wahren Republikanern die süße Frucht der Freiheit zu genießen oder für sie zu sterben. Sie sind gezwungen, heute nach langem, qualvollen Schweigen zu fordern, daß die nationale Justiz die Schuldigen bestrafen möge und die Unschuldigen und die wahren sansculottischen Soldaten entlaste, damit sie ihre bedürftigen Familien unterstützen können.

Mir der Bitte um Wiedereingliederung Heil und Brüderlichkeit Kuhmann“.

Genau drei Monate mußte Kuhmann warten, bis ihn die Vertreter des Volkes bei der Ardennenarmee durch Wahl wieder zum Hauptmann der 9. Halbbrigade der leichten Infanterie einsetzten. Erst am 1. Juli 1794 bestätigte der Wohlfahrtsausschuß seine Wiedereinsetzung.

In der Folgezeit kämpfte Kuhmann bis 1797 mit seinem Bataillon in den Ardennen und im Département Sambre-et-Meuse. (1797 wurde der erste Koalitionskrieg im Frieden von Campo Formio beendet). Während des Zweiten Koalitionskrieges (1799-1802) war er in der Italienarmee eingesetzt. In der berühmten Schlacht von Marengo (14. Juni 1800), die den Krieg gegen Österreich entschied, kämpfte er unter den Augen Napoleons an vorderster Front.

In Anerkennung seiner in 39 Dienstjahren erworbenen Erfahrung versetzte Napoleon Bonaparte ihn als Stabsangestellten an die Militärschule in Fontainebleau. Dort wurde er am 14. April zum Oberst der leichten Infanterie der Militärschule ernannt, die bald darauf nach St. Cyr verlegt wurde. Im gleichen Jahr erhielt er von Kaiser Napoleon den kleinen Adler der Ehrenlegion und wurde selbst in die Ehrenlegion aufgenommen. Am 15. August 1810 wurde Kuhmann die höchste Ehre zuteil: Napoleon ernannte ihn, den treuen Soldaten, zum französischen Reichsbaron mit einem Jahreseinkommen von 2001 Francs. Doch schon wenige Monate später verschied er in St. Cyr und wurde mit allen militärischen Ehren begraben.


Daß Napoleon nicht nur für seine verdienten Soldaten sorgte, sondern auch für deren Kinder, durfte Kuhmann noch zu seinen Lebzeiten erfahren. Am 12. Juni 1806 wurde der erst neunjährige Pierre Kuhmann in die Militärschule aufgenommen, als Siebzehnjähriger bezog er die Militärschule in St. Cyr, um sich zum Offizier

ausbilden zu lassen. Marie-Louise Kuhmann trat 1807 in die Erziehungsanstalt Cateau d'Ecouen für die Töchter der Mitglieder der Ehrenlegion ein. Kuhmanns Witwe wurde eine Pension von 2000 Francs zugesichert. Doch wegen eines Schreibfehlers in ihrem Namen in der Geburtsurkunde mußte sie fast drei Jahre mit den Behörden einen langwierigen Briefwechsel führen, bis ihr die Pension ausbezahlt wurde.

Anmerkungen:

- 1 Bekannter ist „Der Schneider von Pensa“ (1815), die von dem nach Rußland ausgewanderten Schneider Franz Anton Egetmeier aus Bretten handelt.
- 2 Friedrich Hodecker: „Rohrbach a.G. in Vergangenheit und Gegenwart“, S. 126-128
- 3 Zitiert nach: Johann Peter Hebel: „Schatzkästlein und andere poetische Werke“, Winkler Vlg., München o. J. S. 303-305
- 4 Leider konnte diese Schrift nicht ausfindig gemacht werden, auch nicht durch die Bayerische Landesbibliothek München. Vermutlich ist diese von Stretz angekündigte Schrift gar nicht erschienen.
- 5 ca. 80 Blätter aus den Personalakten

BUREAU
des nominations.

LIBERTE,  EGALITE.

COMMISSION
DE L'ORGANISATION ET DU MOUVEMENT
DES ARMÉES DE TERRE.

RENSEIGNEMENS exigés par l'Arrêté du Comité de
Salut Public, du 30 Germinal, pour la nomination
de tout emploi au service des Armées,

Nom. François Christian Kuhmann
Prénoms.
Age. 30 ans
Lieu de naissance. Norbach, Evêché de Spire
Sa profession avant d'entrer dans l'état militaire. Eissouard
Celle de ses parents. Laboureur

Soldat au Régiment d'Alace infanterie le 8. 9^{bre} 1764
Caporal le 20^{bre} Juin 1770
Achevé des Logis dans le 6^{me} Rég. de Chasseurs
à cheval le 20^{bre} Mars 1780
Capitaine le 22^{bre} Xbre 1784
Sous Lieutenant avec appointemens
de 6^{me} Grade par Supplément le 1^{er} avril 1791
Lieutenant le 4^{me} mai 1792
Capitaine le 10^{me} Juin 1792
Chef de Bataillon le 2^{me} année de république 1792
il s'est toujours comporté en bon Citoyen, il s'est distingué dans toutes les affaires par ses connaissances et toutes les fois qu'il a commandé le Bataillon il s'est

Emplois par lesquels
Il a passé, et état
de ses services

Soyez Patriotisme.

Warum Eppingen keinen Marktplatzbrunnen mehr hat

Franz Gehrig

Selbstverständlich hatte früher der Marktplatz in Eppingen einen Brunnen, wie sich das für eine Stadt gehörte. Ein Aktenfaszikel im Generallandesarchiv Karlsruhe (229/25854) berichtet einiges darüber. Um 1750 ist der Rohrbrunnen auf dem Markplatz „eingegangen“, es kam also kein Wasser mehr, die weite Leitung von der „Wasserstube bei dem Burtzelbacher See“ versagte. Viel Frondienst war vergeblich gewesen. Das ist nicht verwunderlich, denn die Gemarkungskarte vermerkt das „Brunnenhäuschen“ außerhalb vom „Borzelbachersee“, also weit außerhalb der Raussmühle an der Mühlbacher Gemarkungsgrenze. Vor einigen Jahren hat man die unterirdischen Gewölbe gefunden und entfernt. Im Jahr 1755 machte der Eppinger Stadtrat mit dem Bruchsaler Steinhauer Joseph Anton Weber einen Vertrag. Der Steinhauer sollte zehn Jahre lang im Steinbruch zu Mühlbach in einem von 250 Nürnberger Schuh Länge und 15 Schuh Breite Steine brechen dürfen, dafür müsse er die Wasserstube bei dem Burtzelbacher See mit frischen Quadersteinen neu herstellen. Auch den alten Röhrenbrunnen auf dem Markt sollte er neu und etliche Schuh höher machen, ihn ferner mit einer Tafel oder einem Seitenstück „vermehrten“. Obwohl der Stadtrat so auf das Ansehen der Stadt, auf einen schönen Marktplatzbrunnen und immer fließendes Wasser bedacht war, kam der Plan „wegen Mißhelligkeit mit dem größten Teil der Bürgerschaft“ nicht zur Ausführung.

Am 28. August 1767, also zwölf Jahre später, wollte der Stadtrat durch ein Schrei-

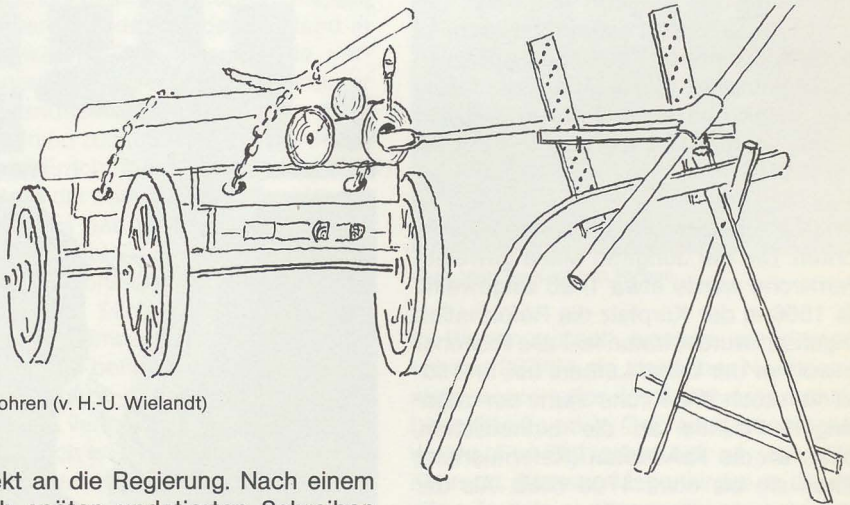
ben an den Kurfürsten doch noch zum Ziel kommen: „Der stärkste Teil der Bürgerschaft schützt vor, der Röhrbrunnen koste zu viel, seine Erhaltung sei zu kostbar und vergeblich. Der alte Bronnenkasten steht noch auf dem Hauptplatz des hiesigen Ortes, welcher hinlänglich mit Vorratswasser versehen werden muß. Die Häuser an diesem Platz sind mit dem stärksten Schatzungskapital (Steuer) belegt (und müssen also auch geschützt werden!). Auch hat die ganze Stadt Nutzen davon, das Rindvieh und die Pferde können da im Sommer und Winter getränkt werden. Der Röhrbrunnen war schon vor unvordenklichen Zeiten hier gestanden und hat großen Nutzen bei Feuersgefahren wirklich geliefert. Die Bürger wollen nun einen Ziehbrunnen aufrichten lassen, allenfalls mit vier Eimern. Aber Ziehbrunnen können bei starkem Gebrauch bald wandelbar werden und in der größten Gefahr versagen. Nach dem Vertrag muß die Stadt nur die Fuhren, den Kalk und die Kütte (Flachs?) dazu stellen, sodann 800 neue Teuchel (dicke Holzrohre) und eiserne Buchsen (zum Zusammenhalten der Teuchel) für 680 Gulden. Noch 100 Gulden für den speyerischen Hofbrunnenmeister Schwartz, der aus Gefälligkeit das Wasser schon abgewogen hat und ein dauerhaftes Röhrbrunnenwerk auf den Marktplatz und auf mehreren Plätzen der Stadt versichert.

Wenn man alle Teuchel auswärts kauft, kosten sie 800 Gulden. Aber etliche hundert Stück können aus dem Stadtwald genommen werden. Die 600 Ruthen-Strecke von der Brunnenstube an erfordert 9600 Schuh Deichel.

Der Eppinger Werkmeister Joseph Koppes berechnet die Deichel und Buchsen auf 680 Gulden, nämlich eine Deichel von 12 Schuh Länge im Ankauf 30 Kreuzer, dazu 15 Kreuzer, das Loch zu bohren, für einen Mann (Fachmann!), dem noch täglich Handfröner zu 15 Kreuzer dazugegeben werden."

Es kam dann am 2. September durch Auftrag des Regierungspräsidenten zur Abstimmung. Von der versammelten Bürgerschaft stimmten 186 für einen Ziehbrunnen, nur 57 für einen Rohrbrunnen. Der Stadtschultheiß Gugenmus, der Anwalt Morano und die beiden Bürgermeister Gebhard und Weigand berichteten das Ergeb-

an dem Mangel des Wassers und dem Schaden der Deichel alleinig schuldig sind". Selbstverständlich können nicht zwei Bürger allein schuldig gewesen sein. Der eigentliche Grund war sicherlich, daß die Bürgerschaft die vielen Fronen fürchtete: Fronführen, Deichelbohren, den Graben ausheben, Hilfe bei der Brunnenstube und beim Brunnen. Dazu kam wohl die Angst oder die Erfahrung, daß durch Frondienst immer wieder einzelne Deicheln erneuert oder in ihrer Lage und Verbindung repariert werden müßten auf dieser langen Strecke. Aber ein schöner Rohrbrunnen wäre entsprechender Aufwendungen wert gewesen, er könnte heute noch den Marktplatz zieren.



Deichelbohren (v. H.-U. Wielandt)

nis direkt an die Regierung. Nach einem ziemlich späten undatierten Schreiben setzte sich der Stadtrat zunächst doch durch und „kaufte die zum Rohrbrunnen erforderlichen Deichel oder Forlenstämme aus dem Wald in Daisbach und bezahlte dafür 250 Gulden. Einige Fuhren Deichel wurden wirklich auf den Platz geholt, aber Philipp Gebhard und Adam Vielhauer unterstanden sich, mit ihren Fuhren Deichel zu holen, aber vor dem Tor abzuspinnen und die Wagen stehen zu lassen. Sie veranlaßten eine Rebellion des größten Teils der Bauernschaft, so daß keine Deichel mehr gefahren wurden und alle Deichel im Daisbacher Wald verdorben sind. Die Stadt hat nicht einen Heller aus dem Holz Erlöst. Das ist aktenmäßig, daß die beiden Bürger

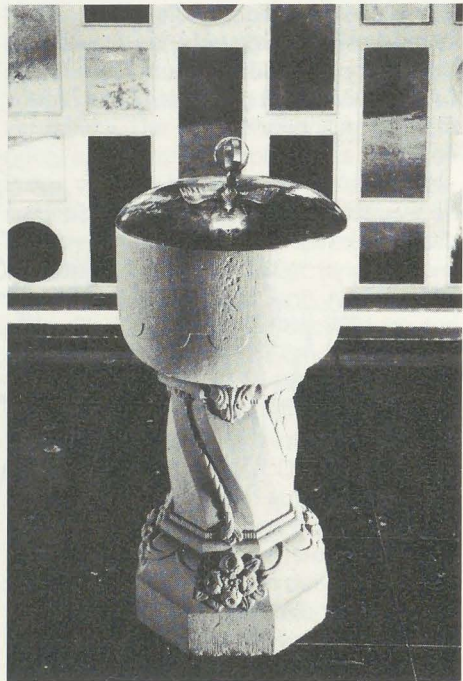
Man fertigte also offenbar nunmehr einen Ziehbrunnen, vielleicht wirklich mit vier Eimern. Später kamen Pumpbrunnen in Mode. Das bestätigt ein Schreiben vom Rathausbau: „24.9.1824. Das Rathaus wird in kurzem unter Dach gestellt. Wegen Planierung des Markplatzes ist Werkmeister Kohler gehört worden. Der Pumpbrunnen soll seine Stelle behalten, obwohl sein verfallter hölzerner Trog mit einem eisernen vertauscht werden muß". Mit Erbauung der heutigen Wasserleitung wurde auch der Pumpbrunnen überflüssig und ist nun verschollen. Ein neuer Brunnen ist denkbar, denn heute ist kein Frondienst dazu erforderlich.

Die Richener Kirchen

Dietrich Duhm

Über die älteste Kirche in Richen haben wir keine Nachrichten. Vermutlich war sie aus Holz gebaut. Alte Urkunden erwähnen eine Kapelle (St. Veitskirche), über deren Entstehung und Standort nur wenig bekannt ist¹. 1373 wird eine Frühmessnerie gestiftet für einen St. Katharinen- und einen St. Nikolausaltar. Diese Altäre dürften in einer Steinkirche gestanden sein, vielleicht in der Vorgängerin der 1476 erbauten Pfarrkirche.

Von dieser Zeit an gibt es genauere Nachrichten. Die der Jungfrau Maria geweihte Pfarrkirche wurde etwa 1496 eingeweiht. Als 1556 in der Kurpfalz die Reformation eingeführt wurde, traten fast alle Richener Einwohner der Lehre Luthers bei, und somit fiel auch die Kirche samt der zugehörigen Pfründe an die Lutheraner, später an die Calvinisten (Reformierten), denen sie bis etwa 1705 blieb. Als der reformierte Kurfürst 1685 kinderlos starb, trat sein katholischer Vetter die Nachfolge an. Er führte das sogenannte Simultaneum ein, d. h. Lutheraner, Reformierte und Katholiken sollten, je nach ihrer Stärke, Anteil an den Kirchen und ihren Einkünften haben. Das führte damals aber zu vielen Streitigkeiten. Diesen machte der nächste Kurfürst durch die Religionsdeklaration 1705 ein Ende: Das Simultaneum wurde aufgehoben; von sieben Kirchen und Kirchengütern fielen fünf den Reformierten und zwei den Katholiken zu. Die Orte Rohrbach, Elsenz, Richen, Reihen, Steinsfurt, Kirchart und Schluchtern wurden zusammengefaßt; unter diesen Orten wurde ermittelt, welche ihre Kirche an die Katho-



Der barocke Taufstein ist das einzige erhaltene Stück der alten Katholischen Kirche

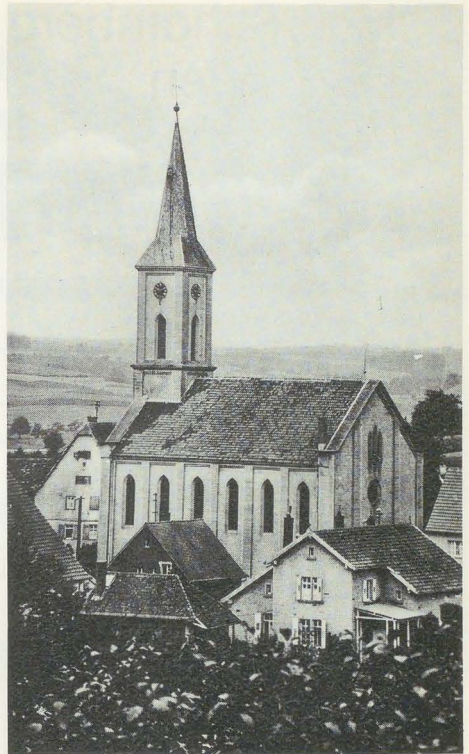
liken abzugeben hatten. Das Los fiel auf Richen und Steinsfurt. Seit dieser Zeit bestehen in beiden Dörfern katholische Pfarrämter. Die evangelische Kirchengemeinde Steinsfurt wird bis heute von Rohrbach/Sinsheim aus pastorisiert, während in Richen 1870 wieder eine evangelische Pfarrei errichtet wurde.

Nun hatte aber die katholische Kirchengemeinde Richen an der 1705 ihr zugefallenen Kirche wenig Freude: 1692 war

bei einem Sturm der Turm eingestürzt und hatte einen Teil der Kirche zerstört. 1709 machte man sich an die Wiederherstellung, die jedoch nicht gelang, weil die reformierten Bürger sich weigerten, die Fronen zu diesem Bau zu leisten. Im Jahr 1732 wurde der Bau neu begonnen, aber erst 1741 eingeweiht. Er behielt von der alten Kirche noch Seitenmauern und die spätgotische Sakristei.

Die Reformierten waren nun ohne Kirche und Pfarrei. So erbauten sie sich 1727 eine Kirche auf eigene Kosten. Doch schon gegen das Ende des Jahrhunderts wurde sie baufällig. Die Gemeinde war aber zu arm, um die Reparaturen in der erforderlichen Gründlichkeit auszuführen. Als das Land Baden gebildet wurde, entstand in der Bevölkerung der Wunsch, die verschiedenen evangelischen Kirchentümer zu einer Landeskirche zu vereinigen. 1821 kam die Union zustande. Damit wurde für Richen die Errichtung einer größeren Kirche anstelle der baufälligen und zu kleinen notwendig. Es gab langwierige Verhandlungen um Bauplatz, Planung und Finanzierung. 1842 konnte endlich der Bau beginnen, und am 14. November 1845 fand die feierliche Einweihung statt. Bei den Pfarramtsakten befindet sich ein ausführliches Programm der Feier. – Die alte Kirche wurde verkauft und dient heute als Scheune, doch ist ihr ursprünglicher Charakter noch unschwer zu erkennen. Über dem Eingang befindet sich noch die in Stein gemeißelte Inschrift, die von der Errichtung 1727 Kunde gibt. – Die neue Kirche wurde wiederholt, zuletzt 1981/82 gründlich renoviert und der Vorplatz ansprechend neu gestaltet.

Die katholische Kirche auf den Fundamenten von 1476 wurde nach dem zweiten Weltkrieg zu klein, als die Kirchengemeinde durch den Zustrom der aus Ungarn und der Tschechoslowakei vertriebenen Deutschen mächtig anwuchs. Doch zuerst galt es, in den Filialgemeinden Gemmingen und Ittlingen Gotteshäuser zu errichten. Dank der persönlichen Förderung durch Erzbischof Hermann Schaufele, der



Evangelische Kirche in Richen

in Richen getauft worden war, konnte schon 1963/64 ein stattlicher Neubau erstellt werden, der am 3. Adventssonntag benediziert und in Gebrauch genommen wurde. Der Erzbischof ließ es sich nicht nehmen, die neue Marienkirche, in die der alte Taufstein übernommen war, am 6. November 1966 persönlich zu weihen. Das Denkmalamt hätte die altherwürdige Pfarrkirche gerne erhalten, doch dies scheiterte an der Kostenfrage, und so wurde der Bau abgerissen.

Anmerkung:

¹ Heinrich Meny konnte in seiner Ortschronik von Richen (1928, S. 64) noch nicht die Lage angeben. Bei der Ausgrabung der Wüstung Zimmern (beim Stebbacher Bahnhof) 1969 stieß man auf die Mauerreste dieser Kirche. Vgl. Fr. Gehrig: „Die Veitskirche des ausgegangenen Dorfes Zimmern bei Eppingen“ (EZ 1969) und A. Schäfer: „Die Wüstung Zimmern auf der Gemarkung Stebbach. Zur Identifizierung des ausgegrabenen Dorfes“, in: „Oberrheinische Studien, Bd. II, 1973, S. 367 ff.

Schloß Schomberg bei Eppingen

Edmund Kiehle

Wer vom Pfaffenberg oder vom Pfeifferturm in Eppingen¹ ostwärts schaut, erblickt hinter dem Weichbild der Stadt ein kleines Wäldchen. Dabei handelt es sich aber nicht um ein Waldstück, sondern um einen Park mit einem richtigen Schloß darin. Es ist schon gerätselt worden, warum Park und Schloß in der amtlichen Kunsttopographie² nicht enthalten sind, ein Mangel, dem aus gutem Grund mit dieser Darstellung abgeholfen werden soll. Die Ursache dürfte darin zu suchen sein, daß das umfangreiche Anwesen nicht öffentlich zugänglich ist, und seine Privatsphäre wird auch weiterhin zu achten sein.

Der Uradel von Degenfeld, urkundlich seit 1270, führt im Stammwappen ein geviertes Schild in Rot und Silber über blauem Schildfuß. Der Enkel seines berühmtesten Sprosses, Christoph Martin von Degenfeld, wurde 1716 in den Reichs- und erbländisch-österreichischen Grafenstand erhoben. Der Doppelname von Degenfeld-Schonburg rührt von der Heirat im Jahre 1717 mit der Erbtöchter des letzten Herzogs von Schonburg (oberhalb Wesel am Rhein) her. Der Herzog war 1690 in der von ihm siegreich geführten Schlacht an der Boyne gefallen³.

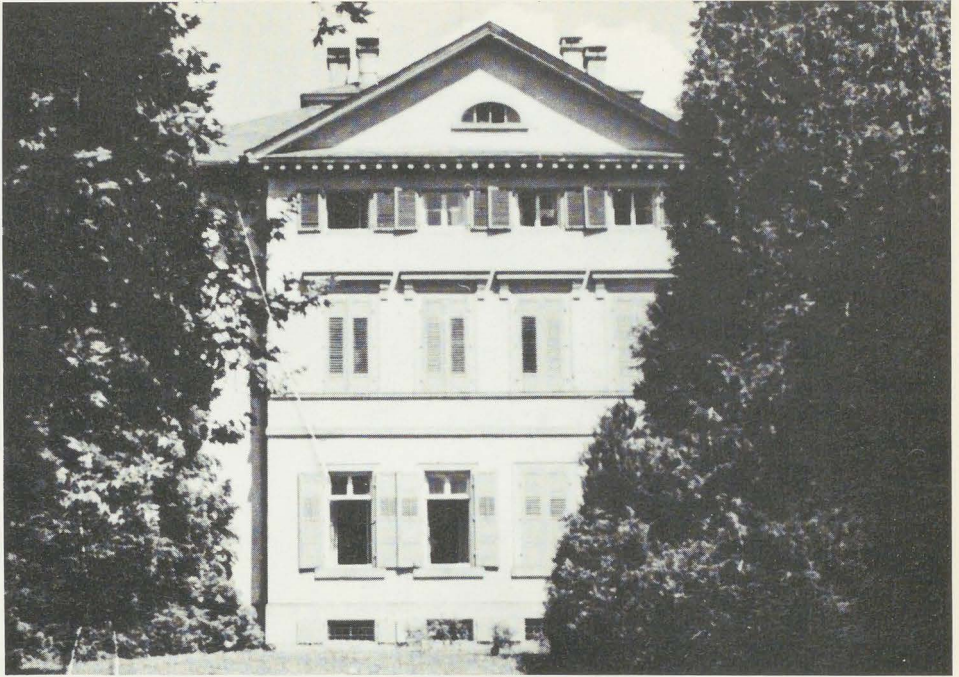
Der Diplomat, „Seine Exzellenz, der grossherzoglich Baden'sche wirkliche Herr geheimer Rath, Hans Christoph Graf von Degenfeld Schonburg, Grosskreutz des Zähringer Löwen ordens, Grundherr von Stebbach, Streichenberg p.“⁴, erbaute 1820–1826 zwischen Gemmingen, Eppingen, Stebbach und Richen das Schloß auf

dem Schomberg, wie der Hügel westlich des Streichenbergs erst seit dieser Zeit heißt.

Er nahm sich als Architekten Karl August Schwarz, Residenzbaumeister und Baurat in Bruchsal. Schwarz war vorher Residenzbaumeister in Karlsruhe und hatte als zwölfter Schüler des großen klassizistischen Architekten, Lehrers und großherzoglich badischen Oberbaudirektors Friedrich Weinbrenner (1766–1826) seine Ausbildung erlangt⁵. K. A. Schwarz erbaute 1823/24 das Eppinger Rathaus⁶. Er war an den neuen Ökonomiegebäuden auf dem Schomberg beteiligt.

Auf der freien, flachen Kuppe unterlag man beim Bauen keinerlei Bindungen. Angesichts zweier blendend ausgearbeiteter Planlösungen entschied man sich für diejenige, welche das Schloß für sich allein auf den höchsten Punkt stellte. Die Wirtschaftsgebäude fanden ihren Platz 70 m südlich davon an einer etwas tiefer liegenden Stelle.

Breit gelagert, den Hauseingang schlicht betonend, erscheint die sieben Fensterachsen lange Ostseite, zu der die Zufahrt führt. Den quadratischen Grundriß läßt eher die Nordseite ahnen, welche sich – genau wie die Südansicht – nur in vier Fensterachsen öffnet, die in einem Mittelrisalit zusammen gefaßt sind, der nur wenig gegen die geschlossenen Mauern der Seitenteile vorspringt und eine zu große Kargheit des Aussehens vermeidet. Die Größe der Fenster erlaubt zugleich auf der



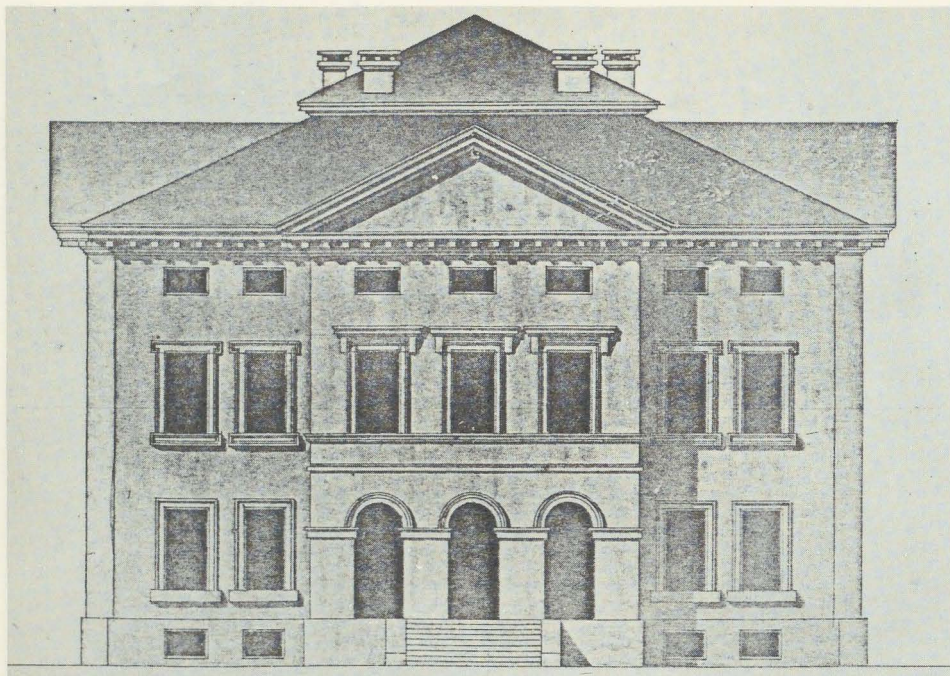
Südseite des Schlosses zwischen altem, seltenem Baumbestand

Südseite noch ein angenehmes Wohnen. Aus der gewählten landschaftsbezogenen Grundhaltung heraus öffnet sich das Gebäude unmerklich nach Westen, bewerkstelligt durch eine vorgelagerte Gartenterrasse, deren drei Zugangstüren durch Rundbogenstürze betont und im Mittelrisalit zusammengefaßt sind, hinter dem der Gartensaal liegt. Das über einem hohen Sockel stehende zweieinhalbgeschossige „Landhaus des Grafen“⁷⁷ ist bedeckt von einem in halber Höhe abgesetzten Walmdach, dessen Oberlicht in der Firstspitze von außen nicht wahrzunehmen ist. Die Fassaden wurden in hellem ocker-gelb gehalten; Werksteinteile natur, Fensterklappläden in hellem stahlgrau, das Dachgesims im keupergelben Sandstein-ton.

Das Oberlicht war notwendig für die ein-drucksvolle Überraschung des Schlosses, zu der man staunend aufblickt, wenn man die schlicht gehaltene Eingangshalle durch-schritten hat: eine runde Galerie, zu der eine breit geschwungene Treppe hinauf-

führt, mit einem kassettenartig geglieder-ten Rundgewölbe überspannt, im Ab-schlußring den Himmel sichtbar und dem Sonnenlicht flutenden Eintritt lassend. Dar-um herum gruppiert sich das dem Stande des Bauherrn angemessene Raumpro-gramm, wie z. B. Gesellschaftszimmer, Billiardzimmer, „Wohnzimmer Sr. Exzellenz des Herrn Grafen“, „blauer Gartensaal“, aber auch Kabinettgarderobe, Fremden-zimmer, „fremden Kammer Jungfern-zimmer“ und „z. d. Haußheldern“. Die prächtigen Fußbodenmuster konnten nicht überall durchgehalten werden; so ziert die Eingangshalle nur ein einfacher Sandstein-plattenboden. Die geschmackvolle Aus-stattung ist im Stil der Zeit gehalten.

Burg Streichenberg (auf dessen früher eigenen Gemarkung Schomberg liegt) und der Ort Stebbach waren ein Familien-Fideikommiß⁸ der Grafen von Degenfeld-Schonburg mit Majoratsrecht. 1817 war ein ausgesprochenes Hungerjahr. Stebbach zählte rund 600 Einwohner, auf dem Streichenberg lebten etwa 65 Personen.



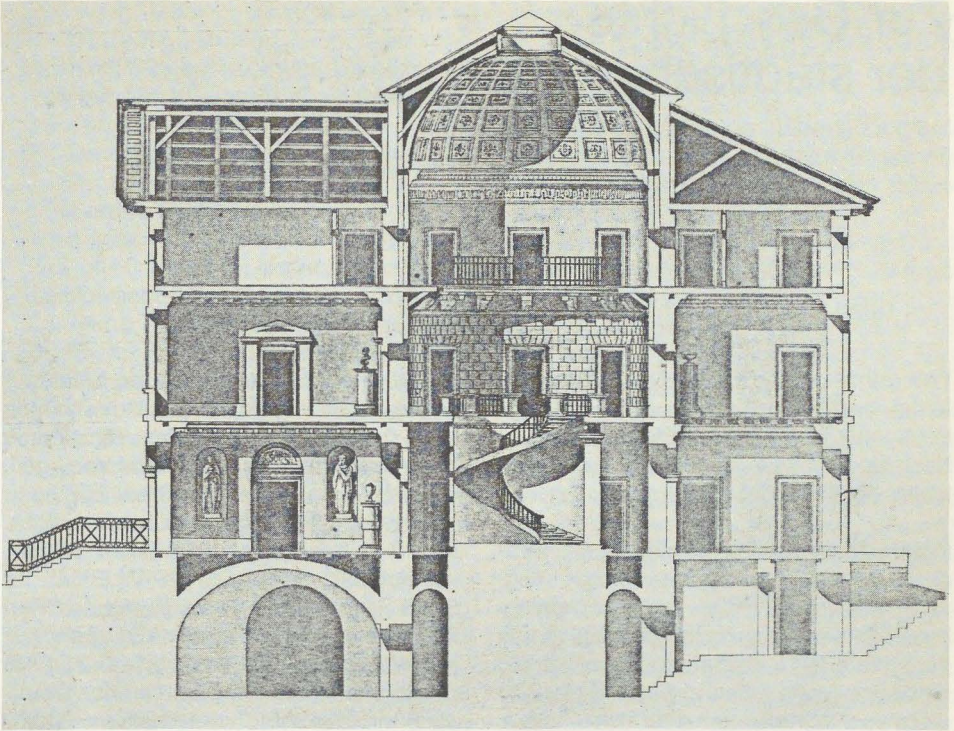
Westansicht des Schlosses nach dem Originalentwurf

Man kann sich vorstellen, welche wirtschaftliche Bedeutung der Neubau des Schlosses und eines Hofgutes für die damalige Zeit besaß. Das Anfahren der Baustoffe wurde über die „üblichen Stadträte und Ortsgerichte“ zu Eppingen, Hilsbach, Sinsheim, Richen, Reichen, Weiler, samt Ziegelhof, Steinsfurt, Grombach, Rohrbach bei Sinsheim, Gemmingen, Berwangen und Stebbach 1819 öffentlich ausgeschrieben. An der Ausführung waren beteiligt Handwerker aus Bruchsal, Eppingen (Werkmeister Franz Aucter, Kupferschmied Bolzhauser, Schreiner Lang), Bretten, Gemmingen (Ziegler Hochhälter), Ittlingen (Zimmermeister Ebert), Karlsruhe und Stebbach (Zimmermeister Scheer). Man setzte also überwiegend heimische Kräfte ein.

Das Anlegen des Schloßparks geschah nach englischem Vorbild. Weit geschwungene Spazierwege umarmen Rasenflächen, begleitet von Busch- und Baumpflanzungen. Manche Bäume aus den Parkanlagen des 18. Jahrhunderts sind

heute bei uns heimisch, wie z. B. die Douglasie. Der Schloßpark Schomberg zeichnet sich immer noch durch die Eigenart und Seltenheit seiner Bepflanzung aus, wozu die Pimpernuß, Heraklon giganteum (Riesenbärenklau), japanische Lärchen, Segnoia, ein 20 m langer Perückenstrauch und Tulpenbäume gehören. Deshalb und zusammen mit der ostwärts sich anschließenden natürlichen Wald-Park-Landschaft steht das Gebiet Schomberg-Streichenberg seit 31. Januar 1979 unter Landschaftsschutz.

Die Tulpenbäume sind charakteristisch für den Schloßpark. Sie dürften zu den schönsten Vorkommen Deutschlands gehören und haben sich auf natürliche Weise vermehrt. Trotz ihrer inzwischen erreichten beachtlichen Größe behauptet sich in den Durchblicken das klassizistische Schloß als hochstrebender Mittelpunkt der ganzen Anlage. Vom Schloß aus zieht die nördliche Aussichtsachse durch den Park zum staufischen Bergfried des Steinsbergs, die südliche auf den Altstädter Kirchturm



Längsschnitt durch Schloß Schomberg. Beachtlich die Kuppel und die geschwungene Treppe

der einstigen Reichs- und damaligen Bezirksamtsstadt Eppingen, damit in wohlbedachter Absicht den beiden wichtigsten Plätzen im südostwärtigen Kraichgau einen Dritten hinzufügend. So schufen der ranghöchste Standesherr dieser badischen Ecke und sein begabter Baumeister ein auf der Höhe ihrer Zeit stehendes Meisterwerk.

Anmerkungen:

¹ Der Pfaffenberg ist die Schanze aus der Türkenlouis-Zeit am Nordwestrand der Stadt, die nach dem Bau des Wasserwerks-Sammelbehälters zu einer Parkanlage ausgestaltet wurde.

Der staufische Pfeifferturm am Altstadteingang ist während des Altstadtfestes oder an Pfingsten zum Besteigen und Stadtrundblick geöffnet.

² Im Inventarisationswerk „Die Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden“, A. v. Oechelhäuser, 8. Bd. Kreis Heidelberg, Tübingen 1909, und im amtl. Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Sins-

heim/Elsenz, fehlt das Schloß. In den fünfziger Jahren beantragte der Verfasser seine Aufnahme in das Verzeichnis, und Hauptkonservator Prof. Dr. Emil Lacroix (†), Karlsruhe, erwähnt es kurz in Lacroix/Niester, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959, S. 313.

³ Für die familiengeschichtlichen Hinweise und botanische Angaben zur Parkbepflanzung danke ich Frau Viola Gräfin von Degenfeld-Schonburg.

⁴ In Anführungszeichen gesetzte Ausdrücke sind wörtlich in den Bauakten des Gräfl. v. Degenfeld-Schonburgischen Rentamtes Stebbach gebraucht, aus denen auch weitere Einzelheiten entnommen werden durften.

⁵ Arthur Valdenaire, Friedrich Weinbrenner, 2. Auflage, Karlsruhe 1926, S. 333

⁶ Den Auftrag dazu hatte er im September 1821 von der Stadt erhalten; STA Ep/A 772.

⁷ Einmal ist diese Bezeichnung von einem Handwerker verwendet worden, der wohl mit Arbeiten an Adelswohnsitzen in den Städten vertraut war. Ansonsten steht immer Schloß.

⁸ Familiengrundbesitz, der unveräußerlich und unteilbar ist und sich – in diesem Falle – nur auf die männlichen Glieder der Familie weiter vererbt. Der Älteste hat das Führen der Geschäfte und (nur) die Nutznießung inne (=Majoratsherr).

Zur Geschichte der städtischen Mühlen

Karl Türck

Wer gerne in alten Schwarten blättert, der findet bestimmt auch für den Leser der heutigen Zeit so manch Interessantes und Nachdenkenswertes, überhaupt dann, wenn die Zeit nicht zu weit zurückliegt.

In dem Anzeigenblatt „Großherzoglich-Badisches Anzeigebblatt für den Kinzig-, Murg- und Pfinz- und Enz-Kreis (mit Großherzoglich-Badischem gnädigstem Privilegio)“ aus dem Jahre 1815, damals so etwas wie ein amtliches Verkündigungsblatt, sind allerdings auch Mitteilungen aller Art enthalten. Neben persönlichen Angaben und Anzeigen öffentlicher Art, so z. B. über Versteigerungen der Schäferei der Stadt Hilsbach mit 450 Schafen auf weitere 6 Jahre und die der Gemeindegewanderei von Gemmingen und Neipperg mit zusammen 150 Schafen und die des Vogtes mit 25 Schafen, bestimmt eine ansehnliche Schäferei, findet man auch die Mühlenversteigerung städt. Mühlen in Eppingen, und zwar nicht durch die Stadt selbst, sondern sonderbarerweise durch das Großherzogliche Bezirksamt Eppingen vom 26. September 1815. Die Versteigerung ist anberaumt auf den 9. Oktober 1815 nachmittags 1 Uhr auf dem hiesigen Rathaus, also auf einem Rathause innerhalb der „Altstadt“.

Die figurierte Gemarkungs-Grenz-Beschreibung der Stadt Eppingen aus dem Jahre 1729 zeigt im Anblick der Gemarkungsgrenze auch zwei Mühlen jenseits der Grenze, und zwar die auf Sulzfelder Gemarkung und die auf der Gemarkung von Adelshofen. Bauwerke innerhalb der Gemarkungsgrenze sind zeichnerisch nicht dargestellt und im Beschrieb auch nicht erwähnt.

Neuere Kunde über städtische Mühlen – wohlgemerkt – aus der Sicht des Jahres 1815 soll zunächst einmal das „Verzeichniß deren Rechten, Freyheiten und Vorzügen, welche die Kurpfälzische Stadt Eppingen von unfürdenklichen Jahren her erworben, und den Besitzstand in Absicht solcher vor sich hat“ geben. Die „PRIVILEGIA“ der Stadt Eppingen sind vom Kurfürsten Karl Theodor am 10. Oktober 1781 „gnädigst ertheilt worden“. Unter dem 14. Juni 1783 sind sie dann von der Stadt mit den Unterschriften des Stadtschultheißen Erkenbrecht, des Anwaltes Johann Friedrich Stetter, Bürgermeisters Christoph Weigand und derer „des Gerichts“ Konrad Gebhard, Andreas Welde, Jacob Hecker, Heinrich Doll und schließlich Joh. Orge mit Unterschriften und städtischem Insiegel „hier beziehen“, also bezeugt worden:

„§ 8. In älteren Zeiten hat die Stadt Eppingen zwey Mühlen, die obere oder sogenannte Hohehelden und die untere Spizmühle mit aller Zugehör und Gerechtigkeiten, käuflich an sich gebracht, selbige auch bis anhero besessen, auf die Mühlen haften die Beschwerden, daß von ersterer zu hiesigen COLLECTUR jährlich neun Malter Korn, von letzter zwey Kapaunen und 30 kr. ständiger Zins jährlich zu verreichen sind, diese Mühlen werden in einem Temporal = Bestand auf sichere Jahre verliehen, und der Pächtertrag an Geld und Früchten von der Rentmesterei vereinnamet und in Rechnung nachgewiesen.“

Die „Mühlenversteigerung in Pacht“ war in der Ausschreibung im oben genannten „Großherzoglich-Badischen Anzeigebblatt“ wie folgt beschrieben worden:

„Eppingen. (Mühlenversteigerung in Pacht) Die städtischen Mühlen zu Eppingen werden den 9. Oktober laufenden Jahres nachm. 1 Uhr auf dem hiesigen Rathause für weitere 6 Jahre an die Meistbiethenden öffentlich versteigert werden, als nämlich:

1. Die obere Mühle

Diese liegt eine halbe Viertelstunde von Eppingen und besteht in einem zweistöckigen Mühlgebäude mit zwei Mahl- und einem Schälgang, einem gedeckten Wasserbau, 5 geräumigen Wohnzimmern und einer Kammer, einer Küche, einem gewölbten Keller, großem Speicher, einem Staubhaus, einem Schopfen zur Aufbewahrung des Bauerngeschirrs, 6 Schweineställen, in einem Rindviehstall, einem Holzschopfen und einem Heuboden. Die Mühle ist unlängst erst erbaut worden.

2. Die sogenannte Spitzmühle.

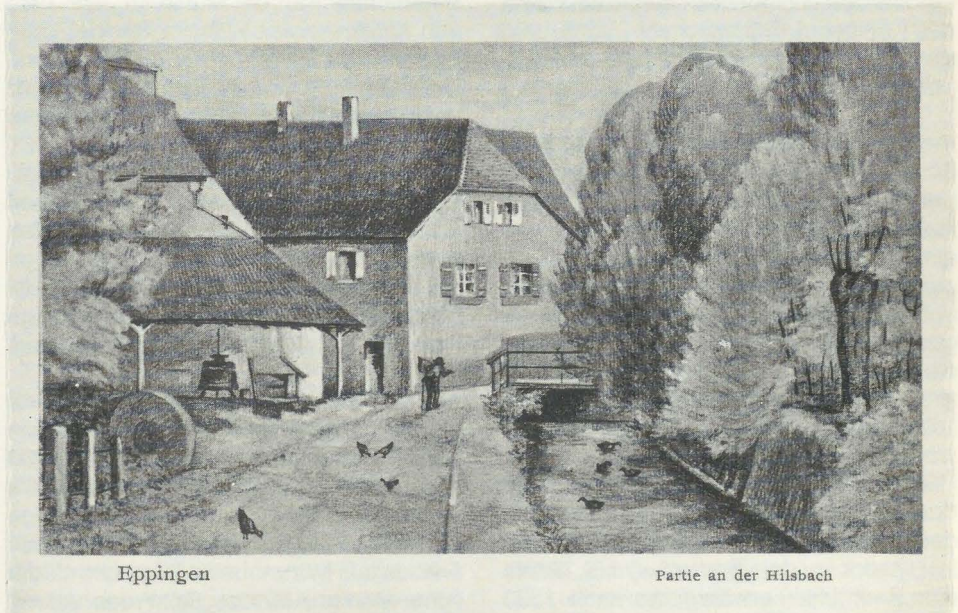
Diese liegt an der Stadt und besteht in 2 Mahl- und einem Schälgang, in 2 Wasserrädern mit einem gedeckten Wasserbau, in einem Staubhaus. Die Wohnung des Müllers in 6 Wohnzimmern und einer Kammer, einer Küche mit einem Backofen,

einem geräumigen Keller und Speicher, Scheuer, Stall für Pferde und Rindvieh und 4 Schweineställen.

Die Mühle so wie die übrigen Gebäude sind ebenfalls unlängst neu erbaut worden und befinden sich sohin in dem besten Zustande.

Es erhalten die Beständer die gewöhnlichen städtischen Gemeinde – Nutzungen. Die Steigerungs-Liebhaber werden aufgefordert, ihre Zahlungsfähigkeit urkundlich nachzuweisen. Eppingen, am 26. Sept. 1815 Großherzogl. Bezirksamt.“

Soweit die Anzeige über die Mühlenverpachtung der beiden städtischen Mühlen aus dem „Großherzoglich Badischen Anzeigebblatt mit gnädigstem PRIVILEGIO“ vom 26. September 1815. Im übrigen erkennen wir in der „Oberen Mühle“ an der Hohen Helde die ehemalige „Siffring'sche Mühle“ und in der „Spitzmühle“ die „Untere Mühle“. Es ist durchaus verständlich, wenn an dieser Stelle zur geschichtlichen Entwicklung der Eppinger Mühlen gefahndet werden soll, also noch weiter zurück, als das schon zitierte „Privilegienverzeichnis – anno 1781/83“ sie zu bieten weiß.



Eppingen

Partie an der Hilsbach

Blick auf die Spitzmühle von der Hilsbach aus (Postkarte der Schreibwarenhandlung Kepner, vermutlich aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg)

Im ersten Bande des Periodikums der Heimatfreunde Eppingen „Rund um den Ottlienberg“ ist dazu viel brauchbares Material geboten. Hier sei auf den Beitrag von Pfarrer Franz Gehrig mit der Überschrift „Vom Königshof zur Reichsstadt“ (von Seite 49 bis 62) hingewiesen.

Gleich zu Anfang auf Seite 49 zitiert der Verfasser Franz Gehrig die älteste Eppinger Urkunde vom 28. März 985, in der König Otto III. seinen Besitz in oder an Eppingen an die Wormser Bischofskirche als Lehen weitergibt.

Die Urkunde spricht in ihrer aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzten und hier bei Franz Gehrig auszugsweise wiedergegebenen Form von „.... bebauten und unbebauten Ländereien, Äckern, Wiesen, Weideland, Weingärten, Forsten, Jagden, Gewässern und Wasserläufen, Fischereien, Mühlen, hinein- und herausführenden Wegen, urbar gemachten und noch zu rodenden Stücken, auch allen Zubehörteilen, die auf irgendeine Weise hierher gezählt und gerechnet werden können“. Also wahrhaft ein reiches Besitztum mit materiellen und ideellen Rechten stellte der Königshof Eppingen vom Jahre 985 dar. Wie alt muß die Besiedlung des Königshofes gewesen sein?

Vom gleichen Verfasser lesen wir auf Seite 54: „.... am 5. April 1057, nach dem Tode des Kaisers, schenkt dessen Sohn, König Heinrich IV., derselben Domkirche Speyer ein Gut zu Eppingen“. Abermals ausgestattet mit Gewässern und Wasserläufen und mit Mühlen! Vielleicht (S. 54) „Witegowenhusen“, ein Herrenhof an der Grenze nach Westen.

Weiteres wertvolles Material zur geschichtlichen Entwicklung des Eppinger Mühlenwesens, und hier vor allem der „Hohen-Hälde-Mühle“, bringt im gleichen Bande des Periodikums Pfarrer Franz Gehrig mit der Überschrift: „Die Eppinger Stadttore.“ Im Hinblick auf das „Radtor“ wird (S. 79/80) die „Radmühle“ erwähnt, die nach 1533 „offenbar von der Stadt nicht mehr aufgebaut“ wurde.

An Stelle der „Radmühle“ erscheint in den Archivalien im Jahre 1560 die „**Hohenhelder Mühle**“, die nunmehr im städtischen Eigentum sich befindet.

Im übrigen ist die „Hohen-Hälde-Mühle“, so nach einmal erhaltener Auskunft auf dem damaligen Grundbuchamte badischer Ordnung schon vor 1851 aus städtischem Eigentum in Privathand übergegangen und bis zu ihrem Ende als Mühle geblieben. Die letzte Müllerin der „Siffring'schen Mühle“, Frau Frida Siffring, nunmehr wohnhaft im Vogelsberg Nr. 16 in Eppingen, konnte mir in ihrer freundlichen Art noch einige Auskünfte über das Schicksal ihrer ehemaligen Mühle geben, die ich hier veröffentlichen darf:

Der letzte Müllermeister war ihr Ehemann Karl Siffring, der im Jahre 1966 gestorben ist. Nach ihm betrieb Sohn Gerold Siffring als Müller bis zu seinem Tode im Jahre 1969 als dritter und letzter Vertreter der Siffringfamilie die einstige Mühle an der Hohen Helde am Hilsbach.

Nach weiteren Mitteilungen von Frau Frida Siffring hat Jakob Siffring, der Vater ihres Ehemannes Karl, die Mühle im Jahr 1913 von Müllermeister Wilhelm Speidel käuflich erworben.

Der Vorgänger im Eigentum und Besitz von Wilhelm Speidel war ein Müllermeister Betz.

Die „Siffring'sche Mühle“ an der Hohen Helde am alten Wege nach Adelshofen hat im Jahr 1969 aufgehört als Mühle zu bestehen und ist im Jahre 1970 als Mühlenbetrieb abgemeldet worden. Das einstige Areal der Mühle ist heute in anderer Hand.

Am 4. Januar 1868 verkaufte die Stadt die „**Spitzmühle**“ oder „Untere Mühle“, wie sie heute noch genannt wird. Mit 17000 (siebzehntausend) Gulden damaliger großh. badischer Währung erwirbt der volljährige und rechtsfähige Müller Jakob Friedrich Fränkle aus Münzesheim die zweite städtische Mühle. Aus der Sicht des Jahres 1868 sind damit beide städtischen Mühlen in Privathand übergegangen.

In dem Beitrag „Eppinger Bürgersiegel“ (in: Rund um den Ottilienberg, Bd. 1, S.134) stellt Franz Gehrig das Siegel von Hans Bachmann vor: „Schon 1768 ist er Bürger und Stadtmüller, noch 1818“ und mit dem weiteren Zusatz im Texte dazu: „Auf der Spitzmühle“.

Die sogenannte „Spitzmühle“ am Zusammenflusse von Hilsbach und Elsenz ist also die heutige „Untere Mühle“ mit der eingemeißelten Jahreszahl von 1795. Allerdings werden wir noch sehen, daß der heutige Bauernhof Günter Schlimm vor 1795 die „Spitzmühle“ gewesen ist.

Nun sei die Übereignung der „Spitzmühle“ aus städtischer Hand in Privathand im Jahre 1868 im vollen Wortlaut wiedergegeben: „Geschehen in Eppingen am 4. Jan. 1868 vor dem Gewährgericht.

Gegenwärtig sind Bürgermeister Ludwig Lothar, die Gemeinderäthe Nikolaus Schäfer, Jakob Zutavern, Wilhelm Preusch, Philipp Gebhardt, jüngst, Johannes Doll, Heinrich Gebhard (Philipp Sohn), Ludwig Hochstetter und Ratschreiber Heinrich Weigand.

Die Stadt Eppingen, vertreten durch den Gemeinderath, verkaufte mit Zustimmung des großen Bürgerausschusses vom 17. Okt. 1865 und bezw. vom 23. Dezember 1867 und mit Staatsgenehmigung des Gr. Bezirksamtes Eppingen am 13. August 1867 an den volljährigen und rechtsfähigen Jakob Friedrich Fränkle, Müller von Münzesheim, nunmehr dahier wohnhaft, die Untere Mühle oder Spitzmühle an Elsenz auf Eppinger Gemarkung zusammen für 17000 fl (siebzehntausend Gulden)“.

Dabei ist ein genauer Beschrieb gegeben, 11 Bedingungen sind angeführt und auch die Taxe mit 11 fl und 55 kr für den Käufer (1 fl = 60 kr) ist vermerkt.

In der Folgezeit findet man als Eigentümer der Unteren Mühle oder der Spitzmühle die Namen Weickgenannt und Hecker. Im Jahre 1924 hat dann die Stadt ihr ehemaliges Eigentum wieder erworben.

Nach der Errichtung des Deutschen Kaiserreiches Bismarck'scher Prägung (1871–1918), hervorgegangen aus vielen deutschen Staaten und Stadtstaaten unter Ausschluß von Österreich-Ungarn, mußte auch eine einheitliche Währung geschaffen werden, die dann in den Gesetzen vom 4. Dezember 1871 mit einer Mark gleich 100 Pfennigen als neuer Einheit, mit dem Münzgesetz vom 9. Juli 1873 und schließlich dem Gesetz zur Errichtung einer Reichsbank verwirklicht worden ist.

Dabei ist der preußische Taler mit 100 Kreuzern zu 3 Mark neuer Währung und der badische Gulden mit 60 Kreuzern zu 1 Mark und 71 Pfennigen umgestellt worden. Legt man nun die 60 Kreuzer badischer Währung auf 100 Kreuzer um, so erhält man 2,85 Mark. Nach Stadtpfarrer Anton Braun (1914) kam der Bau der „Höheren Bürgerschule“ mit angeschlossener „Gewerbeschule“ auf 32564 fl 40 kr. = 55685 Mark und 12 Pf zu stehen (Seite 46 seiner Stadtgeschichte). Man erkennt, daß die Relation mit 2,85 Mark stimmt.

Unter diesem Aspekt hätte der Mühlenpreis des Jahres 1868 mit 17000 Gulden rund 29070 Mark der Währung von 1871 gebracht. Bestimmt ein stolzer Preis für die damalige Zeit!

Da also ein badischer Gulden 60 Kreuzer betragen hat, so kostete auch noch in meiner Jugendzeit vor dem ersten (1914/18) Weltkrieg der ehemalige Kreuzer-Weck ganze 3 Pfennige, die ehemalige rote 3-Kreuzer-Briefmarke für Briefe 10 Pfennige, das 3-Kreuzer-Bierglas auch 10 Pfennige und als weiteres Beispiel der 3-Pfänder Brotlaib 8 Kreuzer, also 24 Pfennige, die ich als kleiner Bub auf den Ladentisch des Bäckers Fütterer in Rastatt legen mußte.

Vielleicht mußte die Stadt Eppingen für die Erschließung des neuen Stadtteils „Im Rot“ mit der neuen Verkehrsachse, der Kaiserstraße, die Geldmittel einfach aufbringen. Die „Höhere Bürgerschule“ mit ihrer steigenden Schülerzahl von 39 im Jahre 1848/49 auf 107 im Jahre 1869 verlangte dringend

einen Neubau, da sie an 4 Orten untergebracht war. Auch die angeschlossene „Gewerbeschule“ verlangte neue Räume. Es blieb vermutlich nichts anderes übrig, als so zu handeln.

Gleich zwei Spitzmühlen!?

Ja, da sitzen vielleicht in ferner Zeit Menschen über alten Stichen und Pergament und grübeln über Vergangenes und kommen oft zu keinem Ende über ihre Überlegungen. Dabei weiß hier jedes Kind, daß die stadteigene alte Spitzmühle aus uralter Zeit nunmehr altersgrau geworden und auch nicht mehr groß genug gewesen ist. So ist am gleichen Wasser auf der anderen Seite des Mühlenbaches auf seither freiem Platz die neue Spitzmühle von Anno 1795 nach längerer Bauzeit fertig geworden. Das Wasserrecht ist dann von der alten Spitzmühle auf die neue Spitzmühle übertragen worden.

Die neue stadteigene Spitzmühle mit ihren zwei Mühlrädern wird noch Jahrhunderte das Korn als Segen Gottes zum täglichen Brote der Menschen mahlen. So hätte vielleicht ein ehrsam und gottesfürchtiger Bürger und Einwohner um das Jahr 1800 zu den Umstehenden gesagt. Wie würden sie aber staunen, die Ackerer und Handwerker einer vergangenen Zeit, wenn sie das Heutige hätten schauen können. Kein Mühlbach mehr – keine Mühlräder mehr. Die Mühle ist tot. Was sagt der Fachmann? Wir haben hier in Eppingen einen Fachmann für Stein, Erde und Holz und damit all dem, was Menschenhand daraus zu Bauwerken geformt hat. Mit ihm, dem Heimatkundler und Mitglied der Vorstandschaft der „Heimatfreunde Eppingen“ in Gestalt von Manfred Pfefferle, standen einmal viele Interessierte aus dem Gebiet der Heimatkunde in dem engen Gäblein zwischen der „Unteren Mühle“ mit der Jahreszahl 1795 und dem heutigen Bauernhof Günter Schlimm, um in Rede und Gegenrede die Vergangenheit lebendig zu machen.

Hier die Zusammenfassung:

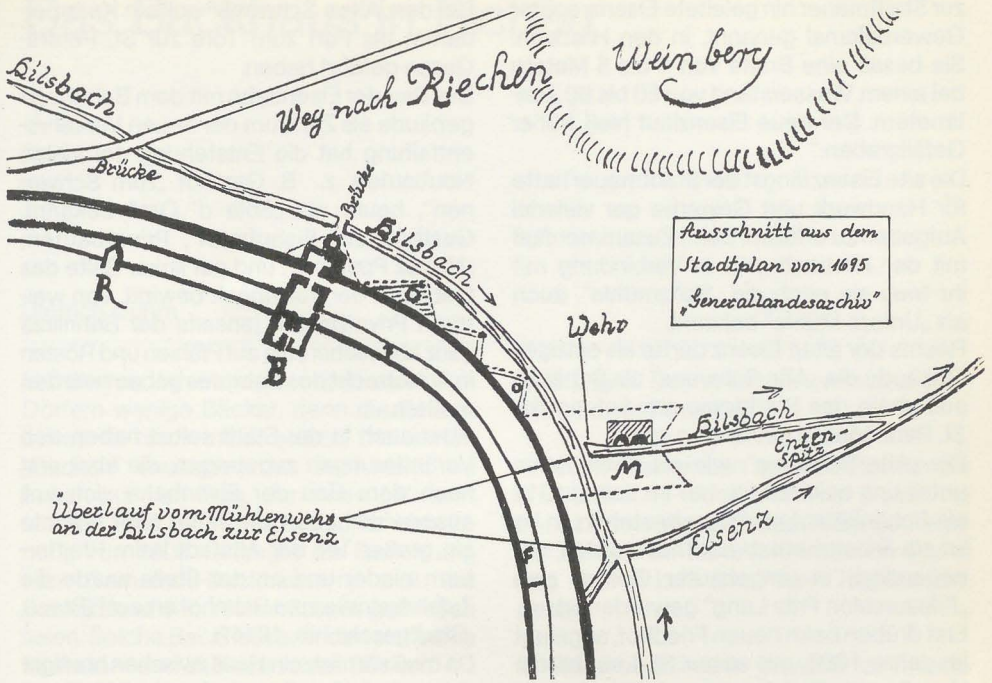
1. Der Bauernhof Schlimm zeigt in seinem mittleren Bauteil nahe dem heutigen Erd-

boden einen fast quadratischen Stein von etwa 1,4 m zu 1,4 m. In der Mitte des Steines befindet sich ein, allerdings jetzt mit Backsteinen vermauerte, kreisförmige Öffnung mit einem Durchmesser von etwa 70 cm. Diese kreisförmige Öffnung war die Fassung des Lagers der Achse des großen Mühlenrades der älteren Spitzmühle, des heutigen Bauernhofes Schlimm. Neben dem Mühlradachsenstein ist noch das gleichfalls zugemauerte Fensterlein zu erkennen, von dem der Müller aus den Lauf des Mühlrades überwachte. – Alle Anwesenden waren beeindruckt vom Geschaute.

2. Etwa in der Verlängerung des Gäbleins nach dem Hilsbach zu dürfte im Hilsbach selbst das Wehr gestanden haben, das fast rechtwinklig das Wasser in das heutige Gäblein geleitet und das Mühlrad am heutigen Bauernhof dereinst getrieben hat. Allerdings bleibt die Frage offen, ob der Hilsbach in alter Zeit seinen Lauf nicht dahin genommen hat, so daß für die ältere „Spitzmühle“, die wir langsam im heutigen Bauernhof Schlimm erkennen wollen, der Name „Spitzmühle“ so richtig den Tatbestand der Lage „in der Spitze“ des Zusammenflusses von Hilsbach und Elsenz belegt.

3. Dabei soll auch nicht die Tatsache übersehen werden, daß die heutigen Wasserläufe keineswegs die alten zu sein brauchen. Straßenbauten und vor allem hier der Bau des Bahndammes der Eisenbahnstrecke Bretten–Eppingen–Heilbronn und Bachbegradigungen haben weitgehend das Gesicht der alten und breiten Talauen um Eppingen verändert, von der Eigenwilligkeit des lebendigen Wassers ganz abgesehen.

4. Nun zeigte unser Fachmann Manfred Pfefferle den Umstehenden an der Seitenfront der „Jüngeren Spitzmühle“ mit der Jahreszahl 1795 über dem Torbogen des großen und geräumigen Mühlengebäudes gleich zwei Mühlachsensteine in gleicher Höhe und mit gleichen Ausmaßen wie der eine beim heutigen Bauernhof Schlimm:



Skizze zur Lage der Spitzmühle (=M) am Zusammenfluß von Elsenz und Hilsbach

Wieder etwa 1,4 m zu 1,4 m, allerdings mit einem Durchmesser der kreisrunden Öffnung von jeweils rund 90 cm. Abstand der beiden Achsenhalter von Mittelpunkt zu Mittelpunkt der beiden Öffnungen 6 bis 7 m. Auch die dazugehörigen Guckfensterlein sind vorhanden, allerdings heute zugemauert.

5. Nach all dem Gesagten und Gehörten und dem Geschauten an Ort und Stelle trifft für die „Jüngere Spitzmühle“ von anno 1795 die Beschreibung der Verpachtung der beiden städt. Mühlen vom 9. Oktober 1815 zu: „Die sog. Spitzmühle liegt an der Stadt und besteht in 2 Mahl- und einem Schälgang, in 2 Wasserrädern mit einem gedeckten Wasserbau, in einem Staubhaus.

Die Wohnung des Müllers besteht aus 6 Wohnzimmern und einer Kammer, einer Küche mit einem Backofen, einem geräumigen Keller und Speicher, Scheuer, Stall für Pferde und Rindvieh und 4 Schweineställen. Die Mühle sowie die übrigen Ge-

bäude sind ebenfalls unlängst neu erbaut worden und befinden sich sohin in dem besten Zustand.“

6. Damit dürfte unser Fachmann Manfred Pfefferle an Ort und Stelle das gezeigt und nachgewiesen haben, was zu Beginn des heutigen Artikels unserem Gewährsmann von anno 1800 in den Mund gelegt worden ist.

7. Wenn aber ältere Eppinger sich noch an das Vorhandensein nur eines Mühlrades mit Überdachung und des Wehrs am Hilsbach erinnern können, so mögen die 4 oder 5 kreisförmigen angeordneten Eisenstäbe die Aufhängevorrichtung für das eine Mühlrad einst gewesen sein.

8. Wegen des Wasserlaufes der einstigen Elsenz, und zwar aus vielerlei Gründen längs der alten Stadtmauer, sei auf das Buch „Eppingen in alten Ansichten“ von Stadtarchivar Edmund Kiehnle hingewiesen: „Weiter unten, nach Osten, floß die

zur Stadtmauer hin geleitete Elsenz, später Gewerbekanal genannt, in den Hilsbach. Sie besaß eine Breite von 4 bis 5 Metern bei einem Wasserstand von 50 bis 80 Zentimetern. Der neue Elsenzlauf hieß früher Gefällgraben."

Die alte Elsenz längst der Stadtmauer hatte für Handwerk und Gewerbe gar vielerlei Aufgaben zu erfüllen. Beim Zusammenfluß mit der Hilsbach und in Verbindung mit ihr trieb sie noch die „Spitzmühle“, auch als „Untere Mühle“ bekannt.

Rechts der alten Elsenz dürfte als einziges Gebäude die „Alte Schwane“ als Schänke außerhalb des Stadtores am Anfang der St. Petersgasse gestanden sein.

Die „Alte Schwane“, wie sie noch vielen unter uns bekannt ist, hat im Jahre 1912 als Schänke aufgehört zu bestehen. In ihr ist ein Friseurbetrieb eröffnet worden, der neuerdings in umgebaute Gestalt zum „Friseursalon Fritz Lang“ geworden ist.

Erst drüben beim neuen Friedhof, angelegt im Jahre 1686, mit seiner St. Leonhards-Kapelle, gestiftet im Jahre 1418, begann die einstige Sumpflandschaft ein Ende zu nehmen. Wahrscheinlich ist die älteste schon im Jahre 1364 erwähnte St. Peters-Kapelle auch jenseits der Sumpflandschaft entstanden. Es ist nicht anzunehmen, daß die alten Eppinger ihre mit Pfründen ausgestattete St. Peters-Kapelle im Gewinn Petersgäble jenseits der heutigen Bahnlinie auf einen sumpfigen Untergrund gestellt haben.

Gerade der Eisenbahnbau dürfte die erste große Veränderung im Landschaftsbilde des Elsenztales gewesen sein. Viele Eppinger Bürger zeigen heute noch die Plätze, wo anfallende und nicht zum Bau des Bahnkörpers benötigte Erde auf ihren Grundstücken abgelagert und somit die Grundstücke aus dem Sumpfe erhöht und damit ihre wirtschaftliche Nutzung verbessert worden ist.

Inwieweit man dem damaligen Laufe der alten Elsenz längst der Stadtmauer in Anbetracht des ganzen versumpften Gebietes noch verteidigungspolitische Aufgaben zuschreiben kann, kann nur als Frage gestellt werden.

Bei der „Alten Schwane“ soll ein Knüppeldamm als Furt zum Tore zur St. Peters-Gasse geführt haben.

Der Bau der Eisenbahn mit dem Bahnhofsgebäude als Zentrum der neuen Verkehrsentfaltung hat die Entstehung der vielen Neubauten, z. B. Gasthof „zum Schwane“, heute als „Sole d' Oro“ bekannt, Gasthof „zur Eisenbahn“, Privatbauten, „Neues Postamt“, und auf linker Seite das Gebäude der Volksbank bewirkt, von weiteren Privatbauten jenseits der Bahnlinie ganz abgesehen, die auf Pfählen und Rösten in Anbetracht des Sumpfes gebaut werden mußten.

Aber auch in der Stadt selbst haben sich Veränderungen zugetragen, die aber erst nach dem Bau der Eisenbahn sich voll ausgewirkt haben. „Im Jahre 1867 brannte ein großer Teil der Altstadt beim Pfeifferturm nieder und an der Stelle wurde die Zufahrtsstraße zum Bahnhof erbaut“ (Braun, „Stadtgeschichte, 1914“).

Da muß nämlich ein Haus zwischen heutiger „Metzgerei Karl Feser“, Bahnhofsstraße 1, und dem Hause „Dörr, Gebr. Spielwaren“, Bahnhofsstraße 2, früher als „Landin“ bekannt, gestanden haben, das nicht mehr aufgebaut worden ist.

Anders ist es gerade in Anbetracht der Bedeutung des Straßenzuges der St. Peters-Gasse vom verkehrsmäßigen Standpunkte nicht zu verstehen.

Noch heut hört man besonders bei Vertretern der älteren Generation die Frage: „Betreten wir das Gasthaus „Zum Löwen“ von vorn, also von der St. Peters-Gasse her, oder von hinten, also von der nach 1867 erbauten Zufahrtsstraße zum Bahnhof, der jetzigen Bahnhofstraße, her?“

Also in dieser Frage dürfte die Wendung deutlich zum Ausdruck kommen, wie auch aus der nachfolgenden Darstellung. So hat mir der bis ins hohe Alter rüstige und tätige Sattlermeister Emil Dörr in historischer Reihenfolge die Entwicklung seines Stammhauses in freundlicher Art und Weise beschrieben.

Das Backhaus in Richen

Dietrich Duhm

In früheren Jahrhunderten gab es in den Dörfern wenige Bäcker, denn die Bauern buken ihr Brot meist selbst. Die ersten „Becken“ erzeugten das Brot nicht, sie buken nur den Teig, der ihnen gebracht wurde. Eine württembergische Verordnung von 1808 verlangte die Einrichtung von Gemeinde-Backhäusern, weil die Backöfen in den Wohnhäusern gefährlich seien. Solche Backhäuser finden sich noch heute in vielen schwäbischen Dörfern.

In Richen gab es schon frühzeitig Bäcker. Sie pachteten die Bäckerei (das Haus und die Tätigkeit) von der Gemeinde, die Eigentümerin des Backhauses war. Eine Besitzurkunde der Gemeinde von 1670 nennt auch das Backhaus. Es wurde für 3 Jahre an den meistbietenden Bäcker verpachtet. Damit waren genau festgelegte Bedingungen verknüpft, die in dem Buch „Aus meiner Heimat“ von Heinrich Meny nach Akten von 1794 aufgeführt sind (S. 91 f.):

„1. Der Steigerer hat das benötigte Holz solange aus seinem Eigentum anzukaufen, bis die Bürgergaben abgegeben werden.

2. Der Pächter hat alle Jahre Anspruch auf 8 Klafter Holz und 800 Wellen aus der hiesigen Gemeindewaldung. Er bekommt ein Stück angewiesen, in dem er das Holz machen lassen kann oder selbst macht, nach dem vorgeschriebenen Maß (das genau bezeichnet ist). Das Heimfahren geschieht auf seine Kosten.

3. Er hat von jeder Person, so über 8 Jahre alt ist, jährlich 15 Kreuzer Bäckerlohn zu

empfangen. Das Weißbacken mußte aber extra bezahlt werden.

4. Jedem Backenden muß der Pächter bis 8 Laib Brot $\frac{3}{4}$ Pfund und über 8 Laib $1\frac{1}{2}$ Pfund Sauerteig abgeben; dagegen muß der Backende bis auf 8 Laib $1\frac{1}{2}$ Pfund und über 8 Laib $2\frac{1}{4}$ Pfund Teig zurückgeben.

5. Ohne begründete Ursache darf keine Familie zurückgewiesen werden; auch hat der Bäcker jedem Backenden den Teig in seinem Haus zu machen und jederzeit gut ausgebackenes Brot zu liefern bei Strafe des Ersatzes.

6. Das Staubmehl, das auf der Wirkbank liegen bleibt, verbleibt dem Bäcker.

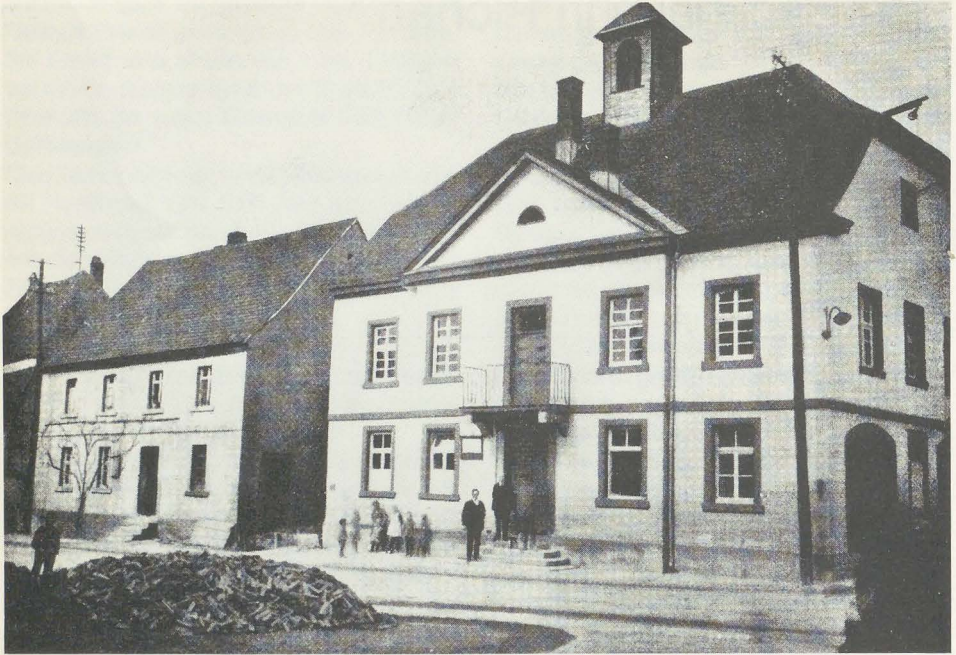
7. Zur Sicherheit der Gemeinde muß der Bäcker eine Kautions von 400 Gulden stellen.

8. Alle Hauptreparaturen am Backhaus zahlt die Gemeinde, die übrigen muß der Bäcker auf seine Kosten vornehmen lassen.

9. Ferner hat er auf seine Kosten den Backofen viermal im Jahr ausstreichen zu lassen.

10. Der Steigerer hat zur Bestreitung der Versteigerungskosten sogleich nach Zuschlag 9 Gulden zu bezahlen.

11. Sollte der Bäcker das Bestandgeld nicht auf ein Jahr voraus bezahlen können und hierdurch die Gemeinde gezwungen



Das Backhaus mit dem inzwischen abgerissenen Rathaus in der Ittlinger Straße (Aufnahme 1927)

werden, das Backhaus anwiederum zu versteigern, und sollte sie dann weniger Erlösen, so muß er solchen Schaden ersetzen."

1794 wurde die Gemeindebäckerei für 155 Gulden und 5 Kreuzer an Jakob Hörn verpachtet, zum gleichen Preis auch 1797. In den Jahren 1803 bis 1806 war ein Andreas Meß Pächter (ein damals häufiger, inzwischen aus Richen verschwundener Name). 1864 wurde das alte Backhaus ab-

gerissen und ein neues gebaut, das heute noch steht. Heinrich Kraut zahlte 1881 345 Mark Pachtzins. Ihm folgten Karl Wieser und Christian Heuberger als Pächter. Kurz vor dem zweiten Weltkrieg endete das durch Jahrhunderte bestehende Pachtverhältnis: Albert Löw kaufte das Backhaus von der Gemeinde. Nach seinem Tod übernahm sein Bruder die Bäckerei; im Besitz von dessen Sohn befindet sich die Bäckerei heute.

Namen, Zahlen und Zeichen auf alten Maltersäcken

Frank Dähling

In Heimatmuseen findet sich hin und wieder ein alter Sack, in dem Korn in die Mühlen gebracht wurde. Oft faszinieren die etwas verblichenen Schriftzüge, kunstvoll verziert oder ungelent „gezeichnet“.

Pferd, Pflug, Ackergeräte, Blumen und Handwerkersymbole erzählen vom Leben der Bauern, und mancher Name, den man gerade noch lesen kann, ist selbst lang Ansässigen nicht mehr bekannt. Selten sind zusammenhängende Sammlungen aus einer bestimmten Gegend zu sehen. Und wie geeignet wäre eine solche als Grundlage einer zu schreibenden Orts- oder Familiengeschichte, als eine kleine Galerie „naiver Malerei“.

Marken, Zinken, Warenzeichen sind uralte Rechtsmittel der Menschen, sind ursprüngliche Möglichkeit des Unterscheidens. Initialen und Zeichen, die für eine Person oder eine Institution standen, sind auf vielen Gegenständen zu finden, die nicht aus dem Zeitalter der industriellen Reproduzierbarkeit stammen. Jede Sache war einmalig und wertvoll. Der Unterschied der agrarischen Produkte war sehr groß, erst im 18. Jahrhundert entstand eine Systematisierung, eine normierte Ausrichtung in der Produktionsweise. (siehe: „Lehrbuch für Land- und Hauswirthe in der pragmatischen Geschichte der gesamten Land- und Haußwirtschaft des Hohelohe Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell“ von Johann Friedrich Mayer, das in Nürnberg, 1773, bei Johann Eberhard Zeh erschienen ist. Es gibt einen guten Faksimiledruck vom Hohenloher Freilandmuseum e. V.).

Selbst einfache Gebrauchsgegenstände wie Werkzeuge, Steintröge, Kumpfe, Schlitten, Wagen, Joche, irdene Einmachgefäße waren verziert, bemalt, markiert, geschnitzt und datiert. Seit der Entwicklung der Schreib- und Lesekunst weiter Schichten am Ende des 17. Jahrhunderts entsteht die Beschriftung von Gütern, Waren, Verpackung für Versand und Vorratshaltung, auf Ballen, Säcken, Fässern, Tonnen, Pinten, Kasten und Kisten. Die wertvollsten Säcke, in denen Waren transportiert oder gelagert wurden, waren die Korn- oder Maltersäcke, die in die Mühlen kamen. Malter (von maltrum = mahlen) ist ein altes Hohlmaß. Der badische Malter sind 10 Sester à 10 Mäßl = 1,5 hl, der Schweizer Malter 10 Viertel à 10 Immi = 1,5 hl (1 hl = 0,56 württembergische Scheffel). Der Bauer blieb oft über Nacht in der Mühle und überwachte den Mahlvorgang persönlich. Die stabilen leinernen, auch aus Flachs und Hanf gewebenen Säcke waren nummeriert, mit Vornamen, Ruf- oder Familiennamen, Beruf, Ort, Jahreszahl, Verzierung, Symbol und Handwerkerzeichen beschriftet. (Bei der Mitgift wurden die Säcke als ein Statussymbol auf dem Brautwagen mitgeführt).

Schwarz bildete den besten Kontrast auf den grau-weißen Säcken und war am leichtesten herstellbar. Die „Sack-schwärze“ wurde angesetzt aus Kienuß (Flammruß) oder Lampenruß mit Bleiglätte und Leinöl. Anfänglich wurden die Säcke von Hand beschriftet und bemalt, und es gibt wunderschöne Beispiele von spielerischer Ausgestaltung der Versalien

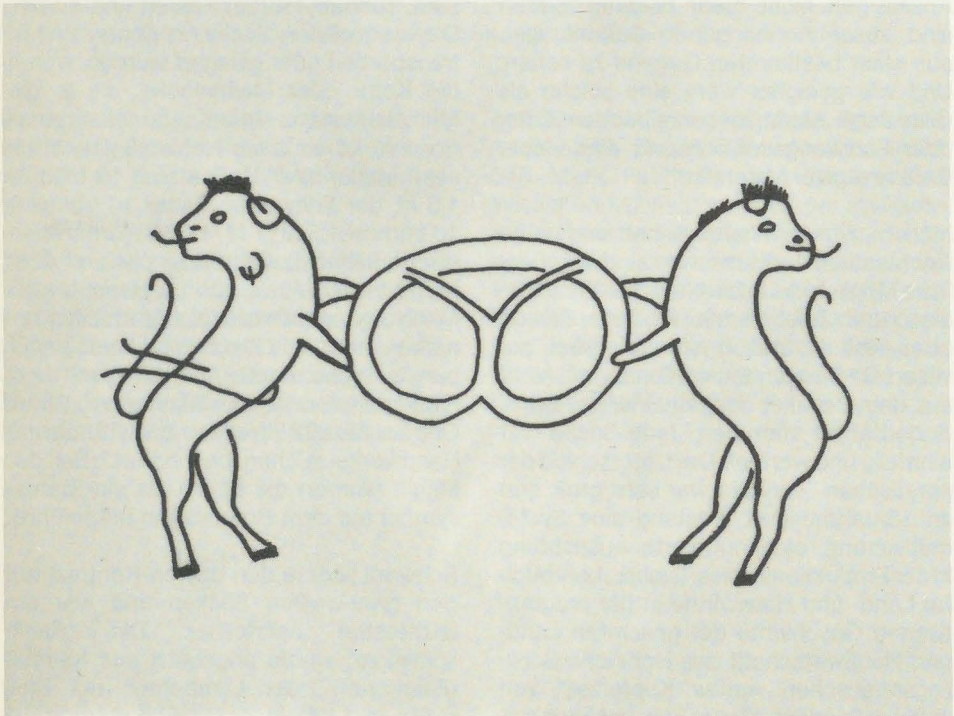
oder der Wortenden: Ranken, Girlanden, Schnörkel und die unendlich variable Rocaille, das Muschelornament. Da spezielle „Sackzeichner“ nicht immer zur Hand und die Schreibfertigkeiten unterschiedlich waren, ließ man sich oft Schablonen schneiden. Sie waren aus Kupfer, Messing oder Pappe. Holzmodel aus Birn- und Buchsbaum wurden auf den Märkten angeboten. (Aus Holzgravuren entwickelten sich später Fabrikmarken und Warenzeichen). Um 1840 kam der sogenannte Bostonstempel auf. Er bestand aus Knochenleim und Glycerin. Die im Wasserbad erhitzte dünnflüssige Masse wurde in Gipsform gegossen und nach dem Erkalten aus der Form gezogen.

So wurde die schöne freie Kunst, die eigenwillige Gestaltung, der man so richtig die Freude am Spiel anmerkt, allmählich immer

weiter vereinfacht und normiert. Nachdem auch das Saatgut einheitlich und staatliche Produktion und die Anbaumethoden auf ein eingeführtes System gebracht wurden, war es egal, ob aus der Mühle das eigene Korn gemahlen zurückkam oder nicht. Man brachte 10 Zentner Korn und bekam 10 Zentner Mehl, abzüglich Mahlkosten (Mize).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts werden die schönen Säcke, die den Stolz des beginnenden bäuerlichen Bewußtseins spiegeln, immer seltener. Sie verkommen als Obstsäcke oder werden auf den Speichern von Mäusen zerfressen.

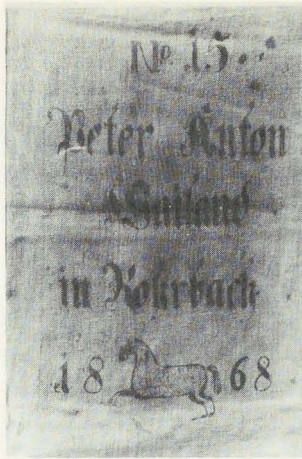
(Die Sachinformationen sind entnommen aus: Hans Werner Haas „Packtuchbeschriftungen“, in: „Volkskunst“, Heft 3, 1980, S. 179-182.



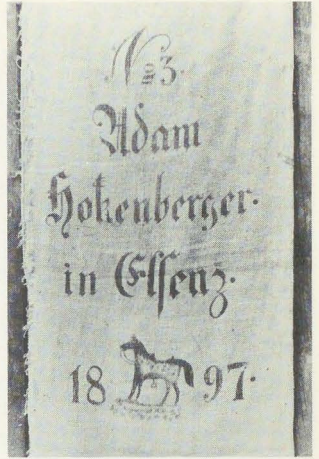
Weitverbreitetes Bäckerzeichen (Brezel zwischen zwei Löwen)



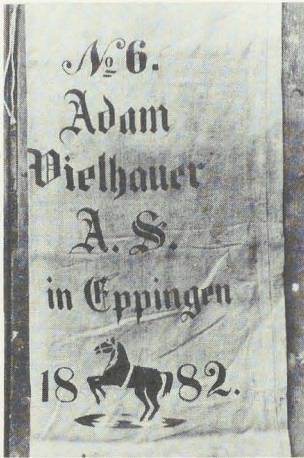
(1)



(2)



(3)



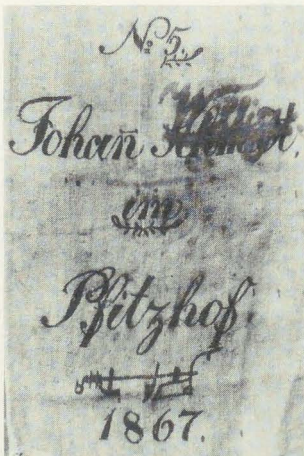
(4)



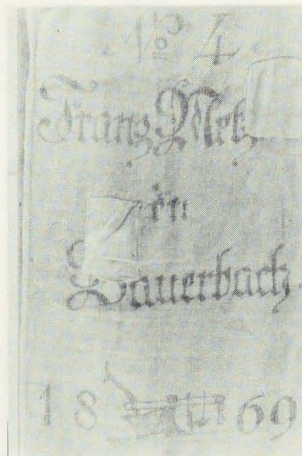
(5)



(6)



(7)



(8)

Nr. 1-5
Pferde als wichtigste Arbeitstiere
der bäuerlichen Wirtschaft

Nr. 6-8
Einhand- und Zweihandpflüge;
gut sichtbar sind die funktionellen
Teile: das Sech, das die Erde
senkrecht aufschneidet, die Schar,
die die Erde waagrecht abtrennt,
und das Streichbrett, das den
herausgeschnittenen Erdstreifen
hebt und umlegt.



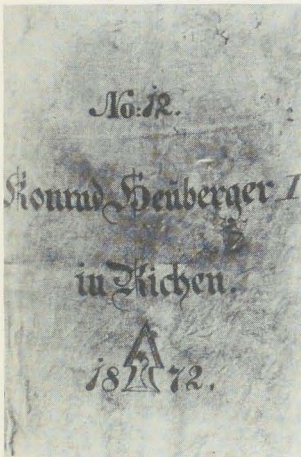
(9)



(10)



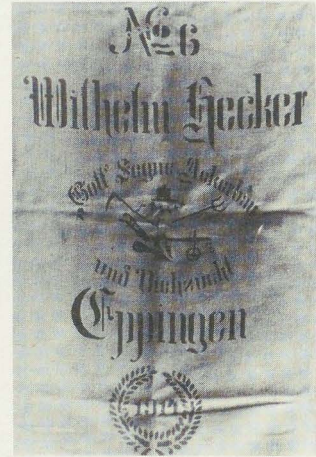
(11)



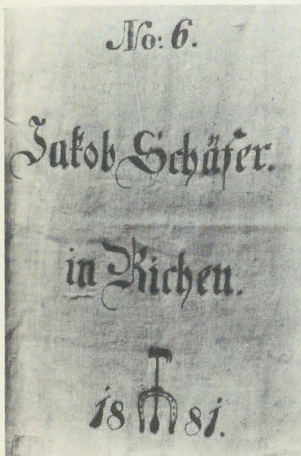
(12)



(13)



(14)



(15)



(16)

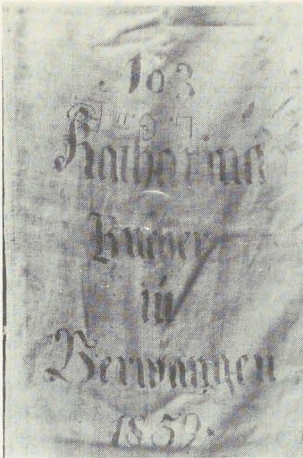
Nr. 9
Pflügender Bauer mit Doppel-
gespann, Pfeife rauchend

Nr. 10-12
Stilisierte Pflügscharen

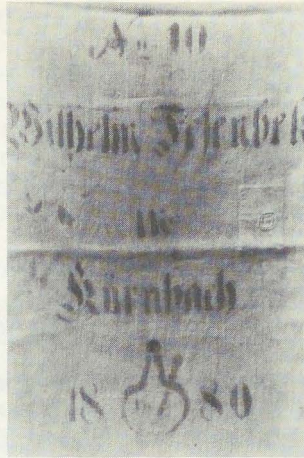
Nr. 13
Gebogener Rechen und Sense

Nr. 14 Häufig vorkommender
gestempelter Sack

Nr. 15 und 16
Zeichen eines Hufschmiedes.
Bei Nr. 16 ist auch ein sog.
Wirkmesser zu sehen. „In Gochs-
heim ist es über einer Haustür
in Stein gemeißelt; in Elsenz
sieht man es am erhaltenen Tür-
sturz der abgerissenen Schmiede;
in einem alten Eppinger Bürger-
siegel ist es enthalten.“
(Franz Gehrig: Alte Hufeisen, in:
Kraichgau VI, 1979, S.)



(17)



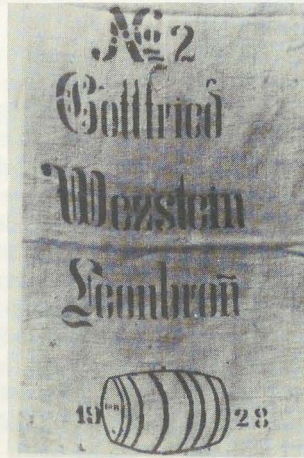
(18)



(19)



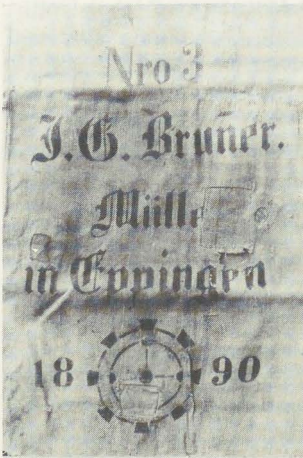
(20)



(21)



(22)



(23)



(24)

- Nr. 17
Von über 100 Säcken der einzige
mit einem Frauennamen
- Nr. 18
Zeichen eines Drechslers
- Nr. 19
Zeichen eines Schreiners
- Nr. 20
Zeichen eines Bäckers
- Nr. 21
Zeichen eines Küfers
- Nr. 22
Zeichen eines Webers
- Nr. 23
Zeichen eines Müllers der
Raußmühle
- Nr. 24
Zeichen eines Steinmetzen

Der Volksaufstand im Revolutionsjahr 1848 in Sulzfeld

Ursachen, Verlauf und Prozesse gegen die Beteiligten

Karl Tubach

Im Volksmund ist durch Überlieferung namentlich unter den Älteren noch manches über die tragischen Ereignisse des Jahres 1848 in der Gemeinde Sulzfeld erhalten geblieben. Auch dem Chronisten sind die Erzählungen der verstorbenen Nachbarsfrau über ihren Großvater, einem Beteiligten am Aufruhr, noch in guter Erinnerung.

Das Gemeindearchiv von Sulzfeld birgt hierüber Archivalien, die einen vortrefflichen Einblick in die damaligen Geschehnisse und Zeitverhältnisse ermöglichen und auch in sozialgeschichtlicher Hinsicht sehr aufschlußreich sind. Der Verfasser will mit diesem Aufsatz einen Beitrag zur Ortsgeschichte von Sulzfeld leisten.

Einleitend sei noch festgestellt, daß es zu jener Zeit, also vor etwas mehr als 130 Jahren, das so viel gelobte goldene Zeitalter auch nicht gab, denn es ist eine geschichtliche Tatsache, daß die Armut der Bevölkerung damals sehr groß war.

1. Die Belastungen des Dorfes durch Zehnt und Fron bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden in Sulzfeld eine Reihe von Zehntabgaben und Frondienste, die die Bauern erheblich belasteten.

a) **Der große Zehnte** wurde wie auch die übrigen Zehntlasten von der ganzen Gemarkung erhoben, mit Ausnahme der zehntfreien Güter. Hierzu gehörten sämtliche Halmfrüchte und zwar Dinkel, Haber (Hafer), Einkorn, Weizen, Roggen und Gerste ein-

schließlich des Repses (Raps). Der große Zehnte wurde „in natura“ erhoben wie folgt:

von 9 und 10 Garben	eine Garbe
5 Garben	eine halbe Garbe
5 bis 8 Garben	ein ganzer Bock (Bezeichnung für ein Mittelmaß zwischen einer und einer halben Garbe)
3 bis 4 Garben	eine Hand voll.

Vom Ertrag unter 3 Garben war der Zehnte erlassen. Beim Raps wurde die zehnte Ruthe ausgemessen, und für die Gewächse des Brachfeldes erhob man 40 Kreuzer für jede zehnte Ruthe.

Der große Zehnte stand ganz der Ferdinand von Göler'schen Linie zu.

b) **Zum kleinen Zehnten** gehörten Erbsen, Linsen, Bohnen, Magsamen (Mohn), Dotter, Kartoffeln, Rüben, Dickrüben, Obst und Klee. Vom Klee zahlte man nicht die 10. Ruthe in Geld wie beim Brachgeld, statt dessen wurde für das Winterfeld 5 Simri Dinkel und für das Sommerfeld 5 Simri Hafer erhoben.

Der kleine Zehnte stand zu 39/72 der Ferdinand von Göler'schen Linie, zu 11/72 der Fritz von Göler'schen Linie und mit 22/72 der Evang. Pfarrei in Sulzfeld zu.

c) **Der Weinzehnte** wurde in „Glatten“ erhoben. Er war in der Ortskelter bei der Abkelterung abzuliefern. Die Ortskelter war zu jener Zeit das heute noch als Kelter

bezeichnete Gebäude im Gewinn Kelter (in der Nähe der Seemühle). Sämtlicher Wein mußte in ihr unter Aufsicht gekeltert werden. Das Areal der zehntpflichtigen Weinberge bestand damals aus etwa 400 Morgen. Hierzu sei bemerkt, daß die Weinbergfläche noch um die Jahrhundertwende in Sulzfeld mehr als 100 ha betrug.

Der Weinzehnte stand zu 37/48 der Ferdinand von Göler'schen Linie und zu 11/48 der Fritz von Göler'schen Linie zu.

d) Der sogenannte **Novalzehnte** wurde von neu angelegten Weinbergen (Junganlagen in den ersten Ertragsjahren) erhoben und war die Bezeichnung für neu hinzugekommene Anlagen.

e) Der **Gipszehnte** wurde als sogenanntes „Surrogat“ des Weinzehnten erhoben, weil die Gipsgruben im Weinberggelände lagen. Offensichtlich waren die Lehns Herren vom Wert dieses Gipses als Düngemittel nicht sehr überzeugt; denn man verzichtete auf den Gipszehnten als Naturallieferung und forderte ihn stattdessen in Geld.

Bei den Gipsgruben im Gewinn Haag (beim heutigen Schießstand) wurden Gesteinsadern abgebaut, die zu einem ganz geringen Prozentsatz Kalisalz enthalten haben. Man verwendete diesen Gips als Düngemittel für die Felder. Nach dem Steuerkataster für die Grund- und Gewerbesteuer vom Jahre 1849 befaßten sich nicht weniger als 37 sogenannte Gipsmüller mit dem Abbau, Mahlen und Vertrieb von Gips.

f) Bei den **Herrenfronden** handelte es sich im Fronarbeiten im ursprünglichen Sinne. Jeder Bürger war zu einer jährlichen Fronarbeit von 12 Tagen verpflichtet. Im gesamten waren zu leisten:

1. an 3009 Tagen Handfronden
2. an 154 Tagen Botenfronden
3. an 240 Tagen Jagdfronden und
4. an 360 Tagen Herbstfronden

g) Und letztlich war noch der sogenannte **Blutzehnte** zu leisten. Darunter verstand man den Zehnten für lebende Tiere, nämlich den Kälber-, Ferkel- und Gänsezehnten. Dieser Zehnte hatte, nach dem Ablösungskapital zu schließen, keine all zu große Bedeutung, wohl auch deshalb, weil er zu den unbeliebtesten Zehntabgaben zählte. Vom Ferkelzehnten war auch die Last der gemeindlichen Schweinefesselhaltung (Eberhaltung) zu tragen. Nichts gesagt ist dagegen von der Farrenhaltung.

Das Volk stöhnte unter der Last der Zehntverpflichtungen, und so konnte der Ruf nach Ablösung auch bei den höchsten Stellen nicht ungehört verhallen. Denn es waren nicht nur der Zehnte – sei es nun in Naturalien oder in Geld – entrichtet worden, sondern auch die Gemeinden und der Staat verlangten ihre Umlagen, entsprechend dem Steuerkapital.

Ein Blick in die Steuerregister aus jener Zeit vermittelt einen Einblick hierüber. Man kannte zu jener Zeit zwar noch keine Einkommens- oder Lohnsteuer, dagegen bereits eine Grund- und Gewerbesteuer. Man erhob außer der Steuer nach dem Grundvermögen auch bereits eine Gewerbesteuer. Selbst der kein Grundvermögen besitzende Tagelöhner zahlte eine Gewerbesteuer als solche aus seinem Tagelöhnergewerbe. Am 28. Dezember 1831 erging nach langjährigen Debatten im Ständeparlament das Gesetz zur Ablösung der Herrenfronden und des Blutzehnten. Nach schwierigen Verhandlungen wurden dann am 7. Oktober 1833 die Verträge über die Ablösung dieser Lasten abgeschlossen. Dem Ablösungskapital wurde der 15-fache Jahresreinertrag zugrunde gelegt. Wie schon erwähnt, war der Jahresreinertrag beim Blutzehnten äußerst bescheiden. Man errechnete beim Kälberzehnten einen Jahresreinertrag von 10 Gulden und für den Gänsezehnten einen solchen von 12 Gulden 18 Kreuzer, so daß das Ablösungskapital eine Summe von 334,30 Gulden ergab. Mit Rücksicht auf die Verpflichtung zur Eberhaltung wurde eine Ablösung von Ferkelzehnten ganz erlassen.

Die Hälfte hiervon trug nach dem Gesetz die Staatskasse, die andere Hälfte war vom 1. Januar 1832 an mit 4 % zu verzinsen. Es wurde die vertragliche Vergünstigung eingeräumt, daß dieses Ablösungskapital, wenn die Bezahlung der Ablösungssumme „auf einmal zu hart fällt, dieses in 3 Jahreszielen ehrlich und redlich zu bezahlen ist.“ Das Ablösungskapital der Herrenfronden betrug 7395,96 Gulden und mußte von der Gemeinde ebenfalls nur zur Hälfte bezahlt werden. Der Berechnung dieses Ablösungskapitals lag ein Taglohnsatz von 20 Kreuzern zu Grunde, während diese Jahresbeträge mit dem 12-fachen Jahresertrag abzulösen waren. Verschiedene Posten u. a. für Suppengewährung konnten außerdem noch abgesetzt werden.

Mit dem Gesetz vom 15. November 1833 wurden dann auch die Voraussetzungen zur Abschaffung der übrigen Zehntlasten geschaffen. Schon am 11. Juni 1834 konnten die Ablösungsverträge über den großen, den kleinen und Weinzehnten nach gütlicher Einigung abgeschlossen werden.

Auch die 22/72 Anteile der Evang. Pfarrei Sulzfeld am kleinen Zehnten konnten durch den Vertrag vom 6. Juli 1834 abgelöst werden. Die Ablösungssumme betrug hier 2892 Gulden. Diese Ablösungssumme scheint, wie auch die der Herrenfronden und des Blutszehnten, innerhalb der vertragsmäßig ausbedungenen Zahlungsfrist abgelöst worden zu sein. Außer den 22/72 Anteilen der Pfarrei am kleinen Zehnten enthielt der Zehnte im allgemeinen die Verpflichtung zur Besoldung des Pfarrers, der beiden Hauptlehrer und des Mesners sowie der Bereitstellung des Kommunionweines. Dazu gehörte auch die subsidäre (zur Aushilfe dienende) Verpflichtung zum Neubau und der Unterhaltung der Kirche, des Pfarrhauses und des Schulhauses einschließlich der Ökonomiegebäude, was eine zusätzliche Belastung des Dorfes darstellte. Die primäre (die Grundlage bildende) Verpflichtung zum Neubau und Unterhaltung dieser Gebäulichkeiten dagegen oblag dem Heiligenfond. Zur Besoldung des Pfarrers waren von der Zehntherr-

schaft an die Pfarrei jährlich zu entrichten: 9218 Becher Korn, 11312 Becher Dinkel, 10370 Becher Hafer, 8520 Glas Wein, 9 Klafter Holz und 300 Wellen sowie 30 Gulden in Geld.

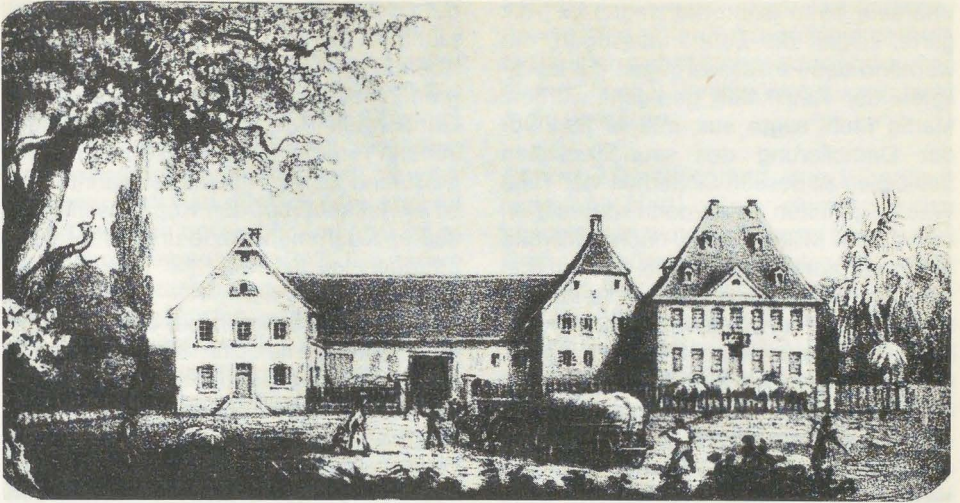
Für den Schul- und Mesnerdienst waren jährlich abzuzweigen: 5028 Becher Korn, 13198 Becher Dinkel, 2526 Glas Wein, 6 Klafter Holz und 300 Wellen. Außerdem stand den Berechtigten die Bewirtschaftung der zehntfreien Pfarr- und Schulgüter zu. Natürlich kann man sich heute unter der Zahl der Becher und Gläser in deren Menge nicht viel vorstellen. Umgerechnet in noch bekanntere Maße dürfte es sich zusammen um etwa 46 Malter Frucht und 11 Ohm (1 Ohm = 150l) Wein gehandelt haben.

Das Ablösungskapital vom großen, kleinen und Weinzehnten sowie den übrigen Zehntlasten wurden auf 75060 Gulden errechnet. Das Ablösungskapital war mit 5% vom 1. Januar 1834 ab zu verzinsen.

Obwohl in den Verträgen eine sechsmonatige Zahlungsfrist ausbedungen war, kam es indessen bis zu Jahre 1848 nicht zur Zahlung der Ablösungskapitalien. Es handelte sich bei dem Ablösungskapital für damalige Zeitverhältnisse um eine gewaltige Summe, wenn man berücksichtigt, daß der ortsübliche Taglohn nur 20 Kreuzer betrug. Die Zinsen jedenfalls in Höhe von ca. 4000 Gulden jährlich waren aufzubringen und wurden durch die Zehntgemarkungsgenossenschaft entsprechend dem Steuerkapital von den steuerpflichtigen Gemeindebürgern erhoben.

2. Der Verlauf der Revolution im März/ April 1848 in Sulzfeld

Als nach mehreren Mißernten im März 1848 in verschiedenen Teilen des Großherzogtums Baden Aufstände aufflackerten, garte es auch in Sulzfeld. Aufgrund der hohen Belastungen, die trotz der förmlichen Abschaffung der Feudallasten (Zehnte, Fronden) immer noch die Bauern bedrückten, richtete sich der Volkszorn vor allem gegen die örtliche Grundherrschaft, in der man



Der Neuhof (Lithographie von J. Lohmüller 1854)

die Wurzel des Übels sah. „Aufgemuntert durch die Beispiele an anderen Orten, wo man gleichfalls über das Eigentum des Adels herfiel, aber auch verleitet durch aufreizende Reden einiger sich nachher zurückziehender Wortführer“, wie es in den Aufzeichnungen heißt, „glaubte man es mit dem Eigentum der Freiherren von Göler gleichzutun.“

Und so fing es an: In der Nacht vom 28. auf 29. März 1848 zog eine Anzahl von ungefähr 20 Sulzfelder Bürgern auf den der Freiherrl. von Göler'schen Grundherrschaft gehörenden Neuhof. Man schlug dort mit Äxten die Kellertüren ein und bemächtigte sich der eingelagerten mehreren Ohm Wein, die dem Rentbeamten Weiß gehörten. Der Wein wurde teils getrunken, der meiste hiervon jedoch verschüttet bzw. ausgeleert.

Der Volkszorn richtete sich aber nicht nur gegen den Adel selbst, sondern auch gegen die Bürger, die gewissermaßen im anderen Lager standen. So erfolgte am 3. April 1848 ein Angriff gegen den Schullehrer Hettmannsperger, den man mit Gewalt aus dem Schulhaus (jetziges altes Schulhaus) zu vertreiben suchte. Einige

Bürger, unter diesen der Akzisor (Steuer-einnehmer) Teutsch, widersetzten sich diesem Treiben, und die Folge davon war, daß man auch dem Akzisor Teutsch in der kommenden Nacht Türen und Fenster einschlug.

Am folgenden Tage, dem 4. April 1848, zog dann ein aus 119 Bürgern bestehender Haufen vor das Freiherrl. von Göler'sche Schloß und drang schließlich gewaltsam in dieses ein. Dort wurde sämtliches Inventar bis auf die leeren Zimmer zerstört. Anschließend wurde der im Schloß befindliche Keller und der sogenannte Kronenkeller (unter dem Haus Brandner) aufgebrochen und ein Teil der darin gelagerten Weine und andere Getränke teilweise getrunken, zum größten Teil aber „laufen gelassen“ bzw. verschüttet. Damit jedoch noch nicht genug. Auch ein Teil der auf dem Schloßspeicher gelagerten Früchte wurde geholt, und bei den zur Gegenpartei gehörenden oder sonst verhaßten Bürgern wurden Eigentumsbeschädigungen ausgeführt. Namentlich wurden auch die Gärten der beiden Israeliten Josua Eppinger und J. Sondheimer aus Eppingen, die im hiesigen Orts-etter Gärten besaßen, die mit schönen Mauern umgeben waren, gewaltsam beschädigt.

Wie sehr es in jenen Märztagen im Volk gärte, zeigen die Zeugenaussagen, die während des Prozesses gegen die Beteiligten der Revolution gemacht wurden. Martin Mehl sagte aus, daß er kurz vor der Demolierung des grundherrlichen Schlosses zu dessen Sicherheit vier Tage Wache gehalten habe, dann aber sei er, da er beim Militär diente, nach Karlsruhe zurückgerufen worden. Dort traf er den hiesigen Bürger Johann Fundis. Dieser machte Mehl Vorwürfe, weil er das grundherrliche Schloß bewacht habe: „Ich hätte dir die Füße abschlagen mögen, daß du das Schloß auch noch bewachst und bist überdies so töricht und bleibst in Karlsruhe als Soldat. Komme und fahre mit nach Haus! Es muß anders werden. Ich rücke zwei Ernten daran!“

Nach elf Tagen kam Mehl wieder in Urlaub, am Tag vor der Schloßdemolierung. Bei diesem Vorgang wollte Johann Fundis den Martin Mehl mit Gewalt zwingen, an der Vernichtung der grundherrlichen Akten teilzunehmen. Fundis wäre zu tätlichen Angriffen gegen Mehl geschritten, wäre dieser dem Fundis nicht an Kraft überlegen gewesen.

Philipp Lang erklärte, daß Max Heinle den Leuten, die auf Veranlassung von Rentamtmann Weiß beim Schloßturm die „Früchte“ der Grundherrschaft in Sicherheit bringen sollten, drohte: „Wenn ihr von den Früchten nicht ablasst, so werden euch die Häuser angezündet“.

Georg Maier gab folgendes zu Protokoll: „Etwa drei Wochen vor der Demolierung des grundherrlichen Schlosses sei Adam Beck in seine Wohnung gekommen und habe in drohender Weise gesagt: Wir sind unserer vierzig und haben zusammen geschworen: Wer nicht mit uns hält, wird sehen, wie es ihm geht. Dabei habe er einen zweischneidigen Dolch gezogen und drohend damit herumhantiert. Dasselbe habe Bernhard Dengler mitangehört.“

Wie gereizt die Stimmung, aber auch wie gespalten die Bevölkerung war, ist aus

dem folgenden Bericht zu entnehmen: „Johann Albrecht Stolzenthaler hat am Abende des Tages vor dem Sturm auf das grundherrliche Schloß in Gegenwart der Gendarmen Reiß und Berki den Bürger Johann Himmel, welcher die zusammen-gelaufene Rotte, Ruhestörer nannte, mit einer Reithaue auf den Kopf geschlagen, daß er zusammenstürzte und für tot weggetragen wurde.“

Die Bürger verlangten bei ihren Demonstrationen, die letztlich mit den gewalt-samen Beschädigungen endeten, die völligen und entschädigungslosen Aufhebungen sämtlicher noch bestehender Feudalrechte, die vornehmlich aus den Zehntablösungskapitalien und den Zinsen aus diesen Kapitalien bestanden.

Die Proteste richteten sich aber auch gegen die Zulassung auswärtiger Steigerer zu Holz- und Laubversteigerungen in den grundherrschaftlichen Waldungen und nicht zuletzt gegen die Schäfereigerechtigkeit. Das Laub der Wälder war den Bauern damals so kostbar wie das Stroh des Getreides, weil die kargen Stroherträge als Streu für das Vieh bei weitem nicht ausreichten, und selbst das Laub der Obstbäume wurde eingesammelt.

3. Der Prozeß gegen die Beteiligten an der Revolution

Indessen: die Hoffnungen der Demonstranten erfüllten sich nicht. Nach der Niederschlagung der Revolution setzten auch schon die Ermittlungen gegen die Beteiligten am Aufruhr ein.

Mit dem hoferichtlichen Urteil des Hofgerichtes in Mannheim vom 7. April 1849, gegen das Rekurs (Einspruch) eingelegt wurde, wurden sämtliche Teilnehmer am Aufstand für die gesamten Beschädigungen gesamtverbindlich haftbar gemacht, d. h. daß die vermögenden und zahlungskräftigen Beteiligten für die besitzlosen Teilnehmer mithaften mußten.

Derweil wurden die Untersuchungen zur Vorbereitung des Strafprozesses fortge-

setzt. Im Juli 1849 kamen die ersten fünf Beschuldigten in Untersuchungshaft ins Amtsgefängnis nach Bretten, und damit kehrte auch die erste große Not bei den betroffenen Familien ein. In der Bittschrift vom 18. November 1849 auf zeitweilige Entlassung der Inhaftierten heißt es unter anderem: „Wir sind sämtlich sehr arm und selbst mit Hilfe unserer Ehemänner ist es hart hergegangen, das Brot für unsere Kinder herbeizuschaffen. Nun hat uns aber das Unglück getroffen, wegen der hier verübten Gewalttat, in die unsere Männer hineingerissen wurden und die wir keineswegs beschönigen wollen“. Der Bitte um Entlassung bis zur Verurteilung wurde im

Februar 1850 entsprochen. Die Entlassenen wurden unter Polizeiaufsicht gestellt. Sie mußten sich täglich melden und durften abends nach 9 Uhr ihre Wohnungen nicht mehr verlassen.

Am 15. Mai 1850 fand eine Bürgerversammlung statt, bei der eine Resolution beschlossen wurde, die von mehr als 200 Gemeindebürgern unterzeichnet wurde und mit der demonstriert werden sollte, daß die Einwohnerschaft hinter den Beteiligten am Aufstand steht. In der **Resolution** wird unter anderem folgendes ausgeführt:

„1. Man kann nicht einzelne aus unserer Gemeinde als Zeugen oder Täter bezeichnen, sondern man müßte geradezu die ganze Gemeinde vorladen. Wir haben die vollständige Ueberzeugung, daß wenn die eingeleitete Untersuchung fortgeführt wird, neue und vielleicht noch größere Ausbrüche zu befürchten wären und wir dann vielleicht nicht mehr im Stande sein würden, den Frieden wieder herzustellen. Es könnte in Folge der Untersuchungen großes Elend über unsere Gemeinde kommen und ebenso der Regierung Nachteil dadurch erwachsen. Wir müssen selbst über die begangenen Frevel unsere höchste Mißbilligung aussprechen. Wenn man aber der Sache bis auf den letzten Grund dringt, so wird sich als wahr herausstellen, daß die oberste Ursache von den beklagenswerten Ereignissen nicht im Schoße der Bürger, sondern vielmehr in der Handlungsweise einiger Mitglieder der Grundherrschaft zu suchen und selbst zu finden ist. Wir sehen hierin sogar noch einen größeren Frevel als in dem Verübten. So glauben wir denn, daß es hier aus Gründen der Politik wie der Gerechtigkeit geraten und notwendig sei, wenn die Untersuchung nicht fortgeführt, sondern niedergeschlagen wird. Es ist gestern von uns eine Deputation in Karlsruhe gewesen, um mit den Herrn von Göler zu unterhandeln. Mehrere von ihnen haben sich selbst geäußert, daß es ihr Wunsch sei, wenn die Sache nicht untersucht, sondern niedergeschlagen wird. Wir stellen daher den Antrag und bitten, daß das Bezirksamt die Akten an das Großh. Finanzministerium vorlege und unser Gesuch auf Niederschlagung der Untersuchung aus allen Kräften unterstütze.

2. Auch ist es sehr unser Wunsch, daß das heute eingerückte Militär morgen schon wieder den Ort Sulzfeld verlasse.

3. Wir werden unsererseits, dies versprechen wir hiermit aufs Feierlichste, alle unsere Kräfte aufbieten, daß die öffentliche Ordnung und Ruhe von nun an nicht mehr gestört werde, und wir glauben auch fest überzeugt zu sein, daß wir über solche hiesige Einwohner, welche gegen unseren Willen Unordnung und Gewalttätigkeiten herbeizuführen suchen, Meister werden und so in unserem eigenen Interesse die alte Regelmäßigkeit in unserem Tagwerke wieder hervorrufen.“

Soweit die Resolution, aus der ersichtlich ist, daß die Einwohnerschaft gegen die fortgesetzten Untersuchungsverfahren gegen die Teilnehmer am Aufstand sehr aufgebracht war. Um der Bevölkerung die Staatsgewalt deutlich vor Augen zu führen, rückte eine Abteilung Militär in Sulzfeld ein. Auffallend ist auch, daß seinerzeit die gesamten Untersuchungen von der Verwaltungsbehörde (Bezirksamt) geführt wurden und die Gewaltenteilung noch nicht bestand.

Auch über den Schadensersatz suchte man mit der Grundherrschaft zu einer gütlichen Einigung zu gelangen, „um den Umsturz vieler Haushaltungen abzuwenden, den verderblichen Zwiespalt in der Gemeinde selbst zu beseitigen und durch billige Ausgleichung aller der Grundherrschaft zugeführten Unbilden eine Versöhnung und einigende Handreichung zwischen Grundherrschaft und Gemeindegütern zu Stande zu bringen“.

Nach Durchsicht des hofgerichtlichen Urteils und Vergleichung mit den Pfandbüchern hatte sich herausgestellt, daß von sämtlichen Verurteilten bei eintretenden Zwangsmaßnahmen nur 10 zahlungsfähig waren. Aber auch das ganze Vermögen dieser Zahlungsfähigen würde nach Abzug der Schulden nicht ausreichen, wenn die Ehefrauen auf Absonderung ihrer Vermögensanteile bestanden, um die Schätzungsbeiträge der Entschädigungen zu bezahlen.

Ein Zwangsverfahren wollte man auf jeden Fall vermeiden, weil die dabei anlaufenden Kosten einen großen Teil der vorhandenen bescheidenen Mittel verschlungen hätte, und es wäre zuletzt nichts übrig geblieben, als den fehlenden Betrag auf die Gesamtheit der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Einwohner umzulegen, soweit diese an den Beschädigungen teilgenommen hatten. Man glaubte, daß sogar die Kinder der dadurch um ihr Vermögen gekommenen Familien auch späterhin der Gemeinde bzw. der Allgemeinheit zur Last fallen würden, und eine solche Lösung dieser

für Sulzfeld ohnehin verderblichen Verhältnisse würde nicht nur die Existenz von über 60 Familien ruinieren, sondern auch unheilvolle Folgen haben. Der Ortskredit würde vollends verloren gehen, aber auch die Grundherrschaft könnte aus einer verarmten Gemeinde nur noch geringen Nutzen ziehen.

In der Bürgerversammlung vom 15. Mai 1850 haben auch die unbeteiligten Bürger die Erklärung abgegeben, daß auch sie ein bedeutendes Opfer nicht scheuen, sofern die Grundherrschaft einen den Verhältnissen entsprechenden Nachlaß bewilligt. Den für die vermögenslosen Schuldigen verbleibenden Rest wollte man durch verhältnismäßige, dem Steuerkapital sich annähernde freiwillige Beiträge in 4 unverzinslichen „Zielen“ (= Jahresrate einer tilgenden Schuld) bezahlen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sämtliche Freiherren von Göler sich verbindlich erklärten, ihren ganzen Einfluß bei den „Allerhöchsten Regierungsbehörden“ und Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog selbst geltend zu machen, um den zwar schuldigen, aber durch die Zeitergebnisse ohne Ueberlegung zu den unschönen Taten hingerissenen Mitbürgern, wenn nicht gänzliche Straflosigkeit zu verschaffen, so doch eine Begnadigung bis zu einem geringen Teil der Strafzeit zu erwirken. Sofern keine Begnadigungen erwirkt werden, würde der von den Unglücklichen zurückgelegte Notpfennig für „Azungskosten“ draufgehen, welche bei eintretender Vermögenslosigkeit die Staatskasse bestreiten müßte.

In diesem Falle würde aber die freiwillige Zahlung von Beiträgen abgelehnt.

Sämtliche erschienenen, beteiligten und unbeteiligten Bürger stimmten diesen Vorschlägen zu, und sie ermächtigten den Gemeinderat, die vermittelnden Schritte bei der Freiherrl. von Göler'schen Grundherrschaft zu tun.

Die in der Niederschrift vom 15. Mai 1850 erwähnte „Deputation“, bestehend aus

Bürgermeister David Pfefferle und den Gemeinderäten Boseker und Guggolz, wurde beauftragt, „sich zu den so schwer gekränkten Hochfreyherrlichen Grundherren zu begeben und diesen die gegenwärtige Gesinnung der Gesamtbürgerschaft mit der inständigen Bitte an das Herz zu legen, daß Hochdieselben in christmilder Berücksichtigung nicht nur den Beleidigern verzeihen, sondern auch durch Annahme des Vorschlags und nähere Bestimmung der Bedingungen ein so folgeschweres Unglück um Ihres- und unseres besten Willens von Sulzfeld abwenden möchte“.

Dem Rentamtmann Weiß, der sehr verhaßt war, und der nach dem Aufstand im Jahre 1848 seinen Amtssitz nach Eppingen verlegte, teilte man mit, daß mit einer Reparierung seiner Forderung auf freiwilliger Grundlage nur die Rede sein kann, „wenn derselbe durch verantwortliche Handlungen und erfolgreiche Einwirkung bei seiner Principalschaft und den betreffenden Regierungsbehörden die dermaligen Zwecke der Bürgerschaft wirklich zum Ziele gebracht und dadurch sich ein Verdienst um unsere hilfsbedürftigen Mitbürger erworben hat“.

Die Bittschriften wurden von den Grundherren geteilter Meinung aufgenommen und auch von einem der maßgebenden Herren befürwortet. Baron Karl v. Göler in Schatthausen erwiderte dagegen in einem offenen Brief, daß er, die vollständige Entschädigung für die Zerstörungen vorausgesetzt, „recht gerne für die einmal unabänderliche Untat Verzeihung angedeihen und sein Bemühen dahin verwenden wolle, daß der Landesherr für die Reuigen die Strafe mildert oder ganz nachläßt; wenn, ja wenn der oder die Rädelsführer, die am 4. April 1848 den Schloßsturm veranlaßten und der Verfasser jener fluchwürdigen Schrift, die ihm am gleichen Tage von Bürgermeister Pfefferle überreicht wurde, dem Bezirksamt bekanntgegeben wird“. (Dieses Flugblatt, das offenbar zum Aufruhr aufforderte, ist leider im Gemeindearchiv Sulzfeld nicht mehr aufzufinden).

Er führte in seinem offenen Brief weiter aus, daß die Verurteilten im Geiste der Lüge und der Verheimlichung der Wahrheit verharren. Jeder kennt, so glaubte er, die bezeichneten Personen und ihre Helfershelfer, doch keiner tut das Geringste, um die Strafen auf den Rädelsführer und seine Genossen abzuwälzen. „Wollt ihr das nicht, so behaltet euere harten Strafen, die ihr wegen eueres Lügens und der Verheimlichung der Rädelsführer in vollem Maße verdient und tragen müßt, denn ihr seid noch nicht gebessert. Euch war es vielmehr gleichgültig, ob die Untat geschah oder nicht, ihr machtet mit, daß der Haufen größer und die Strafe nach Euerer Meinung unmöglicher wurde.

Hättet ihr euch alle zusammengeschart und für Ordnung gesorgt, anstatt den Haufen zu vergrößern. Zeigt allererst tatsächliche Reue, dann sollt ihr, wenn der Hauptschuldige entlarvt ist, auf meine Fürbitte rechnen können“.

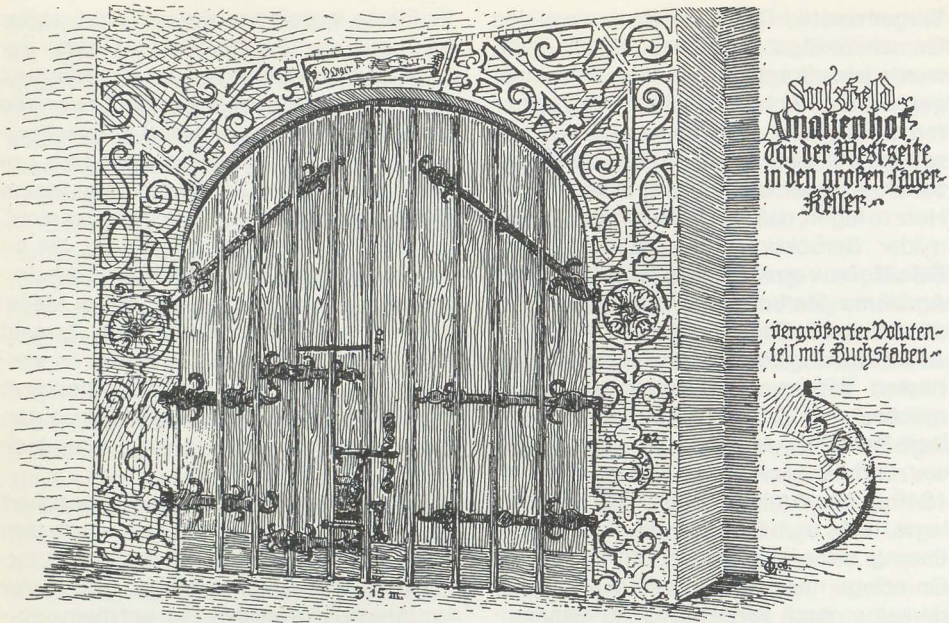
Soweit der offene Brief.

Die gesuchten Haupturheber oder Rädelsführer des Aufstandes fand man indes nie, und man suchte solche auch noch im Februar 1852, zu einem Zeitpunkt also, wo sich nahezu sämtliche Teilnehmer im Zuchthaus in Bruchsal befanden.

Es mag bezweifelt werden, ob es einen solchen örtlich überhaupt gab. An den Strafmaßen ist zu erkennen, daß diese mehr oder weniger nur am Grad der Beteiligung an den Zerstörungen gemessen wurde.

Im Jahre 1850 und auch am Anfang des Jahres 1851 glaubte man allerdings immer noch nicht an das bittere Ende, das die Sache nahm. Man stellte immer noch Forderungen, suchte einen Ausgleich und war zuversichtlich, daß Gnade gewährt wird, nicht zuletzt auch in der Zuversicht, die Gesamtbürgerschaft hinter sich zu wissen.

Das oberhofgerichtliche Urteil vom 26. April 1851 zerstörte aber vollends jegliche



Amalienhof in Sulzfeld (1607), Kellertor im ursprünglichen Zustand.

Illusion. Der Rekurs (Einspruch) auf das hofgerichtliche Urteil vom 7. April 1849 wurde verworfen und alle für schuldig erklärten Teilnehmer für die gesamten Beschädigungen sowie die Verfahrens- und Untersuchungskosten, mit Ausnahme des Wein- und Frucht Diebstahls, samtverbindlich haftbar gemacht. Die Ersatzkosten für die Wein- und Fruchtentwendungen waren nicht eingeklagt, weil diese von den unmittelbar Beteiligten früher bezahlt wurden.

Unter den 119 unmittelbar oder mittelbar an den Zerstörungen beteiligten Einwohnern befanden sich nur 7 Männer, die entweder zahlungsfähig waren oder noch schuldenfreies Vermögen besaßen. Georg Dauth, Johann Frank, Johann Friedrich Heinle, Johann Fluhrer, Jakob Götter und Karl Steiner verpflichteten sich wieder unter sich, gesamtschuldnerisch für den Schadensersatz aufzukommen.

An Entschädigungen waren zu leisten: Der Franz von Göler'schen Grundherrschaft für Fahrniszerstörungen einschließlich 5 Proz. Zinsen vom 1. April 1848 an 4642 Gulden.

Dem Rentamtmann Weiß für zerstörte Effekten einschließlich Zinsen 2110 Gulden und 31 Kreuzer.

An Josua Eppinger und J. Sondheimer in Eppingen 236 Gulden und 36 Kreuzer.

Dem Akzisor Gottlieb Teutsch 88,59 Gulden und einige andere Einwohner kleinere Beträge.

Die Gesamtentschädigung betrug 7071 Gulden und 78 Kreuzer.

Hinzu kamen die Untersuchungskosten, Gerichtskosten und sonstige Gebühren und Sporteln einschließlich der Pfandbucheinträge in Höhe von 2230,47 Gulden, die ebenfalls von den sieben genannten Beteiligten bezahlt wurden. Die gesamten Aufwendungen betragen 9342 Gulden und 27 Kreuzer. Am 4. Dezember 1851 wurden die Entschädigungen bezahlt, also mehr als 3½ Jahre nach der Tat.

Gewiß ging es auch hier nicht ohne **Pfändungsanordnungen**. Unter Berufung auf

die samtverbindliche Haftbarkeit aller Teilnehmer haben sich die sieben Bürger nur zur vorschüblichen Abtragung der Ersatz- und Entschädigungsforderungen verpflichtet und sich ausdrücklich vorbehalten, auf das Vermögen der Mitbeteiligten zurückzugreifen und alle sonstigen Schritte zu unternehmen, daß jeder der Verurteilten seinen Anteil dazu beiträgt.

Es war kein leichtes für die sieben Männer, wenigstens einen Teil ihres Geldes, das sie zum größten Teil selbst durch Kapitalaufnahmen beschaffen mußten, wieder zu sehen. Sie waren gezwungen, Pfandbuchzwangseinträge zu erwirken und selbst die Forderungen an Nachlässen einzuklagen. Die Abrechnung unter den Beteiligten erfolgte durch einen Notariatsakt erst am 8. November 1856, nachdem 27 weitere Teilnehmer inzwischen ihre Anteile an den Kosten je nach ihrer Vermögenslage beglichen hatten. Rückerstattet wurden den Genannten 3712 Gulden, so daß die sieben schließlich mit einem ansehnlichen Betrag hängen blieben. Es mag sein, daß der eine oder andere auch später noch etwas abzahlte, ganz dürften sie ihr Geld jedoch nicht mehr zurückerhalten haben.

Mit jenem oberhofgerichtlichen Urteil vom 26. April 1851 wurden aber nicht nur die zu leistenden Entschädigungen festgestellt, sondern auch 77 Bürger von Sulzfeld zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt. Die zu erstehenden Strafen lagen zwischen 1 Jahr und 7 Jahren Zuchthaus. Die Mehrzahl der Verurteilten erhielten Zuchthausstrafen zwischen 4 und 7 Jahren.

Am 26. Mai 1851 wurde sämtlichen Beteiligten im Rathaus Sulzfeld durch das Bezirksamt Eppingen das oberhofgerichtliche Urteil verkündet. Ein Verurteilter war zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben. In Anbetracht dieser harten Urteile wird auch verständlich, warum sich von 119 Teilnehmern sieben bereit erklärten, die Entschädigungsforderungen abzutragen, nämlich um zu retten, was zu retten war, weil ihnen das Schwerste, der Strafantritt, noch bevorstand.

Am 3. September 1851 mußte sich dann auch die erste Gruppe der Verurteilten unter Begleitung einer Gendarmerieeskorte beim Bezirksamt Eppingen zur Einlieferung in die Strafanstalt in Bruchsal melden. Die Mehrzahl trat ihre Strafen zwischen dem 28. Dezember 1851 und dem 12. Februar 1852 an.

Bürgermeister Pfefferle setzte sich dafür ein, daß die Verurteilten zum Strafantritt nicht durch die Gendarmerie abgeholt wurden, sondern sich diese auf Vorladung beim Bezirksamt zum Strafantritt melden konnten. Diese Vergünstigung brachte dem Bürgermeister am 12. Januar 1852 einen Verweis ein, als sich nämlich an diesem Tage eine Gruppe von Verurteilten erst um 10 Uhr, statt um 8 Uhr in Eppingen einfand, allerdings dann auch noch nicht im Amtshause, sondern in den Wirtshäusern. „Wenn sich solcher Unfug beim nächsten Transport wiederholt, so werden die noch übrigen Sträflinge immer mit Gendarmerieeskorte abgeholt werden. Wie es sich gebührt, sollen die Leute pünktlich, und nicht wie es ihnen gefällt, und nüchtern sich in der Amtsstadt einfinden.“ Einen strengen Verweis mußte Bürgermeister David Pfefferle dafür hinnehmen, als er dem Groß. Bezirksamte in Eppingen nicht rechtzeitig meldete, daß sich zwei Verurteilte durch Flucht der Strafe entzogen haben.

Insgesamt entzogen sich 12 Verurteilte, und zwar sämtliche ledigen Teilnehmer am Aufstand, aber auch einige Familienväter durch Flucht der Strafe. Die meisten davon nahmen zunächst den Weg in die Schweiz, um dann später nach Amerika auszuwandern. Christof Krüger ließ es sich nicht nehmen, noch im Jahre 1849 mit dem Freischarenzug die Schweizer Grenze zu überschreiten.

Nun aber kommt das tragischste Kapitel der Geschehnisse um die Revolution von 1848: Die betroffenen Familien wurden durch die Einkerkung der Verurteilten ihrer Ernährer beraubt.

Das **Gnadengesuch** des Gemeinderats und Bürgerausschusses von Sulzfeld vom 22. März 1852 an Seine königliche Hoheit den Großherzog von Baden vermittelt einen drastischen Einblick in die damalige Zeit

und gibt ein erschütterndes Bild über die Armut, die unter der Bevölkerung herrschte.

Das Gnadengesuch soll hier in seinem wesentlichen Inhalt wiedergegeben werden:

„Untertänigste gehorsamste Vorstellung und Bitte des Gemeinderats und Bürgerausschusses zu Sulzfeld im Namen der ganzen hiesigen Gemeinde, um allergnädigste Freilassung der sich wegen Demolierung des grundherrl. Schlosses sich in Haft befindlichen Bürger von hier. Wenn Eure Königliche Hoheit allerhöchst ihren Untertanen immerwährend mit väterlicher Huld gewogen sind, so zeigt sich doch allerhöchst ihre wahre Vaterliebe nirgends mehr zu denselben als im Unglück und in bedrängten Zeiten. Angezogen durch die väterliche Milde und die viel bewährte Hochherzigkeit und Humanität Eurer Königlichen Hoheit, wagen wir es in unserer äußerst bedrängten Lage, in tiefster Ehrfurcht höchstihrem Throne uns zu nahen, unsere untertänigste Bitte zu dessen Stufen niederzulegen und allerhöchstihre unverdiente Huld und Gnade anzuflehen.

Leider sind es die im Jahre 1848 ausgebrochenen Wirren, veranlaßt durch die Eurer Königlichen Hoheit wohlbekanntem wählerischen Umsturzpartei – deren traurige Folgen mit ihren Nachwirkungen uns diese Wunden geschlagen, welche uns nötigt, im Drange der größten Not unsere letzte Zuflucht zu Allerhöchstihnen zu nehmen. Geruhen Eure Königliche Hoheit daher huldvollst durch gegenwärtige Zeilen unser Schicksal allergnädigst zu vernehmen und zu erwägen.

Wie schon erwähnt, ist es die im Jahre 1848 ausgebrochene Revolution, welche auch über den hiesigen Ort ihre Polypenarme ausbreitete, wie dies leider vieler Orte durch die Macht jener verderbenbringenden Zeitverhältnisse geschehen ist.

Hierbei haben sich mehrere hiesigen Einwohner, geleitet durch allerlei törichte und lügenhafte Vorspielungen blinder Führer, besser gesagt Verführer, beiziehen lassen, sich an dem Eigentum der Freiherren Göler von Ravensburg zu vergreifen, dasselbe teils zu entwenden, teils zu demolieren, wie dies namentlich an dem Grundherrlichen Schloß und anderen Räumlichkeiten der Fall war. Selbst viele hiesige besser gesinnte Bürger mußten ihre Rachgier empfinden und vieles leiden und dulden. Die natürliche und unausbleibliche Folge hiervon war, daß ihnen die Gerechtigkeit auf der Ferse folgte. Und wirklich ließ dieselbe nicht lange auf sich warten. So zwar, daß sich 57 der Beteiligten hiesigen Bürger in der Strafanstalt zu Bruchsal befinden, 12 Individuen aber sind heimlich entwichen, und 8 sehen jeden Augenblick ihrem Strafantritt entgegen.

Obschon nun einer vor dem anderen mehr in die Schuld trägt, daß er jetzt für seine begangenen Fehler büßen und jeder nach Analogie unserer hohen Gesetze gerechte Strafe leiden muß, so haben wir doch die gerechte Ueberzeugung, daß die Mehrzahl derselben nur Verführte sind, durch Schwäche und Unwissenheit zum Aufruhr verleitet; die über sie verhängte, wenn gleichwohl gerechte Strafe dieselben nur zu hart berührt. Denn wirklich befinden sich unter den Sträflingen solche Subjekte, welche von jeher die edelsten Bürger waren und auch nie die leiseste Spur von Revolutionsschwindel verraten haben, von denen man wohl sagen darf: 'Der Unschuldige muß mit den Schuldigen leiden'.

Und es ist gewiß höchst traurig zu sehen, wie diese armen Irrgeführten in ihrer über sie verhängten langen Haft verbleiben sollen, wodurch so viele Familien ihrer Ernährer beraubt sind und nun in Not und Elend, in Tränen gebadet, schmachten müssen.

So hart aber nun alle ihr Los drücken mag, so sind wir, die wir nun gehalten sind, deren totalarmen mitunter sehr zahlreichen Familien zu unterstützen, weit mehr gestraft, als sie selbst, und der Ruin des ganzen hiesigen Ortes liegt nicht mehr fern, wenn wir von dieser enormen Last durch Amnestierung der Betreffenden nicht alsbald befreit werden.

Denn bekanntlich ist der hiesige Ort einer der ärmsten im ganzen Amtsbezirke, sowohl im Gemeinde- als auch im Privatvermögen. Um hiervon ein anschauliches, leider trauriges Bild zu geben, erlauben wir uns, hierüber einige Zahlverhältnisse hier anzufügen. Von den 300 hier ansässigen Bürgern bei einer Seelenzahl von rund 2000 Einwohnern besitzen cirka 150 Bürger nach Abzug der Schulden gar kein Vermögen und müssen sich nur vom Taglohn ernähren. Etwa ebensovielen bleibt nach Abzug ihrer Passiven nur noch sehr wenig übrig. Bei weitem die Wenigsten genießen noch schuldenfreies Eigentum.

Und diese gerade sind es, welche fast allein die ganze Last der Gemeinde zu tragen haben und müssen unter unseren jetzigen Verhältnissen bei der ohnehin schlimmen, geldarmen und kreditlosen Zeit, notwendig vollends zu Grunde gehen. Denn da die Gemeinde-Einkünfte, nach Abzug der Einnahmelasten, nur ganz gering sind und dabei der Schuldenstand der Gemeinde sich auf 15000 Gulden beläuft, so müssen alle Gemeindebedürfnisse durch Umlagen bestritten werden und lasten dieselben fast lediglich auf den wenigen bemittelten Grundbesitzern, worüber die Einnahmerückstände als Beleg dienen mögen. Von diesen befinden sich aber mehrere in Haft, und ist deren Vermögen, das noch einigermaßen die Gemeindelast hätte mittragen können, für Ersatz-, Untersuchungs- und Straferstehungskosten mit Beschlagnahme belegt, und wird dasselbe wohl ganz hierfür aufgerieben werden, da bei weitem der größere Teil der Mitverurteilten kein Vermögen besitzt, eine solidarische Haftbarkeit aber ausgesprochen ist.

Wenn wir nun bisher wegen der Unterhaltung der 200 notorisch Armen hiesiger Gemeinde, die fast einzig und allein, namentlich aber in diesem äußerst schlimmen Mißjahr aus Gemeindemitteln erhalten werden müssen, alljährlich eine fast unerschwingliche Last zu tragen haben, so wird diese durch die Verurteilung der betroffenen Familienväter zur Straferstehung uns neuerdings zur Last gefallen 70 Familien mit 150 armen, notleidenden Personen bis zur Erdrückung vermehrt. Eine jährliche Summe von 3000 Gulden ist nicht hinreichend, dieselben auch nur notdürftig zu unterstützen. Der Arretierungs- und Vorführungsgebühren hiesiger Bettler, welche bald „Legion“ genannt werden könnte, nicht zu gedenken, denn diese werden bisweilen zu Dutzenden per Wagen beigebracht, weil mitunter ganz kleine Kinder vom Hunger getrieben, dem Bettel nach außen nachziehen, weil sie in loco (örtlich) nicht zur Genüge unterstützt werden können.

Angesichts dieser unserer großen Armut hat das Großherzogl. Bezirksamt Eppingen für uns im Bezirk dieser Tage eine Collecte gütigst angeordnet. Wir zweifeln nicht, daß diese ihren Zweck ganz verfehlen dürfte. Uebrigens haben in diesem verhängnisvollen Jahr fast alle Gemeinden mit sich selbst zu tun. Hiernach aber dürfte der Ertrag einer Collecte so reichlich nicht ausfallen und unsere Not nur vorübergehend lindern, wenngleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß es immerhin noch wohlthätige und edle Menschenfreunde genug gibt, die jederzeit bereit sind, wo es die Not erfordert, ihr Schärfflein auf den Altar der Nächstenliebe zu legen. Sprechen aber die öffentlichen Blätter nicht tagtäglich von Not, Elend und Armut im laufenden Jahre?

Wir haben nur versucht, in gedrängter Kürze ein wahrheitsgetreues, aber leider trauriges Bild über die dermaligen, sehr beklagenswerten Verhältnisse des hiesigen Ortes im allgemeinen darzustellen, den Notstand derselben in seiner ganzen Größe zu schildern und zu wiederholen, daß es uns rein unmöglich ist, die ungeheure Last noch länger zu tragen, wenn nicht der völlige Ruin des ganzen Ortes alsbald herbeigeführt werden soll, und daß unserem Elend nur dadurch Grenzen gesetzt werden können, wenn die zur Straferstehung verurteilten Familienväter recht bald ihren Familien zurückgegeben werden."

Das Jahr 1851 brachte eine Mißernte, und in der Gemeinderechnung des Rechnungsjahres 1851/52 sind erhebliche Beträge für Brotverteilungen an die notleidende Bevölkerung ausgewiesen, wobei man berücksichtigen muß, daß bei einem Jahresetat von 5000 Gulden nur bescheidene Mittel zur Verfügung standen und die Mehrzahl der Steuerpflichtigen ihr Umlage nicht bezahlen konnte. Auf nicht weniger als 22 handschriftlichen Seiten wurden dann als Anlage zu dem Gnadengesuch die Familien- und wirtschaftlichen Verhältnisse jedes einzelnen der Sträflinge dargelegt. Es lagen durchweg erschütternde Verhältnisse in den betroffenen Familien vor. Einige hiervon wurden herausgegriffen und mögen dies veranschaulichen. Hier die Verhältnisse eines Gipsmüllers, von denen es zu jener Zeit hier eine große Anzahl gab:

„Wenn je des Jammers Anblick das menschliche Herz erweichen kann, so ist es bei dessen hinterbliebener Familie. Eine totalarme Gattin, deren Ehemann zu 6 Jahren verurteilt ist mit 8 am Hungertuche nagenden Kindern, die noch alle minderjährig und jetzt sieben bei der Mutter zu Hause sind, das Jüngste erst ein Jahr alt, sind

der Gemeinde zur Last gefallen und können dieselben unmöglich zur Genüge unterstützt werden.“

Oder die eines Schmieds:

„Dieser hat seine Familie sonst anständig ernährt, denn da er sein Handwerk gut versteht, hatte er stets zu tun, um sich den nötigen Lebensunterhalt mit seiner Familie zu verschaffen, obschon er außer seinem Gewerbe kein Vermögen besitzt. Durch seine nunmehr zu erstehende 5. jährige Strafzeit muß seine Familie notwendig an den Bettelstab kommen, die Gemeinde aber mit Erhaltung seiner Familie belastet werden. Wird er aber seiner Familie wiedergegeben, so ist diese versorgt, der Gemeinde eine große Last abgenommen und diese wieder mit einem Handwerksmann versehen, der dieser besonders nottut.“

Zuletzt noch über die Verhältnisse eines Landwirts:

„Wie gewöhnlich ist auch dessen Vermögen ganz verschuldet und kaum hinreichend, das Jahrbrot für die Familie mit sieben Kindern, wovon das älteste 14 Jahre und das jüngste erst 3 Wochen alt ist, zu ge-

winnen. Durch die Abwesenheit des Mannes leidet übrigens das ganze Geschäft bedeutend Not. Die Aecker werden vernachlässigt, und der Schuldenstand nimmt mit jedem Tag zu."

Aus den Briefen der Gefangenen, die diese während der Strafhaft an den Ortsvorstand und an den Gemeinderat richteten, ist zu entnehmen, daß der Strafvollzug zu jener Zeit ungemein hart gewesen sein muß. Der Mithäftling Karl May, der übrigens nach seiner Entlassung aus der Strafhaft nach Amerika ausgewandert ist, hat im wesentlichen die Briefe entweder im Namen der Mithäftlinge, für andere und auch für sich allein, verfaßt. Er verfaßte seine Briefe, obwohl von Beruf Tagelöhner, in einem guten Stil und schreibt in seinem ersten Brief u. a.: „Seit 20 Wochen schmachte ich in einem harten Kerker. Was ich während dieser schrecklich langen Zeit litt und duldete, vermag ich nicht mit Worten auszudrücken. Mein Schicksal und das Elend meiner Familie ist so groß, daß ich es kaum zu tragen vermag. Viele Tränen und Seufzer schickte ich in diesen 20 Wochen gegen den Himmel, die der liebe Gott zählen wird und mich und meine armen Leidensgefährten endlich von diesem fast unerträglichen Elend erlösen möge. Ich sehe jetzt selbst leider ein, daß ich selbst Schuld bin an meinem Unglück, ich bereue es aber von ganzem Herzen. Christus, der Erlöser der Menschheit, hat seinen Feinden am Kreuz verziehen und hat uns sein göttliches Vorbild hinterlassen, dem wir nachfolgen sollen. Die Kerkerqualen haben eine Sinnesänderung in mir hervorgebracht, der alte Odem ist in mir abgestorben. Ich habe keine Feinde

mehr, aller Haß und Groll ist aus meinem Herzen verbannt. Ich werde in Zukunft unablässig das wahre Wohl meiner tieferschütterten Familie suchen und befördern und werde den herrlichen Wahlspruch nie vergessen: „Tue nichts Böses, widerfährt dir nichts Böses“.

In einem anderen Brief schreibt er: „Die Sehnsucht, in den Schoß unserer tiefbetrübt Familien zurückkehren zu können, die uns schon sehr lange vermissen, wird von Tag zu Tag größer. Mit weinenden Augen und tiefbetrübt Herzen, fühlen wir die Größe unseres harten Schicksals und hoffen, mit Wehmut auf eine Linderung derselben. Wir sind fest überzeugt, daß wenn Sie (Ortsvorstand) die geeigneten Maßnahmen für unsere Befreiung aus dem Elend tun, wir bald aus dem Kerker entlassen werden können. Die langwierige Einkerkerung betrachten wir als eine gerechte Strafe für unseren großen Leichtsinn, der uns und unsere tiefbetrübt Familien, deren Tränen und Seufzer zahllos gegen Himmel stiegen, in ein so großes Unglück stürzte.“

Das Gnadengesuch an den Großherzog von Baden fand Gehör, und so wurden auch die meisten Gefangenen im Sommer und im Spätjahr des Jahres 1852 begnadigt. Die überwiegende Zahl der Verurteilten war etwas mehr als ein halbes Jahr inhaftiert. Die letzten 8 Häftlinge, für die im Oktober 1852 nochmals ein Gnadengesuch eingereicht wurde, konnten am 7. Mai 1853 der Strafanstalt in Bruchsal den Rücken kehren. Sie, die 8 letzten, zollten den größten Tribut.

Gustav Rupp – ein Pionier auf dem dem Gebiet der Lebensmittelchemie

Im Anhang Stammbaum, erstellt von Klaus Rupp

Bernd Röcker

Zu den bedeutendsten Gestalten, die Rohrbach a. G. hervorgebracht hat, zählt zweifelsohne Gustav Rupp. Er wurde am 29. April 1853 als dritter Sohn des Gutsbesitzers und Ritterwirts Franz Joseph Rupp und dessen Ehefrau Veronica (geb. Rupp) geboren. Mit ihm wuchsen noch vier Brüder und eine Schwester auf. Von diesen übernahm Karl August die elterliche Landwirtschaft und die Gastwirtschaft „Zum Ritter“, Heinrich wurde Landwirt und Ratsschreiber in Rohrbach, und Friedrich, der jüngste, schlug wie Gustav die akademische Laufbahn ein und war längere Zeit im Ausland (Brüssel, Antwerpen) als Lehrer tätig, ehe er sich in Berlin als Professor der Mathematik niederließ.

Nach dem Besuch der Volksschule in Rohrbach trat Gustav Rupp in das Gymnasium in Bruchsal ein, wechselte 1867 in das Lyceum Karlsruhe über, wo er auch das Abitur ablegte. Da er beabsichtigte, Apotheker zu werden, absolvierte er zunächst ein mehrjähriges pharmazeutisches Praktikum. Im Sommer 1876 immatrikulierte er sich dann an der Universität Heidelberg, und studierte unter dem berühmten Chemiker Robert Bunsen Chemie im Hauptfach und Pharmazie im Nebenfach. Wie die meisten Studenten seiner Zeit war er aktives Mitglied einer Studentenverbindung (Corps Suevia). Am Polytechnikum in Karlsruhe, der heutigen Technischen Universität, legte er schließlich 1882 seine Staatsprüfung mit dem Prädikat „sehr gut“ ab.

Noch im gleichen Jahr übertrug ihm sein Lehrer, der Direktor des chemischen Labo-

ratoriums der Hochschule, Hofrat Prof. Karl Birnbaum, die Assistentenstelle an der mit diesem Laboratorium in Verbindung stehenden Abteilung für die Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln. Obwohl er Ende Mai 1883 die Approbation zum selbständigen Betreiben einer Apotheke erhielt und eine eigene Apotheke hätte eröffnen können, blieb er Assistent am chemischen Laboratorium, eine Entscheidung, die sich später auszahlte und ihm den Weg zu einer steilen Karriere ebnete.

Nach dem allzu frühen Tod seines Lehrers und Vorgesetzten Birnbaum, eines damals in Fachkreisen hochgeschätzten Lebensmittelchemikers, übertrug ihm 1887 das badische Innenministerium die Leitung der Abteilung für die Untersuchung von Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen im Chemischen Institut der Hochschule. Bereits ein Jahr später wurde diese Abteilung in die selbständige staatliche, direkt dem Innenministerium unterstellte „Großherzoglich Badische Lebensmittel-Untersuchungsanstalt der Technischen Hochschule“ umgewandelt. Damit trug die badische Regierung der wachsenden Bedeutung der Lebensmittelchemie Rechnung, die damals noch in den Anfängen steckte. Als Leiter der Lebensmittel-Untersuchungsanstalt war Rupp gleichzeitig Mitglied des Landesgesundheitsrates und des Karlsruher Ortsgesundheitsrates. Außerdem wurde er als Gerichtschemiker und Sachverständiger für gerichtliche chemisch-toxikologische Analysen vereidigt. Da die Anstalt auch an der Ausbildung von Lebensmittelchemikern mitzuwirken

hatte, erhielt Gustav Rupp vom Ministerium für Kultus und Unterricht einen Lehrauftrag an der Hochschule zur Abhaltung von Vorlesungen und Übungen in der chemischen, mikroskopischen und bakteriologischen Untersuchung von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen.

Nachdem im Jahre 1894 für den neu eingerichteten Studiengang eines Lebensmittelchemikers die Staatsprüfung eingeführt worden war, ernannte ihn das Kultusministerium 1895 auch zum Mitglied der Prüfungskommission an der Karlsruher Hochschule für die Hauptprüfung in diesem Studienfach. Seine erfolgreiche Lehrtätigkeit wurde 1886 mit der Verleihung des Professorentitels belohnt.

Aus der Lehrtätigkeit an der Hochschule und seiner praktischen Erfahrung als Leiter der Lebensmitteluntersuchungsanstalt erwachsen eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen über Lebensmittelchemie in der „Zeitschrift für die Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen“ und in der „Zeitschrift für angewandte Chemie“. Im Jahre 1893 veröffentlicht er das Lehrbuch „Die Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel sowie der Gebrauchsgegenstände“,

worin er seine bis dahin gewonnenen Erkenntnisse auf diesem noch jungen Zweig der chemischen Forschung zusammenfaßte. Dieses in zwei Auflagen erschienene Buch gehörte damals zu den ersten Abhandlungen der Lebensmittelchemie und sollte Chemikern, Medizinalbeamten, Pharmazeuten, Verwaltungs- und Justizbehörden bei der Beurteilung von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen als Hilfe und Richtschnur dienen.

Auf Grund seiner fachlichen Kompetenz stand Gustav Rupp schon bald über die badische Landesgrenzen hinaus in hoher Achtung. So wurde er 1894 vom Präsidenten des Kaiserlichen Gesundheitsamtes in Berlin neben einer kleinen Anzahl erfahrener amtlicher Lebensmittelchemiker der Länder des Deutschen Reiches zum Mitglied der „Kommission für die Bearbeitung der Vereinbarung zur einheitlichen Untersuchung und Beurteilung von Nahrungs- und Genußmitteln sowie Gebrauchsgegenständen für das Deutsche Reich“ ernannt, deren Beschlüsse 1897 veröffentlicht wurden. Als im Jahre 1900 der Reichsgesundheitsrat gegründet wurde, wählte ihn der Bundesrat zum Mitglied dieser Behörde, und zwar in dessen Ausschuß für Nahrungsmittelchemie. In



Geburtshaus von Gustav Rupp in Rohrbach (um 1920)

dieser Eigenschaft hatte er als Sachverständiger beratend an allen Fragen mitzuwirken, die dem Schutze der öffentlichen Gesundheit dienten, insbesondere auf dem Gebiete der Lebensmittelgesetzgebung, und bei den regelmäßig stattfindenden Beratungen im Reichsgesundheitsausschuß in Berlin teilzunehmen. In diesem Ausschuß blieb er bis zum 31. Dezember 1927.

Während des ersten Weltkrieges erwuchsen Gustav Rupp angesichts der steigenden Not und der immer knapper werdenden Versorgung der Bevölkerung mit den wichtigsten Lebensmitteln zusätzliche Aufgaben. Neben der Kontrolle der vorhandenen Lebensmittel mußte seine Anstalt auch die Überwachung der Herstellung und des Transports von Ersatznahrungsmitteln übernehmen. Außerdem hatte er gleich zu Beginn des Krieges im Auftrag des Roten Kreuzes Verpflegungsstationen für die durchziehenden Truppen am alten und neuen Bahnhof in Karlsruhe einzurichten und zu leiten. Zu diesen Einrichtungen gehörte auch die Aufnahme- stelle am alten Bahnhof für die Verwundeten und kranken Soldaten, die in Lazarettzügen herbeitransportiert wurden und die er auf die Karlsruher Krankenhäuser und Lazarette verteilen mußte. Rund 100 Frauen und Männer halfen ihm bei dieser aufopferungsvollen Tätigkeit. Kurz vor Weihnachten 1914 leitete er einen Liebesgabenzug für die Frontsoldaten über Sedan nach Sommepey in der Champagne, wobei er nicht nur die deutschen Stellungen an der Front, sondern auch die Schrecken des Krieges aus unmittelbarer Nähe kennenlernte. Diese umfangreiche, freiwillige Hilfstätigkeit – neben seinem Beruf als Direktor und Professor – verlangte selbstverständlich ihren Tribut; eine Angina pectoris war die Folge, mit der er sich monatelang auf Grund ständiger höchster körperlicher und physischer Anspannung herumschlagen mußte. Aber auch die Revolution von 1918, die Beseitigung der Monarchie und die folgenden politischen Wirren nahmen ihn nach eigener Aussage seelisch sehr mit.

DIE UNTERSUCHUNG
VON
NAHRUNGSMITTELN
GENUSSMITTELN
UND GEBRAUCHSGEGENSTÄNDEN.

PRAKTISCHES HANDBUCH

FÜR

CHEMIKER, MEDIZINALBEAMTE, PHARMAZEUTEN,
VERWALTUNGS- UND JUSTIZBEHÖRDEN ETC.

VON

PROFESSOR **GUSTAV RUPP**,

LABORATORIUMS-VORSTAND DER GROSSHERZOGL. BAD. LEBENSMITTEL-PRÜFUNGS-
STATION DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE IN KARLSRUHE.

MIT 122 IN DEN TEXT GEDRUCKTEN ABBILDUNGEN UND VIELEN
TABELLEN.

ZWEITE, NEU BEARBEITETE UND VERMEHRTE AUFLAGE.



HEIDELBERG.

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG.

1900.

Titelseite von Rupp's Hauptwerk

Im Oktober 1919, ein halbes Jahr nach der Erreichung der Altersgrenze, wurde Gustav Rupp als Leiter der Lebensmittel-Untersuchungsanstalt in den Ruhestand versetzt. Den Lehrauftrag an der Hochschule jedoch behielt er weiterhin bei. Doch schon fünf Monate später, am 26. März 1920, übernahm er auf Ersuchen der badischen Landesregierung erneut die Direktion dieser Anstalt, weil sein bisheriger Stellvertreter und Amtsnachfolger aus Gesundheitsgründen vorzeitig ausscheiden mußte. Im Alter von 71 Jahren trat Gustav Rupp schließlich endgültig im Mai 1924 in den wohlverdienten Ruhestand als Anstaltsdirektor und nach Ablauf des Wintersemesters 1924/25 auch als Professor der Hochschule.



Gustav Rupp mit seiner Frau Lina

Gustav Rupp hatte der badischen Lebensmittel-Untersuchungsanstalt insgesamt 36 Jahre vorgestanden. Unter seiner Leitung hatte sich diese ihm liebgewordene Anstalt, der er seine ganze Lebensarbeit gewidmet hat, nicht nur zu einer selbständigen staatlichen Institution entwickelt, sie ist auch räumlich und personell beträchtlich erweitert worden. Und in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg, als infolge der wirtschaftlichen Schwierigkeiten die staatlichen Gelder immer knapper wurden, gelang es ihm trotz der ministeriellen Sparerlasse, einen Abbau seiner Beamten und Mitarbeiter zu verhindern. Mit seiner breitgefächerten Tätigkeit als Forscher, Hochschullehrer und Berater staatlicher Institutionen hat er wichtige Pionierarbeit für die Lebensmittelchemie geleistet, sowohl in bezug auf die Erarbeitung neuer Methoden und deren Vermittlung als auch in bezug auf die Anwendung ihrer Ergebnisse in der Praxis.

In Anerkennung seines selbstlosen Einsatzes und seiner außergewöhnlichen Leistung wurden Gustav Rupp denn auch hohe Ehrungen zuteil. Großherzog Fried-

rich I. verlieh ihm die badische Jubiläumsmedaille und das Ritterkreuz I. Klasse des Ordens des Zähringer Löwen (1906), die höchste badische Auszeichnung. Großherzog Friedrich II. ehrte ihn mit der Friedrich-Luisenmedaille (1911) und dem Kreuz für freiwillige Kriegshilfe (1916). Vom Preußischen König und Deutschen Kaiser Wilhelm II. wurde er für seinen Einsatz in den verschiedenen Gremien des Deutschen Reiches mit der Rot-Kreuz-Medaille III. und II. Klasse belohnt, und von der preußischen Staatsregierung erhielt er schließlich noch das Eisene Kreuz II. Klasse am weißen Bande mit schwarzer Einfassung.

Nach seiner Zuruhesetzung lebte Gustav Rupp zurückgezogen mit seiner Ehefrau Lina, geb. Moschad, die er 1884 geheiratet hatte, in der Vorholzstr. 3 in Karlsruhe (wo heute die badische Gemeinde-Versicherungs-Anstalt steht). Diese Ehe war kinderlos geblieben. Während des Zweiten Weltkrieges war Gustav Rupp in Eppingen evakuiert, wo er bei Verwandten im „Rößle“ wohnte. Als er im Juni 1944 sein Haus in Karlsruhe aufsuchte, wurde er von einem Fliegerangriff überrascht. Bei der Flucht in den Keller des Hauses übersah er die letzte Stufe, stolperte und fiel so unglücklich auf den Kopf, daß er schwere Kopfverletzungen davontrug, an deren Folgen er wenige Tage später im hohen Alter von 91 Jahren am 22. 6. 1944 starb. Bei dem Bombenangriff wurde seine Wohnung völlig zerstört, ebenso seine riesige Fachbibliothek, die er testamentarisch der Technischen Hochschule Karlsruhe vermacht hatte.

Benutzte Literatur:

Heimatsbuch 1973 Rohrbach a.G., S. 176 f.
Werner Heimann: Das Lehrgebiet und das Institut für Lebensmittelchemie, in: Die Technische Hochschule Fridericiana Karlsruhe. Festschrift zur 125-Jahr-Feier. Karlsruhe 1950, S. 164 ff.

Unveröffentlichte Quellen:

Lebenslauf von Gustav Rupp (niedergeschrieben 1924), Kopien über Ernennungen und Ordensverleihungen aus dem GLA Karlsruhe sowie mündliche Angaben von Albert Rupp und Klaus Rupp (beide Rohrbach). Für die Überlassung der unveröffentlichen Quellen dankt der Verfasser Klaus Rupp.

Quelle: Katholisches Pfarramt Rohrbach

Taufbücher, Beginn: 1661

Ehebücher (Ehebuch Nr. 02 1745 - 1784 fehlt), Beginn: 1669

Totenbücher, Beginn: 1708

Bemerkungen: Die Kirchenbücher sind stellenweise dürftig geführt

Johannes Rupp

Ackersmann

† 13.08.1709, Rohrbach a.G.

∞ 1683, Rohrbach a.G.

Catharina Negel

Anton Rupp

* 1706 Rohrbach a.G., Ackersmann, + 05.06.1748, Rohrbach a.G.

∞ 28.10.1727, Rohrbach a.G.

Maria Katharina Weiland, * 23.11.1701, Rohrbach a.G. + ?

Johann Adam Rupp

* 16.01.1734, Rohrbach a.G., Ackersmann, Schöffe des Gerichts, Ritterwirt;

+ 18.02.1797, Rohrbach a.G.

∞ Maria Barbara Mack, * 21.08.1735, Rohrbach a.G.; + 24.10.1782

Georg Josef Rupp

* 18.07.1775, Rohrbach a.G., Bauer u. Ritterwirt; + 18.02.1836, Rohrbach a.G.

∞ 22.05.1798, Rohrbach a.G.

Katharina Veith, * 07.07.1776, Rohrbach a.G.; + 08.09.1835, Rohrbach a.G.

Franz Josef Rupp

* Rohrbach a.G., 18.07.1775, Bauer u. Ritterwirt; + 14.08.1881, Rohrbach a.G.

∞ I. Ehe 05.07.1836, Rohrbach a.G.

Apolina Winter, * 21.07.1808, Rohrbach a.G.; + 17.06.1842, Rohrbach a.G.

∞ II. Ehe 20.09.1842, Rohrbach a.G.

Veronika Rupp, * 18.02.1823, Rohrbach a.G.; + 11.09.1876, Rohrbach a.G.

Aus I. Ehe

Aus II. Ehe

<u>Ruppert Rupp</u>	<u>Emma Rupp</u>	<u>Johann Heinrich Rupp</u>	<u>Gustav Rupp</u>	<u>Karl August Rupp</u>	<u>Friedrich Rupp</u>
* 16.12.1839	* 28.07.1843	* 04.02.1849	* 29.04.1853	* 11.11.1854	* 09.09.1862
Rohrbach a.G.	Rohrbach a.G.	Rohrbach a.G.	Rohrbach a.G.	Rohrbach a.G.	Rohrbach a.G.
Bauer	verh. mit	Bauer und	Professor der	Bauer und Ritterwirt	Professor der
+ 13.01.1905	Stetter	Ratschreiber	Lebensmittel-	+ 23.03.1919	Mathematik
Rohrbach a.G.	in Karlsruhe	+ 21.01.1907	chemie	Rohrbach a.G.	in Brüssel
∞ 04.02.1862		Rohrbach a.G.	+ 22.06.1944	∞ I. Ehe 27.02.1881	(Belgien)
Rohrbach a.G.		∞ 02.07.1874	Karlsruhe	Rohrbach a.G.	und Berlin
Rosa Heitlinger		Ittlingen	∞ 07.10.1884	Susanna Ries	
* 10.01.1841		Maria Brenner	Lina Moschad	* 22.04.1860	
Rohrbach a.G.		* 27.06.1848		Rohrbach a.G.	
+ 08.09.1924		Ittlingen		+ 28.12.1889	
Rohrbach a.G.		+ 10.02.1915		Rohrbach a.G.	
		Rohrbach a.G.		∞ II. Ehe 27.11.1890, Sofie Weiland	
				Rohrbach a.G.	
				* 04.07.1872	
				Rohrbach a.G.	
				+ 25.04.1948	
				Rohrbach a.G.	
				Aus II. Ehe	
				<u>Albert Rupp</u>	
				* 28.01.1897	
				Rohrbach a.G.	
				Buchhalter, Bauer, Ritterwirt	
				+ 29.10.1982,	
				Pforzheim	
				∞ 09.02.1922, Zaiskam/Pfalz	
				Katharina Keller	
				* 06.08.1896, Zaiskam/Pfalz	
				+ 20.10.1980, Rohrbach a.G.	

Mit Albert Rupp endete die Reihe der Rupp'schen Ritterwirte in Rohrbach. In der ehemaligen landwirtschaftlichen Hofreite des Gasthauses "Zum Ritter" betreibt sein Sohn Helmut Rupp seit 1959 ein Elektrofachgeschäft. Seit dem 05.01.1981 befindet sich eine Zweigstelle der BezirksSparkasse Eppingen im Schankraum.

Ein Eppinger übersetzte die Bibel in die Balisprache –

Ein Abriss des Lebens des Missionars Adolf Vielhauer

Im Anhang:

Feriersommer 1899 in Eppingen – Aus dem Jugendtagebuch Adolf Vielhauers

Fritz Luz

Jede Gemeinde ist stolz auf besondere Leistungen und hervorragende Taten ihrer Söhne. Auf mancherlei Art wird das Andenken an diese Bürger festgehalten, in Straßenbenennungen, in Verleihungen des Ehrenbürgerrechts oder in anderen Würdigungen.

Auch die Stadt Eppingen hat Bürgersöhne, die sich durch besondere Leistungen hervortaten. Im nachstehenden Beitrag wollen wir uns mit dem Missionar und Pfarrer D. Adolf Vielhauer beschäftigen, der die Bibel in die Balisprache übersetzt hat, in eine Negersprache, von der es um die Jahrhundertwende noch kein einziges geschriebenes Wort gab, in eine Sprache, die in unermüdlicher, jahrelanger und mühevoller Arbeit erst vom Munde der Eingeborenen abgelascht und in ihrer Gesetzesmäßigkeit entdeckt werden mußte. Die Balisprache ist durch das Lebenswerk des Gelehrten Adolf Vielhauer druckreif geworden, auch für das „Buch der Bücher“, für die Heilige Schrift der Christenheit. Der schwarze Pastor Elisa Ndifon, der verschiedentlich mit Adolf Vielhauer auch in Eppingen weilte, war ihm ein treuer und zuverlässiger Helfer in der Übersetzung. Beide saßen täglich über der Arbeit an der Bibel. Sie ratschlagten miteinander, um den besten Ausdruck zu finden, damit das Bali-Volk Gottes Wort recht lesen und verstehen lerne.

Adolf Vielhauer ist am 20. August 1880 in Eppingen geboren als Sohn des Bürgermeisters und Landwirts Philipp Vielhauer und dessen Ehefrau Emma geb. Gebhard.

Nach dem Besuch der Höheren Bürgerschule Eppingen mit Realschullehrplan und fakultativem Lateinunterricht, des Gymnasiums Durlach und des Gymnasiums Karlsruhe studierte er ab 1899 Theologie an den Universitäten Heidelberg, Halle, Berlin und Tübingen. Zu Beginn des 4. Semesters in Halle fand dort eine Studenten-Missionskonferenz statt, die bei ihm vollends den Ausschlag gab, sich für den Missionsdienst zu entscheiden.

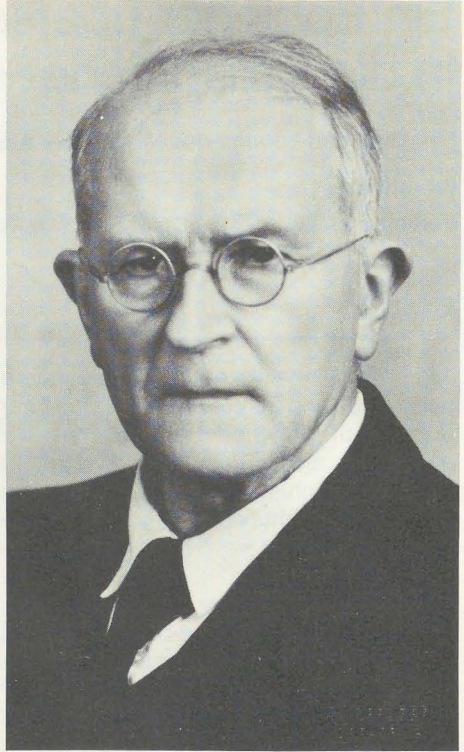
Im November 1903 trat Adolf Vielhauer sein erstes Vikariat in Mühlhausen bei Pforzheim an, wenige Tage später wurde er zum Personalvikar bei Kirchenrat Karl Baehr in Offenburg berufen. 1904/05 leistete er seinen einjährigen freiwilligen Militärdienst im Infanterie-Regiment 170 5. Kompanie ab. Kurz vor dem Manöver erkrankte er und konnte daran nicht teilnehmen. Während der Manöverzeit schrieb er das Büchlein „Greif zu“, in dem er ernsten Christen den unklaren Weg der Buße und des Glaubens klar zu machen suchte.

Vom Basler Komitee wurde Adolf Vielhauer für die 1903 neu zu besetzende Station Bali im Grasland von Kamerun bestimmt. Da es sich in der Balisprache um eine Mischsprache aus Bantu- und Sudan-Elementen handelte, wurde Vielhauer für das Wintersemester 1905/06 nach Berlin geschickt, um bei Professor Meinhof das Duala (Bantu-Sprache) und bei Professor Westermann das Ewe (Sudansprache) zu lernen, was ihm später sehr zustatten kam.

Im Jahr 1906 ist dann Adolf Vielhauer nach Beendigung seines Theologiestudiums in den Dienst der Basler Mission getreten, wurde für tropentauglich befunden und im Missionshaus in Basel eingesetzt. Er wurde nach Kamerun entsandt, hinauf in das Grasland von Bali, etwa 300 km von der Küste entfernt. Am 9. 9. 1906 schiffte er sich mit anderen in Hamburg ein und landete am 30. 9. 1906 in Duala. Mit 26 Jahren ist er damals in einem 11-Tage-Marsch in jenes Hochland eingezogen. Dort hat er – nur unterbrochen von einem Heimaturlaub (Juni 1913/April 1914) – bis zu seiner Internierung durch die Engländer im Kriegsjahr 1915 und dann wieder von 1925–31 und von 1933–38 gewirkt, die christliche Botschaft verkündet, gelehrt und gepredigt und dabei Land und Leute in sein Herz geschlossen. Schon bald nach seiner Ankunft in Bali im Jahr 1906 machte sich Missionar Vielhauer an die Erforschung und Erlernung der Balisprache. Das war die Voraussetzung für die spätere Übersetzung der Bibel, die ihn fünf Jahrzehnte bis zum Jahre 1956 neben seiner Missionsarbeit draußen und seinem infolge des Krieges notwendig gewordenen jahrelangen Dienst in der Heimatkirche stark in Anspruch nahm.

Adolf Vielhauer oblag auch die Betreuung der vielen Kranken, die täglich auf die Station kamen. 1908 machte er die erste größere Predigtreise ins Land und durchstreifte dabei weite Gebiete des Graslandes.

1911 verheiratete er sich in Duala mit Maria Magdalena Stober, einer Lehrerstochter aus Mühlbach. Im Juni 1913 kehrte er mit seiner Frau zum ersten Urlaub nach Eppingen zurück, der mit vielen Missionsvorträgen ausgefüllt war. Wenige Monate nach der Rückkehr nach Bali brach der 1. Weltkrieg aus. Frauen und Kinder mußten auf Befehl der Regierung nach Bamum fliehen und kehrten im Oktober 1914 wieder zurück. Am 3. Dezember 1914 wurde der erste Sohn Philipp geboren. Im Oktober 1915 wurden die Missionsleute von englischen Truppen gefangen genom-



Adolf Vielhauer um 1950

men. In einem Fußmarsch (Frauen in Tragstühlen, Kinder in Kisten auf den Köpfen der Männer oder in Rucksäcken) ging es nach Bambe, von da zu Schiff nach Calabar und dann auf einem großen Dampfer nach Lagos, wo sie einige Wochen interniert wurden. Später wurden sie über Liverpool nach London gebracht. Die Frauen und Kinder wurden ohne Abschied von den Männern weggenommen und nach Deutschland gebracht. Adolf Vielhauer wurde mit anderen Männern in ein Konzentrationslager für Zivilisten überführt und später in einem Lager auf der Isle of Man interniert. Anfang Oktober 1916 wurde er in die Heimat entlassen. Dort trat er wieder in den Dienst der badischen Landeskirche und nahm am 16. Oktober 1916 seine Arbeit als Vikar in Rintheim bei Karlsruhe auf. Der zweite Sohn Siegfried wurde im Oktober 1917 geboren. Zusammenbruch und Revolution erlebten Vielhauer und die Seinen 1918 in Rintheim.

Im Oktober 1919 wurde Adolf Vielhauer von dem „Verband der altpietistischen Gemeinschaften in Württemberg“ als Evangelist berufen und wirkte 5½ Jahre in vielen Städten und Dörfern in Württemberg und Baden, auch in der Schweiz und im Lipper Land (heute Regierungsbezirk Detmold in Nordrhein-Westfalen). Als er seine Tätigkeit in Rintheim aufgab, verzog er mit seiner Familie in seine Heimatstadt Eppingen.

1925 öffneten die Engländer den ehemaligen deutschen Missionaren wieder die Türen zu ihren Arbeitsfeldern in dem britisch gewordenen Teil von Kamerun. Um seine Englisch- und Französischkenntnisse zu verbessern, hielt sich Vielhauer für kurze Zeit in London bzw. in Chexbres (französische Schweiz) auf. Im Dezember 1925 durften die Eheleute Vielhauer zum dritten Mal nach Bali ausreisen. Die beiden Söhne blieben auf dem Lamprechtshof bei Durlach zurück. Frau Vielhauer erhielt trotz erforderlich gewordenen Operation ebenfalls die Ausreisegenehmigung. Beide kamen am 20. 3. 1926 in Bali an, der Gesundheitszustand von Frau Vielhauer verschlechterte sich; sie verstarb am 10. April 1926 und wurde in Bali beerdigt.

Von 1931 bis 1933 weilte Missionar Vielhauer erneut in Deutschland und arbeitete auf dem Thomashof (bei Karlsruhe) mit Elisa Ndifon an der Drucklegung des Neuen Testaments. Im Mai 1932 verheiratete er sich mit Lydia Leser, der Tochter eines badischen Bahnbeamten, um seinen beiden Söhnen wieder ein eigenes Heim zu geben. Am 12. Oktober 1932 hielt er einen Rundfunkvortrag über das Thema „15 Jahre Studien und Forschungen im Grasland von Kamerun“, worin er die Schwierigkeit, die Bedeutungsinhalte der biblischen Begriffe dem zu bekehrenden, einem ganz anderen Kulturkreis angehörenden Volk klarzumachen, darzustellen versuchte. Da die Balisprache einen auffallenden Mangel an Substantiven und Begriffen habe, erfordere diese Aufgabe vom Übersetzer ungeahnte Mühe und Geduld.

Im Herbst 1933 erfolgte die vierte und letzte Ausreise ins Grasland, die nur 4½ Jahre währte. Dort wurden ihnen noch zwei Kinder geboren, Otto und Maria.

Im Frühjahr 1938 nahm die Familie Vielhauer in Heidelberg Wohnung und siedelte 1939 auf den Thomashof über. In dieser Zeit wurde die Tochter Elisabeth geboren. In Heidelberg hatte Adolf Vielhauer an der Universität Hebräisch-Studien betrieben als Vorbereitung auf die Übersetzung des Alten Testaments und auch selbst Vorlesungen gehalten. Während der Zeit auf dem Thomashof (1939–1940) wurden folgende von Adolf Vielhauer verfaßte Werke gedruckt: Kirchenordnung, Gesangbuch, Kirchengeschichte (alles in Balisprache).

Wegen des Ausbruchs des 2. Weltkrieges war eine Ausreise nicht mehr möglich. Infolge großen Pfarrermangels übernahm Adolf Vielhauer die Pfarrei Gernsbach, später die Pfarrei Eimeldingen (bei Lörach), wo er 1947 wegen schwerer Erkrankung in den Ruhestand getreten ist. Nach seiner Genesung widmete er sich wieder ganz der Übersetzungsarbeit mit dem Wunsch, das begonnene Werk noch vollenden zu dürfen.

Am Sonntag, dem 25. Oktober 1953, beging Missionar D. Adolf Vielhauer sein 50. Ordinationsjubiläum im Gedenken an den Tag seiner feierlichen Einsegnung als junger Geistlicher. Anstelle einer Feier, welche er in seiner schlichten und bescheidenen Art nicht wünschte, hielt er in seiner Heimatstadt Eppingen den Hauptgottesdienst.

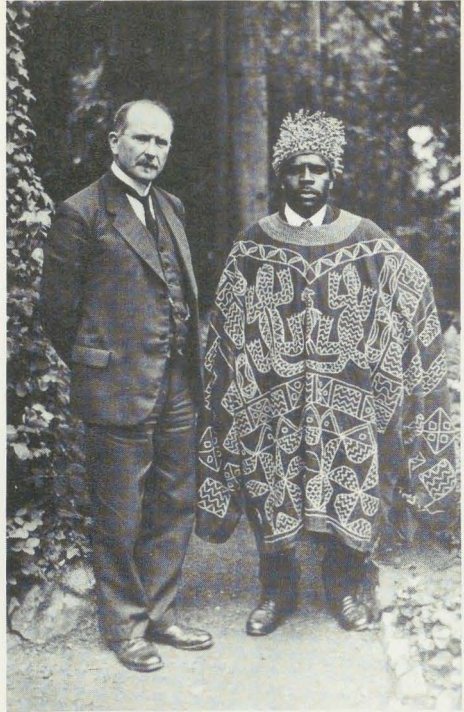
Die Arbeit des Missionars und Bibelübersetzers erfuhr vielseitige Anerkennung und Würdigung. 1934 hat die Theologische Fakultät der Universität Heidelberg Missionar Adolf Vielhauer die Würde eines theologischen Ehrendoktors verliehen in Anerkennung der Bedeutung seiner großen Leistung. Sein Werk stellt eine Arbeit dar, die ein ganzes Menschenleben und völlige Hingabe zur Erreichung des Zieles erforderte.

Im Jahr 1956 wurde Adolf Vielhauer in einer Feier im Sitzungssaal des Oberkirchenrats in Karlsruhe das Bundesverdienstkreuz I. Klasse durch Regierungsdirektor Bossert überreicht. Dieser betonte, „daß hier ein Mann geehrt wurde, der nicht nur über 20 Jahre als Missionar in Kamerun tätig war, der auch durch seine Bibelübersetzung ein Werk von wissenschaftlicher Bedeutung geleistet und der ganzen Christenheit und auch dem Ansehen des deutschen Volkes einen wertvollen Dienst getan hat“.

Die Herausgabe der ganzen Bibel durfte Missionar D. Adolf Vielhauer nicht mehr erleben. Er ist am 23. Januar 1959 in Karlsruhe gestorben im Alter von 78 Jahren und wurde auf dem dortigen Hauptfriedhof beerdigt. Die Evang. Landeskirche Baden, die Basler Mission, die Württ. Bibelanstalt Stuttgart, die Deutsche evangelische Studentenbewegung, viele Kirchengemeinden, in denen er gewirkt hat, und seine Heimatgemeinde Eppingen ehrten das Andenken des Entschlafenen an seiner letzten Ruhestätte.

Nach seinem Tod fand am 22. Okt. 1961 auf dem Thomashof eine Dankfeier des deutschen Zweiges der Basler Mission statt aus Anlaß der Fertigstellung des großen Werkes Adolf Vielhauers. Inzwischen waren schon nahezu 1000 Bali-Bibeln, jetzt Mungaka-Bibel genannt, ins Grasland hinausgegangen und dort mit Dank und Freude aufgenommen worden. Hierbei wurde der großen, mit viel Liebe geleisteten Arbeit von Missionar Vielhauer durch die Basler Mission gedacht wie auch seiner Mitarbeiter, vor allem des eingeborenen Pfarrers Elisa Ndifon, sowie allen, die treu hinter dem Werk standen.

Im November 1961 hat der Gemeinderat der Stadt Eppingen beschlossen, eine Straße nach dem großen Sohn der Stadt zu benennen in Anerkennung und Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistung. Die Straße in der Südstadt, die zur Hauptschule, zum Gymnasium und zum Friedhof führt, in welchem seine Eltern und Ge-



Adolf Vielhauer mit Pastor Elisa Ndifon während eines Besuches in Deutschland 1932

schwister beerdigt sind, trägt nun den Namen „Adolf-Vielhauer-Straße“. So hat auch die Stadt Eppingen ihrem großen Sohn ein ehrendes Denkmal gesetzt.

Anhang:

Feriensommer 1899 in Eppingen –
Aus dem Jugendtagebuch Adolf Vielhauers¹

Da ich dieses neue Tagebuch erst am Ende der dritten Ferienwoche von Stephani Tensi² geschickt bekam, so konnte ich meine Erlebnisse der ersten Zeit der Ferien nicht gleich Tag für Tag aufschreiben, sondern mache mich heute Vormittag, Dienstag, den 22. August, daran, meine Erinnerungen aus der vergangenen Zeit zusammenfassend niederzuschreiben.

An dem Nachmittag des 30. Juli, sonntags, blieb ich zu Hause, weil ich von den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Karlsruhe sehr ermüdet war. Ich hatte durchaus keine Lust, gleich meine Antrittsbesuche zu machen. Diese begann ich erst am darauffolgenden Sonntag, ohne sie fertig machen zu können, weil ich gegen Abend mit meinem Bruder Gerhard einen kleinen Spaziergang machen wollte. Wir gingen auf dem Niederhöfer Fußweg und auf dem Weg zum Hornbuckel wieder heim. Am kommenden Sonntag, dem dritten der Ferien, war Erntedank-Fest. Ich machte meine Besuche fertig und ging mit Elisabeth⁹ nach Richen.

In den ersten Werktagen der Ferien half ich noch nicht so viel im Geschäft, sondern schloß mein Tagebuch über die Gymnastienzeit ab und schrieb Briefe. Nach einigen Tagen nahm ich energisch an der Erntearbeit teil.

Weil dieses Jahr das Kaisermanöver sehr früh ist, wurde von den Militärbehörden befohlen, der Rohrbacher Flur müsse so bald wie möglich von den Halmfrüchten gesäubert werden. Um die Einheimsung des Getreides zu beschleunigen, wurden vom Infanterieregiment 112 nach Eppingen etwa 100, nach Rohrbach etwa 20 Mann abkommandiert, von denen jeder-mann sich zur Unterstützung bei der Erntearbeit beliebig viele zuteilen lassen konnte. Diese Soldaten wurden als Einquartierung betrachtet, und deshalb bekam man noch dazu für den Mann 80 Pf. Wir stellen drei Mann ein, darunter sich auch ein Louis Kobold von hier befand. Am Montag nach meiner Ankunft abends um vier Uhr kamen sie hierher und blieben bis Anfang nächster Woche da. Wir konnten mit den unseren noch zufrieden sein, während manche andere Leute sich über die mangelhafte Kenntnis des Bauerngeschäftes bei ihren Soldaten beschwerten.

Das Wetter war die ganze Zeit für die Ernte sehr günstig. Die erste Woche war es entsetzlich heiß, der Beginn der nächsten Woche brachte zwei Regentage, die

für die Hackfrüchte höchst vorteilhaft und für die Ernte nicht sehr schädlich waren. Im weiteren Verlauf war die zweite Woche wieder heiß, die dritte kühler, am Ende immer mit Regen drohend, ohne daß es zu einem wirklichen Regen gekommen wäre. Nur am Freitag, den 18. August, gab es mehrere kleine Regen, die uns aber an der Arbeit nicht störten.

An dem Tag, wo die Hilfssoldaten kamen, wurde die letzte Gerste eingebracht, in den zwei folgenden Wochen kam Dinkel und Weizen (des letzteren hatten wir viel) und in der dritten Woche Hafer (9 Morgen) herein. Wegen der Soldaten hatten wir keine eigentlichen Schnitter wie sonst, sondern wir ließen nur einige Äcker von verschiedenen hiesigen Leuten im Akkord schneiden.

Wir hatten außer Schmelcher an Dienstpersonal einen siebzehnjährigen Pferdeknecht Gotthilf . . . , eine große Magd . . . , eine zweite große Magd . . . und eine kleine Magd . . . Gretel und Frau Haug waren fast immer im Taglohn da, Franz Heinzmann war am Anfang, Philipp Hinkel gegen Ende der Ernte da. Konrad Weiß half hie und da, wenn er von seinem Amt bei den Vorarbeiten zum Bau einer Eisenbahn nach Steinsfurt wegkommen konnte. Eben der mähte uns mit einigen seiner Mitarbeiter den zweiten Schnitt Blauklee, davon wir während der Ernte einige Äcker heimtaten, während die drei letzten in der dritten Woche auf Heinzen gesetzt wurden, um erst, wenn man einmal Zeit hat, geholt zu werden.

Ich selbst beteiligte mich nach Kräften bei der Erntearbeit. Doch gleich in den ersten Tagen aß ich beim Nachtessen zuviel Sauermilch, die ich so lange hatte entbehren müssen, und trank vor Durst noch viel Wasser dazu. Die Folge war, daß ich folgenden Tags . . . gegen Abend vom Feld heim mußte und den Abend und fast den ganzen anderen Tag mit Leibweh behaftet mich der Arbeit enthielt. Dann wars wieder vorbei, ich ging ins Geschäft und strengte mich an einem Tag von stechender Hitze

beim Gabeln sehr schwerer Fruchtgarben so an, daß ich fast glaubte, ich müßte zusammenbrechen, so wind und weh war mir in den Gliedern. Doch nachher habe ich noch oft viele und schwere Garben gegabelt, ohne so darunter zu leiden.

Ich hatte mich schneller als sonst an diese Arbeit gewöhnt. Am Samstag der zweiten Woche (12. August) mittags wurde ich zum erstenmal als Reffer verwandt. Ich bekam sehr bald in dieser Kunst einige Fertigkeit und reffte so viel und fast so sauber wie unsere Knechte. Doch bekam ich am rechten Oberarm heftige Schmerzen davon, die mich aber an der Fortsetzung der Arbeit nicht hinderten. Die letzten Haferäcker, die in den letzten Tagen der dritten Woche, noch den schneidigsten und gesegnetsten der ganzen Ernte, abgemacht und heimgebracht werden mußten, waren Scheuerle, Schänzle, kleiner Zimmerberg und Ittlingergrund. Den Zimmerberg vergaben wir im Akkord; den Scheuerle, dessen Hafer sehr schön war, aber ganz verwirrt am Boden lag, hatten unsere Leute schon zu mähen begonnen. Am Mittwoch Mittag waren wir zu fünft dort, mähten und banden einen Wagen voll und fuhren ihn heim. Der Rest der Leute, die den Sulzfelderhöcker banden und heimbrachten, kamen später und halfen uns. Am folgenden Morgen mähten drei Paar den Scheuerle ab und machten sich noch einige Stunden an den Schänzle, wohin ein viertes Paar ihnen zu Hilfe kam. Mittags waren wir wieder mit vier Sensen dort, und der Riesenacker, vor dem mir immer gegraut, der auch am Boden lag, aber weniger verwirrt als der Scheuerle, mußte sich bis halb acht Uhr abends ergeben. Papa wollte es nicht glauben.

Am anderen Tag gingen (oder vielmehr fuhren) wir zu siebent in den Ittlingergrund. Der stand so schön, daß wir neun Uhr schon wieder zu Hause waren. Gleich gingen zwei Fuhrwerke, das eine etwas später als das erste, ins Schänzle, es wurde gebunden, und um zwölf Uhr waren schon zwei Wagen voll Hafer zu Hause. Vier Leute blieben auf dem Acker und

banden und bekamen das Essen geschickt. Wir anderen luden ab, fuhren wieder hinaus und führten am Nachmittag noch vier Wagen Hafer von dem Acker weg. Damit war der aus dem Weg. Wir luden aber nur drei davon ab, liehen uns bei Onkel⁴ und bei Adams Heinrich, die beide schon fertig waren, zwei Wagen, und mit den vier freien Wagen führten wir die Garben vom Scheuerle, die nach dem Schänzle gebunden worden waren, heim. Die großen Äcker waren leer, zehn Wagen Hafer an dem Tag heimgebracht, das war ein Segen Gottes!

Der mittlere Wagen hatte keine Mike, weil sie krumm gebogen worden war, und mußte deshalb mit einer Kette gesperrt werden. Als der Wagen wieder am Fuß vom Badischen-Hofbuckel hielt, damit man die Sperrkette löse, sollte ich den Wagen mit einem Steinchen unterschlagen und kam mit dem Ballen meiner linken Hand an den Radreif, der so heiß geworden war, daß ich mich brannte und eine große Blase an die Stelle bekam.

Am Samstag luden wir morgens die Wagen ab und banden mittags die zwei kleinen Äcker und führten sie, drei Wagen voll, heim. Damit war die Ernte mit Gottes Hilfe in Zeit von vier Wochen glücklich heimgekommen. Etwa sechstausend Garben insgesamt haben wir bekommen, doch wird vielleicht das Keriermaß verhältnismäßig geringer ausfallen.

Ich war fast immer und gerade in der letzten Zeit in guter Laune. Morgens um viertel oder halb sechs stand ich auf, las abends einen oder zwei Psalmen und geistliche Lieder aus Hammers Sammlung „Blüten-zweige“.

Nachdem am Dienstag, den 8. August, die Hilfssoldaten wieder abgezogen waren, kamen am Donnerstag, den 10. August, die 142er hierher in Einquartierung. Wir bekamen vier Mann und einen Sergeanten. Die Mannschaften wurden wieder, wie die Hilfssoldaten in die obere Küche gelegt, der Sergeant bekam die Mägedekammer

zugewiesen. Die Mägde schlafen jetzt in der Küchenkammer. Schon bei Hilfseinquartierung wurden nach den ersten Tagen unsere Betten, Gerhards⁵ und meines, von der Türe in den Salon weg und vor die Türe zur Küche gestellt. Wir Kinder haben jetzt unseren Eingang durch den Salon. Gerhard konnte aber bei der Einquartierung nicht studieren und reiste daher am Erntegans-Sonntag nach Mundingen, wo er bei Raupp wohnt und bei Wahl ißt. Philipp⁶ ging in diesen Tagen nach Bretten zur Tante, um nicht immer den Rippenstößen und Ohrfeigen Theodors ausgesetzt zu sein. Meine Schwestern mußten schwer an die Arbeit glauben. Elisabeth ist immer mit auf das Feld gegangen, während Eva der Mama im Haus half.

Um mir und meinen Freunden eine Freude zu machen, erhielt ich von meinen Eltern die Erlaubnis, Johannes Koehnlein und Karl und Theodor Jäger über meinen Geburtstag einzuladen. Mittwoch, den 16. August abends, schrieb ich die Briefe an sie und erhielt von Karl Nachricht, daß sie am

Samstag abend kämen: er etwa um acht Uhr mit dem Rad von Gernsbach her und Theodor auch von Gernsbach mit dem Halb-neun-Uhr-Zug. Ich führte am Samstag den ersten Wagen vom Ittlinger Grund, den vorletzten Ährenwagen heim und räumte dann, bis die anderen kamen, das Holz und Eisenzeug im Hof weg. Später mußte ich noch bei den Hausarbeiten bleiben, wie alle Tage, weil Gotthilf⁸ nicht mehr da war, obwohl ich mich gerne für den Empfang meiner Freunde gerüstet hätte. Ich legte gerade Heu in die Futerschneidmaschine, als ein bekannter Pfiff mir ins Ohr drang. Als ich mich umsah, stand Karl neben mir. Es war sieben Uhr zwanzig. Ich freute mich, wurde sofort von der Arbeit dispensiert und konnte mich umziehen, während Karl bei Papa blieb. Papa hat nämlich schon längere Zeit Hüftweh (Ischias), das immer große Schmerzen verursacht. Er kann zwar gewöhnlich seines Amtes walten, muß aber hie und da das Bett hüten, so auch am Samstag.

Als ich umgezogen war, ging ich mit Karl an die Bahn, und wir empfingen Jo und



Geburtshaus Adolf Vielhauers in der Adelshofener Straße

Theodor, die recht vergnügt waren. Wir aßen zunacht und saßen noch bis elf Uhr plaudernd in der Wohnstube beisammen. Dann gingen wir zu Bett. Ich hätte gar zu gerne Theodor an meiner Seite in Gerhards Bett schlafen lassen, aber er hatte den einen oder anderen seiner Toilettengegenstände mit Karl gemeinsam und mußte so, wohl oder übel, mit Karl im Gastzimmer schlafen. Jo schlief neben mir. Wir lasen einen Psalm und Lieder und plauderten noch lange.

Sonntag, 20. August, mein Geburtstag! Gegen acht Uhr standen wir auf. Von Mama bekam ich zehn Mark als Ernte- und Geburtstagsgeschenk der Eltern überreicht. Papa mußte im Bett liegen, stand nur zum Essen auf. Wir gingen miteinander zu Stadtpfarrer Reimold in die Kirche um neun Uhr. Danach machten wir einen kleinen Spaziergang aufs Manöverfeld, schauten dann unsere neue Hofrunde an, gingen hinten hinaus über den Turnplatz, wo gerade Appell war, durchs Linsenviertel. Daheim traf ich Briefe von Frau Pfarrer Krayer⁹, Gerhard, Julius Zimmer¹⁰ und Louis Holdermann¹¹ (dem ich auch zu seinem Geburtstag am Donnerstag abend geschrieben hatte) an. Wir aßen dann zu Mittag, und dabei war es mir am allerwohlsten, weil da auch mit dem Besuch zu Tisch gebetet wurde. Dann wollten wir einen kleinen Spaziergang unternehmen. Wir gingen auf dem Niederhofer Fußweg, dann rechts hinein auf einen Fußweg, den wir bisweilen verloren, auf den Ottilienberg, tranken da ein Glas Bier, schrieben Karten, stiegen auf den Turm, gingen über die Kälberlöcher heimwärts, aber beim Schimmelweg wieder in den Wald hinein und hinüber auf den Hornbuckelweg, dann heim. Auf sieben Uhr war ein Militärkonzert im Eisenbahn-Hotel-Garten angesagt, das wir besuchen wollten. Wir aßen zu Nacht und gingen mit unseren beiden Schwestern zum Konzert, kamen aber schon zum ersten Stück zu spät. Wir setzten uns an einen Tisch zu Herrn Dr. Lietzenmayer und Thusnelda und Emma Voellm. Herr Lietzenmayer unterhielt sich gut mit Jo. In der ersten großen Pause ging ich nach Hause,

um den Schwestern Jacken zu holen, weil es kühl wurde. Das Schönste vom Ganzen war der Schluß, ein großes Schlachtenpotpourri. Wir kamen gegen halb elf nach Hause und gingen darauf zu Bett. Jo und ich lasen erst noch.

Montag, 21. August. Heute wollen wir dem Manöver zusehen und standen deshalb gegen sechs Uhr auf und gingen nach dem Kaffee auf den Pfaffenberg. In der Talmulde hinter der alten Fabrik hatten sich 112er und 142er gesammelt und gingen teils direkt, teils auf einem Bogen nach rechts gegen den markierten Feind am Waldrand vor. Wir folgten, verstanden auch die Bewegungen der Infanterie, die leider kein Feuer gab (nur der markierte Feind schoß). Auch Kavallerie schien sich am Gefecht zu beteiligen, doch konnten wir keinen Sinn in ihre Bewegungen legen. Nach dem Gefecht hörten wir der Kritik zu. Der Brigadegeneral schloß, als wir kamen; der Divisionsgeneral begann gerade seine Kritik, darinnen er die Hauptleute besonders hart mitnahm. Ganz in Wut geriet der Mann, je mehr er schalt und wetterte. Wir verzehrten unser Brot und tranken Limonade, schauten dem Brigadeexerzieren zu, währenddessen die Kavallerie in der Ferne Sturmangriff übte. Nach dem Exerzieren kam der Parademarsch, der zweimal in Kompanieform und zweimal in Regimentskolonne ausgeführt werden mußte. Dann gingen wir durch den Birkenwald heim.

Nach dem Essen blieben wir lange in der Stube sitzen, gingen dann auf mein Zimmer, lasen aus Nadler¹² vor und plauderten. Ich gab meinen Freunden zum Nächstedenken auf: „Welches ist die letzte Begründung und der letzte Zweck der menschlichen Kultur?“, eine Frage, über die ich in diesen Ferien schon viel nachgedacht habe, ohne eine genügende Antwort zu finden. Wir redeten und fanden doch nicht viel, doch brachte Jo mich auf eine neue Fährte.

Theodor mußte leider drei Uhr vierundvierzig abreisen, um noch rechtzeitig nach Gernsbach zu kommen, wo seine Mutter

und seine Schwester weilen. Karl will morgen früh nach Karlsruhe fahren, um mit Diemer¹³ eine Fußtour zu besprechen, und will dann nach Gernsbach sich begeben. Jo bleibt auch bis morgen früh da und fährt um acht Uhr nach Hause. Wir begleiteten Theodor an die Bahn, besichtigten dann das Rathaus, bestiegen, weil es gerade vier Uhr läutete, unseren Kirchturm, überblickten die Stadt und betrachteten die Glocken; gingen dann heim, saßen und plauderten, gingen in unseren Garten, lasen uns im Gartenhäuschen den Vortrag Weitbrechts „Luther und Bismarck“ vor und sprachen noch manches und gingen dann zum Nachtessen heim. Weil es so schön mondhell war in den letzten Tagen, beschlossen wir einen Nachspaziergang nach der Leinburg zu unternehmen.

Um dreiviertel neun brachen wir auf, es war sehr kühl, die Luft klar, der Mond schien hell. Wir gingen vergnügt die alte Gartacher Straße, sahen als wir um dreiviertel zehn zum Wald heraus kamen, ein Licht in Kleingartach, gingen weiter und an der Leinburg vorbei, ohne sie zu sehen. Als wir wieder aus dem Wald traten, merkten wir, daß wir vorbei gegangen seien, gingen rückwärts und fanden die Burg. Mittels eines Stuhls half ich meinen Freunden, daß sie auf die Zinnen des niedrigen Turmes gelangen konnten. Ich selbst stieg nicht hinauf, um ihnen wieder herab zu helfen. Wir gingen über die Äcker herab auf die neue Gartacher Landstraße und darauf heim. Um zwölf Uhr waren wir wieder da und legten uns, ohne noch zu lesen, zu Bett. Schön war der Gang!

Anmerkungen (B. Röcker):

- ¹ Das Tagebuch wurde von A. Vielhauer in griechischen Buchstaben geschrieben und von seinem Sohn Siegfried in Maschinenschrift übertragen. Es ist nicht nur für die geistige Entwicklung Vielhauers, der gerade das Abitur in Karlsruhe abgelegt hatte, interessant, es gibt auch Einblicke in die Lebensverhältnisse um die Jahrhundertwende.
- ² Familie Tensi (Buchbinderei in Karlsruhe) war mit Familie Vielhauer befreundet.
- ³ Schwester des Verfassers (16 J.).
- ⁴ Jakob Vielhauer.
- ⁵ Zweitältester Bruder, studierte Theologie in Heidelberg (23 J.).
- ⁶ Jüngster Bruder (13 J.), ging damals noch in die Höhere Bürgerschule.
- ⁷ Alle 3 Schulfreunde aus dem Karlsruher Gymnasium.
- ⁸ Dieser 17 jährige Pferdeknecht verschwand am 18. August abends, weil er sich nicht mit dem Großknecht vertrug.
- ⁹ Pfarrerswitwe in Karlsruhe, bei der Adolf Vielhauer während der beiden letzten Schuljahre wohnte.
- ¹⁰ Schulkamerad aus dem Gymnasium Karlsruhe
- ¹¹ Freund aus Eppingen
- ¹² Vermutlich Karl G. Nadler, pfälzischer Mundartdichter (1809–1849), dessen Hauptwerk „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's“ (1847) damals weit verbreitet war.
- ¹³ Ebenfalls Schulfreund aus dem Gymnasium Karlsruhe.

Adolf Vielhauer als Missionar, Theologe und Bibelübersetzer

Michael Ertz

Um über einen Menschen einigermaßen ins Bild zu kommen, um seiner Persönlichkeit gerecht zu werden, vor allem dann, wenn es sich um jemand handelt, der über den lokalen Rahmen hinausreicht – und das ist bei Adolf Vielhauer fast ausschließlich der Fall – heißt das nicht nur nach den Lebensdaten des Betreffenden zu fragen, so wichtig und aufschlußreich diese auch sind, heißt es ganz besonders nach dem Ausschau zu halten, was dieser für eine größere oder kleinere Öffentlichkeit an Bedeutung hat, für sie getan hat, was an Wirkungen für die Nachwelt von ihm und seinem Werk ausgehen und was über die Zeiten hinweg für wert geachtet wird, im Gedächtnis einer größeren Gemeinschaft behalten zu werden. Und wenn es gar noch eine außerordentliche Kulturleistung, wie in unserem Falle, ist, dann wäre es eine Unterlassung, die geschichtlich ins Gewicht fällt, wenn das nicht getan wird. Man darf darum sagen, daß es an der Zeit ist, daß Adolf Vielhauer gewürdigt wird – auch und gerade dort, wo er herkommt und wo eine Straße nach ihm genannt worden ist.

Was wir hier jetzt unternehmen, ist ein bescheidener Versuch, sein Lebenswerk zu würdigen und es einzuordnen in einen bestimmten Zusammenhang. Unseres Wissens ist das noch nirgends bis jetzt in einem gründlichen und umfassenden Sinn geschehen. Das könnte ein Missions-theologe am besten unternehmen, der die Probleme der Weltmission kennt und der an Ort und Stelle des Wirkens von Adolf Vielhauer war.

Dieser Versuch einer Würdigung erfolgt auf der Basis dessen, was durch die Familie Vielhauer, vor allem durch die unmittelbaren Nachkommen, dann durch das Archiv der Basler Mission in Basel und einiger noch lebender Kenner dieser Materie zur Verfügung gestellt worden ist: Es sind das persönliche Zeugnisse Adolf Vielhauers, Predigten von verschiedenen Orten, Vorträge, Traktate, Artikel und Aufsätze in der missionswissenschaftlichen Literatur und der kirchlichen Presse, eine Vorlesung an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg im Wintersemester 1938/39, der Nekrolog und verschiedene Anweisungen der Basler Mission, aber auch persönliche Stellungnahmen – so von Georg Tischhauser (Naters/Schweiz), der die Übersetzung des Alten Testaments von Adolf Vielhauer zu Ende geführt hat, und von Reverend Jonas Dah aus dem Kameruner Grasland, dem Rektor des Theologischen Seminars der Presbyterianischen Kirche in Kamerun, der z. Zt. in Basel über die Arbeit der Basler Mission in Kamerun während der deutschen Kolonialzeit doktriert. Hier werden wir mit Sicherheit – und zwar aus den unmittelbaren Quellen auf dem Missionsgebiet – einmal über das Werk von Missionar Adolf Vielhauer authentischen Aufschluß erhalten. So könnten wir in absehbarer Zeit noch einmal auf dieses Thema zurückkommen.

Adolf Vielhauer war Missionar, Theologe und Pfarrer. Das ist uns in seiner Vita gesagt worden. Er ist das alles nicht getrennt voneinander gewesen, sondern in einem

Miteinander und Aufeinanderbezogenheit der drei Bereiche, wobei unzweifelhaft aber der Missionsmann und die Leidenschaft dieser Tätigkeit überwogen und alles durchdrungen haben. Als Missionsmann ist er der Bibelübersetzer und als solcher auch ein Kulturschöpfer geworden, der für die afrikanische geistige und geistliche Bewußtwerdung von Bedeutung ist. Ohne nun aus den Augen zu verlieren, diese Einheit von Missionar, Theologe und Pfarrer bei Adolf Vielhauer wollen wir nun doch versuchen aufzuzeigen seine Bedeutung:

- a) als Missionar und Bibelübersetzer
- b) als Theologe und Pfarrer, der von der Missionstätigkeit bestimmt war,
- c) als Kulturschöpfer für das Grasland in Kamerun.

a) In der Geschichte der Basler Mission, Band 5, 1920–1940, von Hermann Witschi, Basilea Verlag, Basel, 1970, und in der Geschichte der Presbyterianischen Kirche in Kamerun „Zur Freiheit berufen“ von Werner Keller, Theologischer Verlag, 1981, wird Adolf Vielhauer als Bibelübersetzer und Literat herausgestellt, was ja grundlegend war für die ganze Missionsarbeit in den dortigen Gebieten, für den Gottesdienst und für die Katechetik in erster Linie. Das war Adolf Vielhauer ursprünglich wohl nicht so, er ist es geworden auf Grund seiner Begabung, seiner theologischen Überzeugung und seiner Leidenschaft als theologischer Pädagoge. Man könnte sagen: Es war das in ihm angelegt, und er hat darin seine Erfüllung gefunden.

Schon sehr früh war in Adolf Vielhauer der Wille vorhanden, Missionar zu werden und so Gott als Theologe zu dienen. Sein theologisches Studium und seine Vikariatszeit faßte er als einen Weg dazu auf. Und als er für Kamerun bestimmt war, studierte Adolf Vielhauer eifrig in Berlin bei Sprachspezialisten afrikanische Sprachen. 1906 kam Adolf Vielhauer zum ersten Mal auf die Station Bali, diese liegt im Grasland von Kamerun, das damals deutsche Kolonie war. Das Grasland, im Gegensatz zum

Waldland an der Küste, liegt als Hochland von 1400–2000 m Höhe 200 bis 250 km nördlich der Meeresküste. Bali war die erste Station des Basler Mission dort; 1903 war sie auf Bitte des Königs von Bali ins Leben gerufen worden. Die Kultur war niedrig, gesprochen wurde bei diesen Angehörigen der Bantu-Rasse der Bali-Dialekt.



Adolf Vielhauer beim Übersetzen der Bibel (1954)

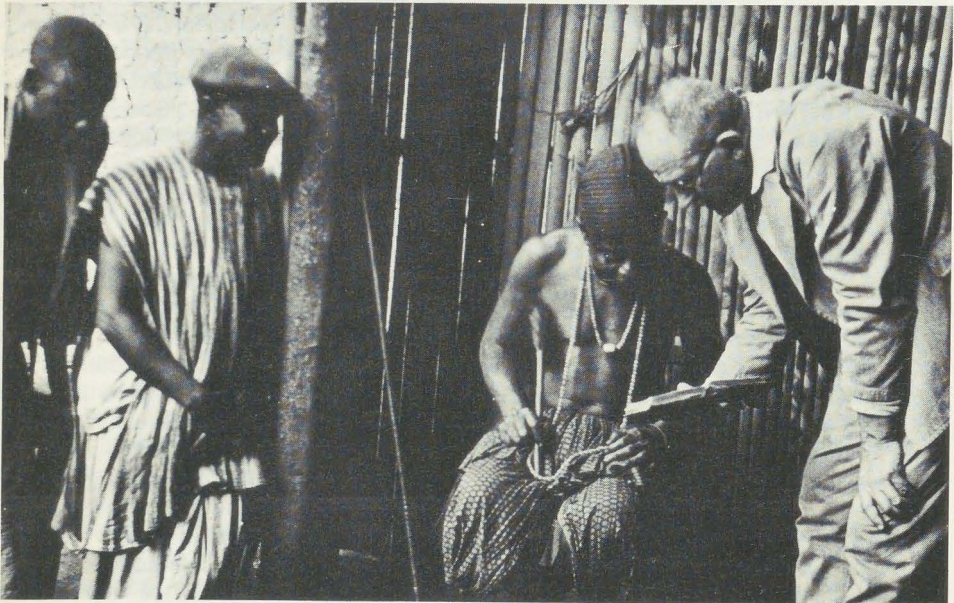
Adolf Vielhauer konnte 1906 an die Arbeit seiner Vorgänger anknüpfen; diesen war, wie ihm auch, klar, daß eine Missionstätigkeit nur mit Hilfe einer sprachlichen Niederschrift des biblischen und katechetischen Stoffes erfolgen konnte. Das geschah zuerst an Hand der Übersetzung von je zweimal 52 Geschichten aus der Bibel nach einer württembergischen Vorlage und von Predigtblättchen. Denn nur so konnte Schule gehalten werden. Hier in dieser Zeit konnte schon als Frucht der einheimischen Spracherforschung der Grund für eine Bali-Grammatik gelegt werden. In den späteren Aufenthalten auf Bali – das ist 1914–15, 1926–31 und 1933–38 (der erste hatte bis 1913 gedauert, der zweite war durch die Internierung von seiten der Engländer im 1. Weltkrieg unterbrochen worden), baute Adolf Vielhauer seine Sprachforschungen noch aus, und mit ihnen als Frucht entstanden neben einer Liedersammlung und einer Kirchengeschichte laufende Neuübersetzungen von biblischen Büchern, die in der Heimat dann redigiert wurden. So kam es 1933

zum Druck des Neuen Testaments; das Alte Testament konnte infolge des Todes von Adolf Vielhauer 1959 nicht mehr ganz vollendet werden, es erschien dann aber 1961.

Diese Übersetzung war eine mühselige Arbeit, Adolf Vielhauer hat verschiedentlich darüber Rechenschaft gegeben, er hatte dazu einheimische und deutsche Helfer. Wir können uns kaum eine Vorstellung darüber machen, was der Übersetzer an Aufwand und an Energie brauchte, um diese Arbeit voranzutreiben, zumal der Bali-Dialekt, den er auswählte, nicht unumstritten war. Adolf Vielhauer wird darum auch als „Vater der Graslandkirchen“ angesehen, dort haben sie ihn auch ohne weiteres als „Ba“ (= Vater) anerkannt. Seine Übersetzung kann – so die Kenner der Sprache – als sehr sorgfältig und gründlich“ bezeichnet werden. Adolf Vielhauer lag es sehr am Herzen, „die biblischen Wahrheiten möglichst genau wiederzugeben ... in einer Sprache und Form, daß der Leser im Grasland von Kamerun den Eindruck hat, Mose und die Propheten, der Heiland und die Apostel seien Grasländer gewesen und hätten unter ihnen

gelebt und gewirkt“. Damit offenbart uns Adolf Vielhauer sein Herz, sagt er uns, was ihn bei der Übersetzung bewegt hat. Adolf Vielhauer geht's in allem um das integrale Wort Gottes, er ist Biblizist in einem leidenschaftlichen Sinn, was am stärksten in dem Titel eines Aufsatzes zum Ausdruck kommt, den er 1939 geschrieben hat (in: Blätter für die Freunde der ev. Mission in Kamerun und Nord-Togo): „Die gemeinbildende Kraft des Wortes Gottes nach den Erfahrungen im Grasland von Kamerun“. Alles resultiert im Leben des Christen, in der Gemeinde, in der Kirche aus dem Worte Gottes, und um des Wortes Gottes willen gilt es, die Arbeit zu tun als Missionar, als Theologe und als Pfarrer. Das ist bei Adolf Vielhauer vom Anfang seines Wirkens an so gewesen, es ist es geblieben bis zuletzt.

b) Damit ist der Schlüssel auch für den Pfarrer und Theologen gegeben. Darin ist eine Unbedingtheit, die er in allem durchgehalten hat, die er draußen und daheim gelebt hat, die er den Gemeinden und den Gemeindegliedern in einer gewissen Schroffheit zugemutet hat (vgl. dazu die Abschiedspredigt in Gernsbach vom



Adolf Vielhauer zeigt dem Bansô-Häuptling Bilder aus dem Bali-Testament

30. 8. 42 über 1. Kor. 2,2). Dieses Schema hat er in für Außenstehende monotoner Weise auch seinen Hörern bei der evangelistischen Predigt präsentiert und darin zur Entscheidung gerufen. Man könnte Adolf Vielhauer so etwas wie einen Methodisten aus neuerer Zeit nennen, der durchaus Elemente aus der Theologie Martin Luthers verwendet und der wie dieser auch der Sicherheit des christlichen Besitzes abhold ist. Mit Martin Luther zusammen trägt er in sich die Intransigenz des Wortes Gottes, was ihn auch daran hindert, das katholische Anliegen zu verstehen und sich ökumenisch zu öffnen.

In dem allem steht er in der Tradition einer bestimmten Theologie seiner Zeit, die ihn prägte – und das im Gegensatz zu seinem Bruder Gerhard Vielhauer, der sich einer anderen theologischen Strömung, der liberalen Theologie, verpflichtet fühlte. Man darf es schon als Vorzug bezeichnen, wenn jemand diese Gewißheit seines Weges in sich trägt und daraus heraus wirken kann.

Dieser Impuls kommt Adolf Vielhauer aus der missionarischen Tätigkeit, die als Ziel hat, „Seelen für den Heiland zu gewinnen“. So wird sein missionarischer Eifer voll und ganz auf den Dienst daheim übertragen, wobei miteingebracht werden der „Reich-Gottesblick“ und die Erfahrungen der Arbeit auf den Missionsfeldern. Für den Pfarrer und Theologen Adolf Vielhauer gilt darum, was er selbst schreibt: „Bei jedem echten Missionar ist die göttliche Berufung zum Missionsdienst . . . so innig mit seiner persönlichen Stellung zum Herrn verbunden, daß sie ein wesentliches Stück seiner inneren Verfassung ausmacht“ (in: „Veröffentlichung des Arbeitsausschusses des Deutschen Evang. Missionsrates“, 1921). Das bestimmte dann auch die Seelsorgetätigkeit von Adolf Vielhauer.

Das alles ist in sich so geschlossen, daß es gar keine Fragen aufkommen läßt hinsichtlich der Interpretation anderer – auch der vorfindlichen – Kulturen, nach eigenständigen Entwicklungen in der Theologie und in der Seelsorge. In der Missionstätigkeit

draußen und in der Heimat – als solche wird der Dienst dort ja auch angesehen – kommt es auf die Bekehrung des Menschen an. Darauf ist aller Nachdruck zu legen.

c) Als Frucht, die so nebenbei anfiel, ist auch von der „kulturpolitischen Bedeutung“ (so in einem Aufsatz von 1941) der Tätigkeit der Basler Mission im Grasland von Kamerun die Rede. Das ist an sich verwunderlich, wenn man bedenkt, daß das prophetische Element bei der Missionierung bei A. Vielhauer im Vordergrund stand und er diese unter dem Aspekt der Eschatologie verstand. Darum konnte für ihn die Arbeit auf dem Missionsfeld keine Gefügigmachung unter die betreffende Kolonialmacht sein, aber auch keine Demokratisierung. Adolf Vielhauer wollte auf keinen Fall Kirchenführer in der gegründeten Kirche sein, er hat schon zu seiner Zeit auf die Unabhängigkeit der einheimischen Kirche von den Europäern hingearbeitet, was seiner Zeit weit voraus war.

Nüchtern war er auch in der Beurteilung des guten Missionars; bei ihm hielt er für ausschlaggebend die handwerkliche Fähigkeit, das mag Hinweis sein auf seine bäuerliche Herkunft. Daß er das nicht übersah bei seiner rein intellektuellen Tätigkeit, macht ihn sympathisch. Bei seinen Überlegungen spielte der Anknüpfungspunkt eine große Rolle, er wußte ja, daß die Sprache an sich schon Anknüpfungspunkt bedeutet. So konnte er die Kunst des Lesens und mit ihr die Schultätigkeit als „Kulturtat allerersten Ranges“ ansehen, wobei er sich gegen Indoktrination wandte, was alle Kolonialmächte als Versuchung in sich tragen – wir bedenken, daß wir uns noch in kolonialer Zeit befinden.

Adolf Vielhauer interessierte sich auch für die Sitten und den Alltag des Volkes. Das mag zusammenhängen mit der Erforschung der Bali-Sprache. Diese hat er als erster wissenschaftlich geordnet und so auch die Sprache fixiert, da sie bis zu diesem Zeitpunkt nur gesprochen wurde. Indem er mit seiner Grammatik und dem Wörterbuch

literarische Pionierarbeit leistete, schuf er im Grasland Kameruns so etwas wie ein Bindeglied zwischen den Stämmen, was diese dann auch einander näherbrachte. Inwieweit sich diese literarische Großtat über den Raum Bali hinaus auswirkte, ob die Übersetzung von Adolf Vielhauer auch im französischen Teil Kameruns (dieser ist ja frankophon auch in unseren Tagen geblieben) zur Geltung kam, wie das ihr Schöpfer kurz einmal andeutete, kann nur der Kenner der dortigen Verhältnisse beantworten. Adolf Vielhauer hat mit seinen vielfältigen literarischen Bemühungen den Bali-Stamm in seiner Muttersprache gefördert, er hat erst diese Sprache ins Literarische erhoben, dabei hat er dem Ansinnen von Teilen der Einheimischen widerstanden, die für die Durchsetzung einer europäischen Sprache plädierten. Das hätte mit Sicherheit, wie anderswo auch, zu einer geistigen Dressur geführt. Man muß in diesem Zusammenhang das feine Gespür bewundern, das Adolf Vielhauer, auch hier seiner Zeit voraus, für das Gewachsene hatte; er steht damit in einer guten Tradition deutscher Sprachforscher des vergangenen Jahrhunderts.

Ob es Adolf Vielhauer recht wäre oder nicht, wenn wir das jetzt von ihm sagen, das sei dahingestellt: Auf jeden Fall hat er mit seinen Bemühungen zur Bildung einer afrikanisch bestimmten höheren Kulturentwicklung im Grasland Kameruns beigetragen. Man könnte sagen: es ist das ihm Zugefallene, denn wir wollen es nicht vergessen, er ist unter einer anderen Zielrichtung angetreten. Das ist und bleibt sein Hauptwerk, daß er mit seiner Bibelübersetzung in die Bali-Sprache dem Worte Gottes einen Durchbruch anbahnt. Damit hat er ein Mosaiksteinchen innerhalb der Reich-Gottesarbeit, die ihm vor allem am Herzen lag, geschaffen. Aber es wäre ungerecht, die Kulturtat zu übersehen.

Wer das Werk Adolf Vielhauers unter diesem zweifachen Aspekt – des Missionstheologischen und des Kulturellen – überblickt, ohne daß er es in seinem ganzen Ausmaß eigentlich beurteilen kann – dazu fehlt

die letzte Kompetenz-, der wird nicht umhin können, die Kraft und das Ursprüngliche zu bewundern, das hier bei einem Menschen zur Tat geworden ist. Wir sehen an ihm, was ein willensstarker Mensch, der ganz einer Sache lebte, hervorbringen konnte. Daß Mut dazugehörte und Ent-sagung, wer wollte es leugnen.

Aber doch war in allem bestimmend der Glaube, der Berge versetzen kann, der Glaube an das göttliche Wort, der in Bali für die Menschen in Bali Leben werden sollte, darin den Gehorsam dem göttlichen Auftrag gegenüber verwirklichend. Mögen wir vielleicht heute missionstheologisch eine gewisse Einschränkung zur Methode der Missionsaufgabe äußern und den sozialen Hintergrund nicht übersehen, so muß man dem die Geschlossenheit des Werkes entgegenhalten. Was damit zusammenhängt, bedeutet Segen für viele in Bali, ein Segen, der auch Kommende erfassen wird. Und wenn man die Weitsicht, die in Ansätzen bei Adolf Vielhauer anklingt, berücksichtigt, dann darf man wohl zu Recht sagen, daß Adolf Vielhauer einer der großen Missionare in der Geschichte der Basler Mission war. Auf ihn darf und kann die Heimatstadt Eppingen stolz sein.

Nachtrag

Das Gespräch mit dem Pfarrer und Rektor des Theologischen Seminars der Presbyterianischen Kirche in Kamerun, Jonas Dah, der aus dem Kameruner Grasland, dem Wirkungsgebiet von Missionar Adolf Vielhauer, stammt, am 17. Sept. 1982 am Sitz der Basler Mission in Basel, zeigte ganz neue Perspektiven, die hier unbedingt angefügt werden müssen, gerade weil sie über das Schicksal der Übersetzung der Bibel in die Bali (Mungaka)-Sprache in unseren Tagen Aufschluß geben. Jonas Dah arbeitet z. Zt. an seiner Dissertation an der Universität Basel über die Theologie der Basler Mission in Kamerun während der deutschen Kolonialzeit, man darf ihn darum als einen der kompetentesten Leute für unser Thema bezeichnen.



Adolf Vielhauer mit den Gehilfen Schwester Elisabeth Bühler und Pastor Elisa Ndifon (1954)

Von Jonas Dah bekam ich auch bestätigt, daß bis jetzt noch keine umfassende Arbeit über das Wirken und das theologische Werk von Adolf Vielhauer vorliegt. Jonas Dah hat den Missionar Adolf Vielhauer nicht mehr kennengelernt, er hat über seine Arbeit berichtet bekommen und vor allem die Wirkungen davon im Grasland erlebt. Im wesentlichen ist meine Sicht bestätigt worden, wobei im Gespräch mit Jonas Dah ganz deutlich wurde, daß Vielhauers theologische Bedeutung eigentlich seine Übersetzertätigkeit und daraus kommend seine Lehrtätigkeit ist. In diesem Sinne lautete ja von vornherein der Auftrag der Basler Mission für das Grasland Adolf Vielhauer sollte als Übersetzer und Lehrer dort wirken, gerade weil er im Gegensatz zu vielen anderen Missionaren Universitätstheologe war.

Um die Dinge in Kamerun einigermaßen zu verstehen – und das vor allem auch im Blick auf das Wirken von Adolf Vielhauer und das Schicksal seiner Bibelübersetzung in die Bali (Mungaka)-Sprache-

ist es notwendig, ganz kurz auf die geographischen und sprachlichen Gegebenheiten einzugehen, vor allem aber ist zu berücksichtigen die koloniale Entwicklung und mit ihr die Sprachpolitik der Kolonialmächte und die sprachliche Lage heute. Das Grasland ist deutlich abgesetzt vom Waldland, das Grasland liegt im Inneren, das Waldland an der Küste. Durch Kamerun geht eine Sprachgrenze; im Waldland haben wir Duala, was z. T. eine Handelsprache ist, Bali im Grasland gehört zum sudanesischen Sprachstamm, im Grasland selbst gibt es noch viele andersartige idiomatische Ausprägungen. Ein Teil von Kamerun, der größte, war deutsche Kolonie, ein kleinerer stand unter englischer Oberhoheit. Nach dem 1. Weltkrieg kam Kamerun dann zum größten Teil unter französische Herrschaft, bildete später ein assoziiertes Gebiet der französischen Union, um erst vor ein paar Jahren selbständig zu werden. Die Kolonialherren haben versucht, ihre Sprache durchzusetzen, so vor allem die deutsche Kolonialherrschaft vor dem 1. Weltkrieg und noch

mehr die französische danach. Heute dominieren als Umgangssprache und als Bildungssprache das Französische und das Englische. Und da hinein ist das Schicksal der christlichen Kirchen und auch der Bibelübersetzungen verflochten, wobei die Schwierigkeit noch dadurch erhöht wird, daß die katholische Mission sich eng an die jeweiligen Kolonialherren in ihrer Tätigkeit auf allen Gebieten angelehnt hat.

Als Adolf Vielhauer seine Tätigkeit 1906 im Grasland begann, knüpfte er an das Konzept der Basler Mission für dieses Gebiet an. Durch den deutschen Sprachforscher Eugen Zintgraff, der mit dem König von Bali im deutschen Schutzgebiet Kamerun einen Blutsvertrag geschlossen hatte und dadurch diesen zu dem Herrn des Graslandes gemacht hatte, wurde Bali Zentralgebiet und mit ihm das Bali-Idiom auch Zentralsprache für das Grasland. Die Basler Mission, von den Deutschen für dieses Gebiet ausersehen, favorisierte diese einheimische Sprache und das sogar später im Kampf gegen die deutsche Verwaltung, die deutsch als Einheitssprache durchsetzen wollte. Adolf Vielhauer paßte sich dieser prinzipiellen Entscheidung der Basler Mission an, bis zuletzt hielt er das durch. Die Entscheidung für die Bali-Sprache war damals am Anfang schon nicht unumstritten, später unter der französischen Herrschaft wurde das sehr in Frage gestellt, weil die Franzosen auf das Französische setzten, keine einheimische Sprache wollten und dabei auch Erfolg hatten, wie auch die Engländer mit ihrem Englisch. Diese Entwicklung sollte für die Zukunft ausschlaggebend werden, heute haben Französisch und Englisch die einheimischen Sprachen verdrängt.

Es liegt schon eine gewisse Tragik darin, daß das Werk von Adolf Vielhauer, die Bibelübersetzung in die Bali-Sprache, in diesen Sog hineingeriet. Aus dem Nichts hatte Adolf Vielhauer in Bali angefangen, dieses Bali-Idiom aufzuzeichnen und auch für die Schulen zu applizieren – seine Bali-Grammatik hingegen war für deutsche Missionare auf deutsch geschrieben mit

Erklärungen, darum konnte sie im Grasland auch keine Verbreitung finden –, was auch durch die Gründung einer Bibelschule 1928 gefördert wurde. Die Übersetzung des Neuen Testaments 1933 war noch ein großer Erfolg, weil diese für die Missionsschule damals gebraucht wurde. Da aber die französische Kolonialherrschaft sich nicht für die einheimischen Sprachen – auch nicht für Bali – stark machte und auch die einheimische Kameruner Regierung in diese Fußstapfen trat und voll auf Englisch und Französisch auch für die Bibel setzte, hatte die Verbreitung dieser Bali-Bibel nur eine geringe Resonanz, zumal die Studenten sie gar nicht brauchen konnten, weil sie Bali als Sprache nicht beherrschten. In geringem Umfang ist diese Bali-Übersetzung im Gebiet Bali selbst verbreitet, sonst aber gar nicht. Im übrigen ging es der Duala-Übersetzung (im Waldland) nicht anders. Und auch für die Zukunft ist von der kamerunischen Regierung betreffs einheimischer Sprache keine Unterstützung zu erwarten, was Jonas Dah einerseits sehr bedauerte, aber doch wieder nicht als falsch ansah. Adolf Vielhauer und die Basler Mission hatten hier etwas Gutes und Einleuchtendes gerade für die einheimische Bevölkerung gewollt, sie sind aber von ihr nicht belohnt worden für ihren großen Einsatz.

Aus Eppinger Sicht mag man das alles bedauern, vielleicht auch nicht verstehen, daß jemand sich mit seiner ganzen Kraft für eine autochthone Sprache und Kultur einsetzt, daß er dafür fast sein ganzes Leben opfert und daß dann alles umsonst gewesen sein soll. Denn gerade diese ganze Arbeitsweise zeigt doch eine heute sehr notwendige Einstellung, weil sie ermöglicht, die einheimische Eigenart gerade auch in Glaubensdingen zu bewahren und daraus eine bodenständige Kirche und Theologie zu entwickeln, und das tut überall not. Ist das aber nicht ein Beispiel dafür, daß alles in der Welt immer uniformer und nivellierter wird – auch vor den Glaubensdingen macht das keinen Halt –, mag man dagegen vielleicht einwenden, daß es egal ist, in welcher Sprache die Botschaft des

Evangeliums verkündigt wird, Hauptsache ist doch, daß sie verkündigt wird?! Nicht zu übersehen ist hierbei die Tatsache, daß die Leitung der Basler Mission (das „Comité“, wie es dort hieß) zu sehr nach einem Schema vorging und Adolf Vielhauer, der sonst sehr eigenwillig war, sich hier ganz als der Prototyp der Basler Mission zeigte. Er selbst versuchte in diesem Zusammenhang auch, seine Erkenntnis des Gottesnamens, die er im Gebiet von Bali gewonnen hatte, für ganz Kamerun zu verallgemeinern, was Jonas Dah als Manko beanstandete. Wir geben hier nur wieder, was uns gesagt wurde.

Für uns von Wichtigkeit ist aber noch das andere, was ich auch aus dem gleichen Munde hörte, daß Adolf Vielhauer nicht nur eine Kirchenverfassung für das Grasland verfaßte, sondern daß die ganze Theologie im Grasland vor allem durch seine Übersetzertätigkeit bestimmt wurde, auch wenn dabei nicht zu übersehen ist, daß diese seine Theologie sehr persönlich bestimmt war, denn – so sagte es Jonas Dah – „wenn er etwas im Kopfe hatte, dann wollte er es auch durchsetzen“. Keiner unter den Missionaren hatte im Grasland so starken theologischen Einfluß wie Adolf Vielhauer, und das auch auf Grund seiner Seminar- und Bibelschultätigkeit. Dieser Einfluß muß aber auf den

englisch bestimmten Teil von Kamerun beschränkt werden. Diese Feststellung gilt auch unter der Begrenzung, daß Adolf Vielhauer in dem Stamm der Bali und seiner Sprache zu sehr Beispiel und Exempel für das ganze Grasland gesehen hat (Kamerun hat insgesamt 170 Idiome).

Die Missionstheologie war bei Adolf Vielhauer wie bei vielen seiner Epoche bestimmt von der Einzelbekehrung. Ein solches Bekehrungsschema mag für den Anfang wichtig sein, es ist es auch gewesen, aber – so Jonas Dah – es reicht nicht mehr für heute, denn die Gesellschaft hat sich ja gerade auch in Kamerun geändert. Der einheimische theologische Einfluß kommt langsam in Gange auch im Grasland. Die Tendenz Adolf Vielhauer – um es grob zu sagen – ist noch vorhanden im Grasland, aber nicht mehr so stark, sie wird von den Jüngeren unter den Theologen dort in Frage gestellt, was an sich ja nicht verwunderlich ist.

Wir haben hier weithin wiedergegeben die Interpretationen von Jonas Dah, er wird sie sicher in seiner Dissertation noch stärker belegen. Gerade aber dieses, daß jemand Autorisiertes auf einen Vorgänger so eingeht und sich mit ihm auseinandersetzt, stellt diesem ein einmaliges Zeugnis aus.

Brandkatastrophen in Eppingen im 19. Jahrhundert

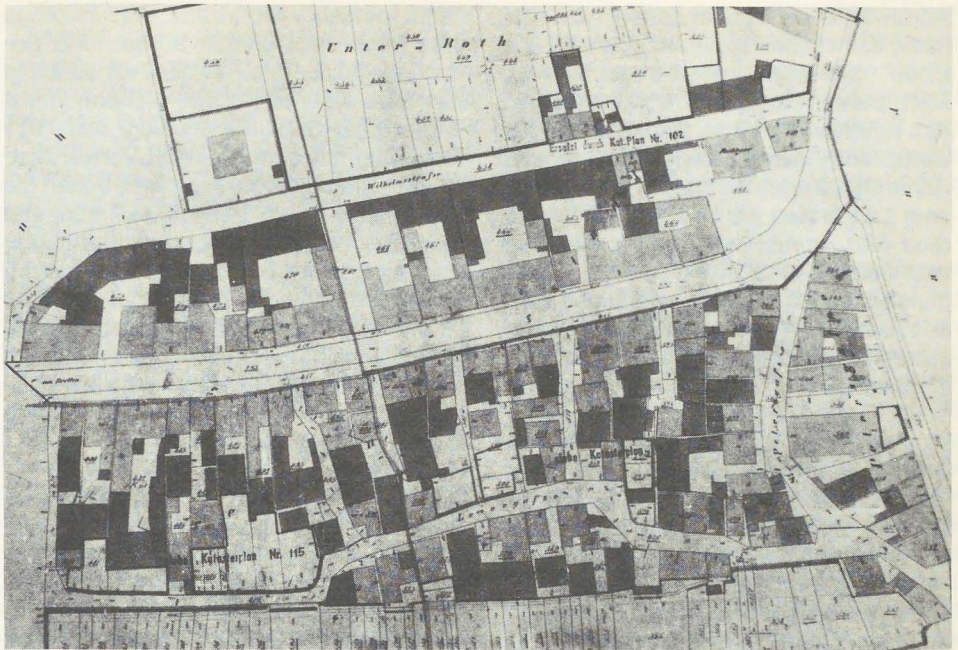
Bernd Röcker

Bei Stadtführungen kann man immer wieder feststellen, daß die auswärtigen Besucher über den großen Bestand an Fachwerkhäusern aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert in Eppingen erstaunt sind. Während viele andere Städte und Dörfer des Kraichgaus entweder im Dreißigjährigen Krieg oder im Pfälzischen Erbfolgekrieg ganz oder teilweise zerstört worden sind, blieb Eppingen von kriegerischen Zerstörungen weitgehend verschont. Dafür fielen, wie auch andernorts, zahlreiche Fachwerkhäuser Bränden zum Opfer.

Brandkatastrophen waren in früheren Jahrhunderten recht häufig. Karl Türck hat in der Festschrift zum 110 jährigen Bestehen der Freiwilligen Feuerwehr (1957) die größeren Brandfälle in Eppingen von 1846 bis nach dem zweiten Weltkrieg zusammengestellt. Allein bis zum Jahre 1900 registrierte er 49 Brände! Die in früheren Jahrhunderten übliche Holzfeuerung und die Verwendung von Öllampen, Kerzen oder Kienspan als Lichtquellen in Haus und Wirtschaftsgebäuden waren häufig Brandursachen, gelegentlich auch Blitz-



Brettener Straße um 1900 mit drei der auf dem Brandplatz von 1846 errichteten Häusern



Katasterplan von Eppingen 1866, Ausschnitt Vorstadt

einschläge oder Selbstentzündung von nicht ganz trockenem Heu. Bei der dichten Bebauung in der Altstadt und der überwiegenden Verwendung von Holz als Baustoff breitete sich das Feuer leicht auf die Nachbarhäuser aus, so daß gelegentlich sogar geschlossene Straßenzüge oder Häusergruppen niederbrannten.

Die durch größere Brände entstandenen Lücken wurden in der Regel durch modernere Gebäude, seit dem 19. Jahrhundert durch Steinbauten, wieder geschlossen, wodurch das bisherige Straßenbild erheblich verändert wurde. In anderen Fällen wurde die Gelegenheit benutzt, den Straßenverlauf zu verlegen oder durch Verzicht auf Wiederbebauung Licht und Luft in die Enge der Altstadt zu bringen. Der nachstehende Beitrag handelt von einigen größeren Bränden im Bereich der Altstadt und der sog. Brettener Vorstadt im 19. Jahrhundert und den von ihnen verursachten Veränderungen im Stadtbild. Er versucht, an Hand alter Fotos, Zeichnungen und Pläne diese baulichen Veränderungen aufzuzeigen.

Gleich zwei größere Brände brachen im Jahr 1846 in der Brettener Straße aus. Am 27. September brannten die Gebäude von Jonas Schlesinger, Konrad Kistler und Georg Ihle nieder, und wenige Wochen später, am 2. November, wurden die Häuser von Jakob Kamm, Franz Kepner und Philipp Kamm-Gießer ein Raub der Flammen. Eine geschlossene Häuserzeile von Fachwerkhäusern zwischen den heutigen Anwesen Spahn (Nr. 10) und Hagenbuch (Nr. 22) war damit zerstört. An die Stelle dieser niedergebrannten alten Fachwerkhäuser mit Giebelstellung zur Straße wie bei den heute noch stadteinwärts und stadtauswärts stehenden Fachwerkhäusern wurden mächtige Steinbauten im Stil der Modellhäuser mit Traufstellung errichtet. Dort, wo heute das Palmbräu-Verwaltungsgebäude steht, erbaute der Gastwirt und Posthalter Johann Heinrich Wittmer die Realwirtschaft „Zur Goldenen Krone“ (bekannter als „Krone-Post“), die bis 1880 auch als Posthalterei mit einer größeren Anzahl von Fahrposten diente. Mit zwölf Fensterachsen war die „Krone-Post“ das größte Modellhaus in Eppingen. Stadtaus-

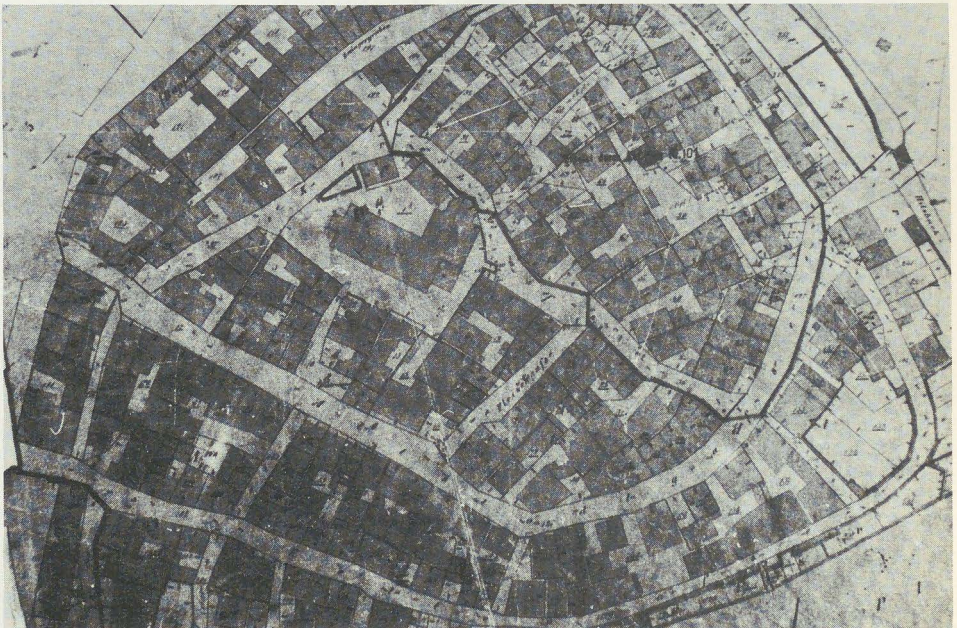
lienrichter, hatte diesen Brief an seinen damals in der Fremde weilenden Sohn Georg geschrieben. Karl Türck hatte ihn von einem der Nachfahren, dem Kfz-Meister Rolf Preusch, zur Auswertung zur Verfügung gestellt bekommen und in der Festschrift zum 125 jährigen Bestehen der Freiwilligen Feuerwehr 1972 abgedruckt. Er lautet:

Eppingen, den 30. Dezember 1864

Lieber Georg,
ich muß dir nun die trauriche Kunde mittheilen die uns am 8.d.M. betroffen hat, abends halb 6 Uhr brach nämlich als wir eben beim Abendessen saßen, bei Nachbar Weisgerber Lutz, in seiner Scheuer Feuer aus, und griff so plötzlich um sich, daß in einer halben Stunde das Hauß des Heinrich Hecker neben dem Amtshauß, die Scheuer des Isak Ettlinger, und des Engelwirths große Scheuer, ein Raub der Flammen waren, wir glaubten gar nicht mehr anders als daß auch wir daran kommen werden, jedoch gelang es der furchtbar angestregten Hilfe der hiesigen Feuerwehr den Flammen Herr zu werden,

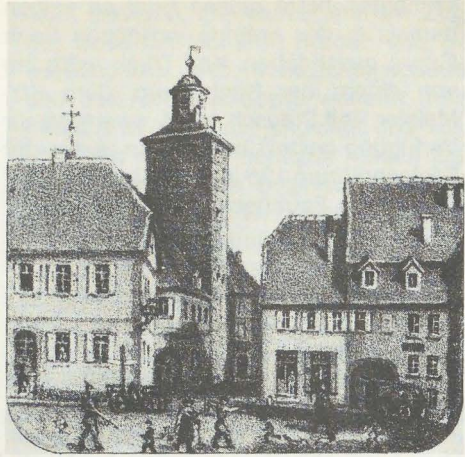
und so kamen wir gottlob mit größtem Schrecken davon, ausgeräumt hatten wir jedoch auch bis auf den Laden. Anders aber ging es bey Engelwirths, denn Onkel Georg der alte Engelwirth, war 2 tage krank, und flüchtete sich zu Sonnenwirths, bekam die Lungenentzündung und starb 8 tage darauf . . .”

Vier Scheunen und ein Wohnhaus brannten damals bis auf die Grundmauern nieder. Der Katasterplan von 1866 läßt erkennen, daß diese Gebäude (bis auf die Scheune von Lutz) im Gegensatz zur heutigen Bebauung gegenüber der südlichen Leiergasse zurückversetzt waren. Außerdem wird deutlich, daß damals die in die Brettener Straße einmündende westliche Leiergasse nur halb so breit war wie heute. Die Stadtmauer verlief noch von dem ehemaligen runden Eckturm bis zur Brettener Straße und trennte das vor der Stadtmauer errichtete Amtshaus von der Vorstadt ab. Erst der Abbruch eines Nebengebäudes des Amtshauses und der Stadtmauer machte die Verbreiterung des westlichen Leiergasse auf die heutige Straßenbreite möglich.



Katasterplan von Eppingen 1866, Ausschnitt Altstadt

Drei Jahre später, am 2. Oktober 1867, entzündete sich in einer Scheune zwischen der Altstadtstraße am Pfeifferturm und dem früheren Gasthaus „Zum Lamm“ (heute Bezirkssparkasse-Neubau) ein Feuer, das auf die Nachbargebäude übergriff und die Anwesen F. Spahn, Hutter, K. Hassinger und Lampert vernichtete. Die bauliche Situation zwischen dem Pfeifferturm und dem „Lamm“ läßt sich aus dem Katasterplan von 1866 und der Lithographie von J. Lohmüller von 1854 rekonstruieren. Die Altstadtstraße war demnach zwischen der Zwingergasse und der Einmündung in die heutige Bahnhofstraße nur halb so breit, da ein langgestrecktes Wohn- und Geschäftshaus in sie hineinragte. Beim Wiederaufbau der Häuser (heute Feeser und Kobold) im Stil der Gründerjahre verbreiterte man die Altstadtstraße, indem man die Baulinie um einige Meter zurückversetzte und der Häuserfront der unteren Altstadtstraße



Blick vom Marktplatz zum Pfeifferturm mit dem Eingang zur Altstadt (Lithographie von J. Lohmüller, 1854)

anglich. Aus dem Katasterplan geht außerdem hervor, daß entgegen der Behauptung von A. Braun (S. 21) die Straße nach



1. Pfeiferturm. 2. Wohnhaus des F. Fuhrmann u. J. Girsch. 3. Ev. Pfarrhaus. 4. Wohnhaus des St. Doll. 5. Wohnhaus des J. Fürth. 6. Kath. Pfarrhaus. 7. Zehntschener.

Brandplatz in der Kirchgasse 1873 von der Altstadtstraße aus

Heilbronn nicht erst nach dem Brand von 1867, sondern bereits vorher um das Landinsche Haus herum verlegt wurde. Die alte Heilbronner Straße führte bekanntlich durch die St. Petersgasse, woran heute noch das alte Zollhäuschen, ein jetzt als Schuppen verwendeter niedriger Anbau an das Haus Nr. 8 (Haus der Stadtschultheißenfamilie Norsch) noch erinnert.

Zahlreiche Brände in den Jahren 1869 bis 1872 versetzten die Bewohner der Stadt in Angst und Schrecken. Da Brandstiftung vermutet wurde, richtete man eine besondere Feuerwache aus Mitgliedern der Feuerwehr und anderen Bürgern ein, die nachts Umschau zu halten hatten. Zahlreiche Bürger wurden in jenen Jahren zu Unrecht der Brandstiftung beschuldigt, bis



Brandplatz in der Kirchgasse vom Kirchenvorplatz aus

schließlich bei einem in der Scheune des Rößlewarts Hartmann am 19. Januar 1873 ausgebrochenen Brand der Brandstifter, der Feuerwehmann und Maurer Müller, von der Tochter des Rößlewarts Katharine Hartmann auf frischer Tat ertappt werden konnte. Müller gestand, noch weitere Brände gelegt zu haben, und wurde zu der für Brandstiftung geltenden Höchststrafe vom Hofgericht des Unterkreises in Mannheim verurteilt. Der Brand griff schnell auf die benachbarten, zu den Gehöften in der Rappenauer Straße gehörigen Scheunen und die oberhalb des Pfeifferturms stehenden Wohngebäude in der Kirchgasse bis zur Zehntscheune über.

Auch das evangelische und das katholische Pfarrhaus wurden bei diesem Flächenbrand zerstört. Beide Pfarrhäuser wurden nicht mehr an dem alten Standort, sondern im „Unteren Rot“ wiederaufgebaut. Aus dem Katasterplan geht hervor, daß vor dem Brand der alte Graben vor der Stadtmauer (Zwingergraben) zwischen den außerhalb der Stadtmauer errichteten Gebäuden an der Rappenauer Straße und den Gebäuden in der Kirchgasse (wahrscheinlich noch in der alten Breite) bestand und daß die Straßenverbindung zwischen der Kirchgasse und der Rappenauer Straße, die heutige Zehntgasse, noch nicht existierte. So hat auch hier ein Flächenbrand die Voraussetzungen für eine veränderte Wiederbebauung dieses zerstörten Altstadtgebietes geschaffen.

Literatur:

- Katasterplan von Eppingen (1966), erstellt in den Jahren 1860–65.
Braun, Anton: Geschichte der Stadt Eppingen (1914)
Kiehnle, Edmund: Eppingen in alten Ansichten (1977)
Kiehnle, Edmund: Eppingen – ein Rundgang durch die Altstadt (2. Aufl. 1981)
110 Jahre Freiwillige Feuerwehr Eppingen 1847–1957 (1957)
125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Eppingen 1847–1972 (1972)
Türck, Karl: Alter Brief berichtet von Großbrand, in: Eppinger Zeitung v. 8. 10. 1969
Wieser, Karl: Vom Hotel „Krone Post“ blieb die Erinnerung, in: RNZ v. 28. 1. 1972
Frau Faust sei an dieser Stelle für die beiden Fotos vom Brand 1873 und dem Foto mit der alten Ansicht von der Brettenner Straße gedankt.

Eppingen von 1803–1933

Edmund Kiehle

Eppingen war im 12./13. Jahrhundert als staufische Reichsstadt zum ersten Male aufgeblüht¹ und erlebte als südostwärtiger Eckpfeiler der Kurpfalz im 16. Jahrhundert seine zweite Glanzzeit². Unter badischer Landeshoheit steuerte es schließlich Ende des 19. Jahrhunderts als Bezirksamtsstadt seinem dritten Höhepunkt³ entgegen.

Betrachtet man rückblickend die Zeit bei der kurfürstlichen Pfalz am Rhein, so fällt die Nachricht von der Plünderung des Steinsberges im Bauernkriege auf, die vor allem die von Eppingen verübt hätten und dafür 10000 Gulden aufbringen mußten⁴. Weiß man, daß diese Überlieferung aus der amtlichen Geschichtsschreibung der Kurpfalz stammt⁵ und kennt man die Loyalität, mit der die Stadt Eppingen trotz aller Verpflichtungen zum jeweiligen Stadt- bzw. Landesherren stand⁶, so wird man den Verdacht nicht los, daß diese Feststellung vor allem deshalb getroffen wurde, um angesichts des ausgemergelten flachen Landes einen zahlungsfähigen Schuldigen zu finden.

Karl Theodor, 1742–1799 Kurfürst von der Pfalz, seit 1777 auch von Bayern, der 1748/49 das Schwetzingen Schloßtheater bauen ließ und 1763 die pfälzische Akademie der Wissenschaften gründete, verlieh der Stadt zum 10. Oktober 1781 wegen ihrer Grenzlage noch einmal Privilegien, auf welche die Eppinger so stolz waren, daß sich heute noch in mancher Familie eine gedruckte Fertigung dieser Privilegien befindet. Man war in Eppingen wieder wer⁷! Er bestätigte darin die Freiheiten der Bür-

ger, das Stadtgericht, die Märkte und die niedrige Jagdbarkeit; es lag ihm aber auch daran, die Abgaben klar zu regeln und vor allem, daß ihm die hohe Jagdbarkeit, welche die Stadt 1438 dem hohen Kurhause geschenkt und freiwillig abgetreten hatte, verlässlich erhalten blieb. – Sein Vorgänger Karl Philipp hatte 1720 die pfälzische Residenz von Heidelberg nach Mannheim verlegt. Sein Nachfolger Maximilian Joseph, 1799–1806 Kurfürst von Pfalz-Bayern, trug ab 1806 als erster die bayrische Königswürde.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. 2. 1803 wurde die Markgrafschaft Baden Kurfürstentum und die Stadt Eppingen endgültig badisch. Markgraf Carl Friedrich von Baden (seit 1746) hatte im Jahre 1752 eine fortschrittliche Hofgerichtsordnung eingeführt, 1758 die Brandversicherungsanstalt, die Beamtenwitwenkasse und 1768 das erste Lehrerseminar gegründet, 1767 die Folter abgeschafft und 1783 die Leibeigenschaft aufgehoben⁸; letzteres geschah in Württemberg erst 1818 (in Frankreich 1789, in Preußen ab 1799, in Österreich 1781).

Die nunmehrige Teilhabe an diesen Fortschritten – frei waren die Stadtbürger im Unterschied zu den Dorfbewohnern schon vorher – bedeutete indessen keine Verschonung von weiteren unsäglich schweren Kriegslasten: Dritter Koalitionskrieg gegen Frankreich (1805–07), badische Truppenkontingente für Napoleon I. nach Spanien (1808), Kroatien und Serbien

(1809), französischer Feldzug gegen Preußen (1806-07). Der Ruhm, den badische Soldaten in Rußland bei der Winterschlacht an der Beresina 1812 errangen, nützte ihnen und ihren Angehörigen nichts, denn von 7166 Mann, die nach Rußland marschieren mußten, erreichten beim Rückzug nur 180 lebend die Weichsel⁹.

Immerhin erhielt Carl Friedrich, der 65 Jahre regierte, 1806 die Großherzogwürde. 1805 hatte Württemberg versucht, durch militärische Besetzung sich Stebbach anzueignen. Die Befreiungskriege (1813–15) beseitigten das Joch der Fremdherrschaft. Nach Carls Tod trat Karl Ludwig 1811 seine Nachfolge als Großherzog von Baden an. Er ließ 1815 die Rheinkorrektion beginnen und verkündete am 22. 8. 1818 die von Nebenius entworfene badische Verfassung, welche als erste freiheitliche Verfassung ganz Deutschlands gilt. Ein Jahr zuvor radelte Christian Drais, Freiherr von Sauerbronn, das erste Mal mit der von ihm erfundenen Laufmaschine von Mannheim nach Schwetzingen. Aus dieser Zeit stammen in Eppingen die Benennungen des „Loh“ zum Karlsplatz und des Grasplatzes zwischen der alten Stadtmauer entlang der heutigen Zwingergasse und der ostwärtigen Bebauung der St. Petersgasse zum Ludwigsplatz¹⁰.

Aus der Ende des 18. Jahrhunderts in Aussicht gestellten Kurpfälzischen Garnison¹¹ war nichts geworden; allerdings hätte die Stadt zuvor eine Kaserne für über 100 Mann erbauen müssen. Unter der neuen Landesherrschaft wurde Eppingen mit dem zugehörigen Mühlbach zu einem Stabsamte (1807–1809) zusammengefaßt¹². Die Fachaufsicht über die Metzgerzunft hatte im Jahre 1804 noch die Curfürstlich Badische Landvogtei Michelsberg ausgeübt. Ende 1809 sollte Bretten einige Orte abgeben und dafür das bisherige Stabsamt Eppingen erhalten, und zum Amt Gochsheim (frühere württembergische Herzogsresidenz) sollte noch das Amt Odenheim (Hauptort des stiftischen Gebietes) kommen. Aber bereits 1810 wird anstelle des aufgelösten Amtes

Gochsheim das Amt Eppingen geschaffen¹³ mit der Stadt Eppingen und Mühlbach (vom Amte Bretten), Odenheim, Tiefenbach, Eichelberg und Waldangelloch (vom Amte Gochsheim), dem Fürstlich Leiningerischen Amt Hilsbach, der Grundherrschaft Menzingen und dem grundherrlichen Amt Gemmingen mit seinen Orten Adelshofen, Berwangen, Dammhof, Gemmingen, Ittlingen, Stebbach und Streichenberg. Das in seinen neuen Grenzen sehr viel größer gewordene Großherzogtum stand vor der schwierigen Aufgabe, nicht nur Franken im Norden und Alemannen im Süden in einem Lande zu vereinigen, sondern auch eine Vielzahl kleinerer selbständiger Herrschaften – besonders zahlreich waren diese im Kraichgau – zu einem einheitlichen Staatsgebilde zusammenzuschweißen. Mußte anfangs noch behutsam mit den Standes- und Grundherrschaften umgegangen werden, gewannen schließlich die Ziele einer vernünftigen staatlichen Verwaltungseinteilung die Oberhand. So entstand am 24. Juli 1813, zunächst dem Pfinz- und Enzkreis zugehörig, das Bezirksamt Eppingen¹⁴. Ihm wurden unterstellt: die Stadt Eppingen mit Mühlbach (vom Amte Bretten), die Orte Rohrbach, Eichelberg und Landshausen (vom aufgelösten Amte Gochsheim), aus den Grundherrschaften im Neckarkreis die Orte Adelshofen, Berwangen, Dammhof, Gemmingen, Ittlingen, Stebbach und Streichenberg, das Dorf Schluchtern (vom Amt Sinsheim) und das Justizamt Hilsbach (ebenfalls vom Amt Sinsheim).

Damals war „Eppingen, eine mittelmäßige Stadt, auf der Gränze zwischen dem Kraichgau und dem Elsenzgau, zwey Meilen von Bretten nordostwärts entfernt . . . Sie wird von der Elsenz bespült, liegt an der Landstraße von Bruchsal nach Heilbronn, ist die letzte Poststation dieser Straße allda (der beschreibende Zeitgenosse, dem wir hier in Auszügen folgen, meint natürlich ostwärts die letzte badische) und hat 2320 Seelen, 336 Häuser und 4 Mühlen. Sie war ehemals weit ansehnlicher als jetzt. Von der Hauptkirche, die ein schönes Denkmal des Alterthums

ist, besitzen die Katholiken das Chor, die Reformirten das Langhaus, so wie die Lutheraner eine zweyte alte Pfarrkirche dieses Orts, die Peterskirche. Jedes Kirchspiel ist von einem Pfarrer bedient, welchem reformirter Seits noch ein Helfer beygegeben ist . . . Die Stadt hält jährlich 4 Krämer- und 4 Viehmärkte, auch ist sie berechtigt, in jeder Woche zwey Wochenmärkte zu halten, die aber nicht betrieben werden, indem die hiesigen Einwohner ihre Gemüse- und andere Lebensbedürfnisse sich meistens selbst pflanzen. Den Ortsvorstand bilden ein Oberbürgermeister, 6 Rathsverwandte und ein Stadtschreiber. Hier befindet sich ein großherzoglicher Wehrzoll". An Gewerbs- und Handwerksleuten zählte die Stadt 207¹⁵. Zu gleicher Zeit waren in Hilsbach 70 bei 1053 Einwohnern ansässig, und in Sinsheim kamen 194 auf 1746 Einwohner. In der Stadt standen ein katholisches Schulhaus, das lutherische Schulhaus, eine reformierte Schule ohne eigenes Haus, ein katholisches, ein reformiertes und ein lutherisches Pfarrhaus, die St. Leonhardskapelle auf dem Kirchhofe, und noch 1780 wurde die „Stadtkirche, so durch eine Zwischenmauer getrennt, zwölf Apostel genannt“¹⁶. Bei der Freilegung und Konservierung der gotischen Wandmalereien im Chor kamen 1962/63 in der untersten Zone zwölf Apostel zum Vorschein, womit eine schöne Übereinstimmung des Befundes am Bau mit der urkundlichen Überlieferung gegeben ist.

Das Einrichten eines Amtsbezirkes – im Württembergischen hieß dies Oberamt, und heute würde man ein kleiner Landkreis dazu sagen – bedeutete ein freudiges Ereignis, denn damit war ein wichtiger Grundstein zur Hebung der Bedeutung der Stadt gelegt und eine folgeschwere Grundlage zur weiteren Entwicklung und Aufschwung von Stadt und Land geschaffen. Diese Einheit wirkte selbst nach ihrer Auflösung 49 Jahre später noch lange nach im Amtsgerichtsbezirk Eppingen, im Dienstbezirk des Forstamts, bei der Krankenversorgung, im Gewerbeschulbezirk, im Verbreitungsgebiet der alten Eppinger Zeitung und im

Verband der Gewährleistungsträger der Sparkasse Eppingen zum Teil heute noch. Im Amtshaus¹⁷ ist heute das Landespolizeirevier untergebracht, und die Stadt hatte „seit dem Bestande des hiesigen Amts – also über 30 Jahre lang durch Stellung des Amtshauses und Abtretung eines großen Gefängnisturms an den Staat sehr große Opfer gebracht, was anderwärts nicht geschah“. Für „mittelmäßig“ (vgl. S. 204) wurde sie von den „Unterthänigst treuehorsamsten Vertretern der Stadt und Amtsorte von Eppingen“ nicht gehalten, denn „Eppingen ist eine sehr wohlhabende Landstadt. Wer die Stadt früher gekannt hat, wird erstaunen, was seit dem Bestand des Amts die Bewohnerschaft zum Besten geleitet worden ist und gewirkt hat. Die Stadt macht durch ihre Sauberkeit einen wohlthätigen Eindruck“. Sie liegt „im Mittelpunkt zwischen Sinsheim und Bretten, grenzt an Württemberg und hat mit den umliegenden Orten dahin bedeutenden Verkehr. Auch in dieser Beziehung paßt die Stadt zur Errichtung eines größeren Verwaltungsamtes daselbst“. Diese Sätze haben wir einer Eingabe entnommen¹⁸, mit der, unterstützt von einflußreichen Kreisen, eine Änderung der Verwaltungsgliederung zu ungunsten der Stadt vermieden und der Amtsbezirk zum Vorteil aller ausgeweitet werden sollte. Diese Eingabe ist ein Meisterstück an Höflichkeit, Verwaltungs- und Landeskenntnis sowie Begründungen. Man wollte nämlich Zaisenhausen, Menzingen, Bahnbrücken, Michelfeld, Eichtersheim, Odenheim, Elsenz und Hilsbach noch beim Amtsbezirk haben, wodurch sich ein größeres Kollegialgericht gelohnt hätte. Man beachte den Weitblick, und wer weiß heute schon, daß Bahnbrücken nur 8 km von Eppingen entfernt ist und eine zügige Gemeindeverbindungsstraße dahin führt.

So weitgehende Veränderungen hielt die Regierung nicht für thunlich, scheute sich aber nicht, kleine Änderungen anzubringen, zumal drei Gemeinden auch selbst diese beantragten und wirkungsvoll begründeten. Zwar wurde 1840 Hilsbach zu Sinsheim geschlagen, jedoch Richen 1849

von Sinsheim zu Eppingen eingeteilt, und Elsenz, Tiefenbach und Sulzfeld wurden dem Amtsbezirk Eppingen zugeführt.

Inzwischen hatte Ludwig Wilhelm August als Großherzog Ludwig I. 1818 die Regierung angetreten. Unter ihm wurde am 22. 4. 1819 der erste badische Landtag eröffnet, trat 1821 die Union der lutherischen und reformierten Landeskirche in Kraft, und 1827 ersetzte die Gründung des Erzbistums Freiburg mit Zuständigkeit für das ganze Land die bisherigen Einfluszbereiche der alten Bistümer Speyer, Worms und Konstanz. Das Einrichten einer Polytechnischen Schule in Karlsruhe (Weinbrenner und Tulla) am 7. Oktober 1825 bedeutete die Gründung der ältesten Technischen Universität Deutschlands.

Tausende von Zuschauern erfreuen sich heute noch bei Heimatfesten an dem farbenprächtigen Bild historischer Bürgerwehren. Der bunte Rock verdankt seine Entstehung einem ersten Hintergrund. Er war notwendig, um im Pulverdampf die eigene Soldaten vom Gegner und die verschiedenen Truppenteile unterscheiden zu können. In Eppingen gründete der Bürgerausschuß unter Vorsitz von Bürgermeister Lothar am 9. September 1819 auf höhere Weisung die Bürgergarde und wählte zu deren Offizier Philipp Antes, zu Unteroffizieren Johann Grupp und Paul Schulz. Sie bestand aus 31 Garde-Grenadieren, 4 Hilfs-Kanonieren und 155 Gemeinen, die in drei Abteilungen gegliedert waren. Säbel und zwei Trommeln erhielt die Bürgergarde gegen Bezahlung aus dem großherzoglichen Zeughaus. Ihre Aufgabe war Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit nach außen und innen und der Einsatz in Brandfällen. 1848 regelte ein Gesetz alle Einzelheiten über die Bürgerwehren. Angegliedert war eine Bürger-Militärmusik, über deren Ausbildung und Tätigkeit der Verwaltungsrat des Bürgermilitärs am 30. 1. 1833 zehn Regeln beschloß. Zunächst 12 Musiker, waren es 1834 unter Kapellmeister Fink 19 Musiker. 1845 wurde die Bürgerwehr unter dem Namen „Bürgerliches Infanterie-Corps der Stadt Eppingen“ von einem Hauptmann

angeführt, während der Revolution hieß sie „Volkswehr“. Am 28. 4. 1871 wurden die leihweise ausgegebenen Waffen vom Staat wieder eingezogen. Vom 19. Nov. 1918 bis Juli 1920 bestand wieder eine drei Züge starke Bürgerwehr, die mit Infanteriegewehren und zwei Maschinengewehren ausgerüstet war¹⁹.

Im Weichbild der Stadt traten bemerkenswerte Veränderungen ein. Schon 1644 wollte Hans Conrad Zimmermann ein Häuslein vor dem Tore in seinen eigenen Garten bauen. 1783 bauten ein Landwirt und ein Schmied ihr Doppelhaus Brettener Straße 38 vor das Vorstädter Tor. 1781/84 hatte Stadtschultheiß Erkenbrecht seine Villa Brettener Straße 57 vor das Stadttor gesetzt und somit weiteren Aussiedlern ein Beispiel gegeben. Das Haus wurde später von Pfarrer Ziegler übernommen, und von diesem erwarb es die Stadt 1814, um es dem Bezirksamt zur Verfügung zu stellen. Als nächste Baulichkeit außerhalb der Mauern entstand das Anwesen Adelshofer Straße 2/Rappenauer Straße (1785 bez.), gefolgt von der Apotheke (1787) mit ihrer großen Hofreite gegenüber dem Amtshaus und dem barocken Modellhaushof (1798) Rappenauer Straße 11, der in den 70er Jahren zugunsten der Brauerei abgerissen werden mußte. Man suchte mit dem Rathaus aus der Altstadt herauszukommen und einen neuen Marktplatz. Für beide fand man eine ideale Lage an der Hauptstraßenkreuzung, an der Nahtstelle Altstadt/ältere Vorstadt, die gleichzeitig bei zu erwartenden Erweiterungen etwa gleiche und günstige Entfernungen in allen Richtungen bot. Unter der Leitung von Landbaumeister Schwarz ließ man 1823/24 das großzügige, vom Klassizismus Weinbrenners geprägte, neue Rathaus erbauen. Nach 12 jähriger Pause wurde der Betrieb der Lateinschule wieder aufgenommen, die 1834 in eine höhere Bürgerschule umgewandelt (Vorläufer des heutigen Gymnasiums) wurde. Im Jahre der landesherrlichen Verordnung über höhere Bürger- und Gewerbeschulen 1834 gründete die Stadt sofort die Bezirksgewerbeschule²⁰.

In der Landwirtschaft standen große Veränderungen an. Das Gesetz über die Ablösung der Herrenfronen 1820 war mehr für die Dörfer der Umgebung von Wichtigkeit. Die Ablösung des Zehnten nach dem Gesetz von 1833 ließ auch in der Stadt eine rege Vermessungs- und Berechnungstätigkeit entstehen. Bei den Herrenfronen wurde der 17 fache, beim Freikaufen vom Bodenzins der 18 fache, bei der Zehntablösung der 20 fache Jahresertrag zugrunde gelegt. Im Januar 1834 hatten 39 Landwirte und Bürger (Zehntpflichtige und Güterbesitzer) um Anhörung über die Ablösung des Zehnten an Früchten und Wein eingegeben. Wegen der Ausmärker unterrichtete das Bürgermeisteramt noch 72 Mühlbacher, 57 Richener, 31 Adelshofener, 5 Sulzfelder und durch Bekanntmachung in Stebbach.

An zehntbaren Grundstücken waren im November 1839 in Eppingen 384 Äcker und 288 Weinberge vorhanden. Daraus ist ein nicht unbeträchtlicher Weinbau zu ersehen, der allerdings vom Kapitalertrag her wenig brachte. Die Ablösungskapitalien für den großen oder Fruchtzehnten betragen 106 221 fl. 10 kr., für den Weinzehnten 1 182 fl. 46 kr. und den Novalzehnten²¹ 1 165 fl. 44 kr. Diese verteilten sich auf die staatliche Finanzverwaltung (zeitgenössisch: Großherzogliche Domänenverwaltung Bretten) mit 65 044 fl. 74 kr., die kirchliche Liegenschaftsverwaltung (Großherzogliche Stiftungsschaffnei Sinsheim) mit 23 045 fl. 46 kr., die Grundherrschaft von Göler mit 6 270 fl. und die Wacker'sche Vormundschaftsverwaltung mit 14 208 fl. 40 kr. Die Ablösungsverträge wurden in den Jahren 1836 bis 1838 geschlossen. Wohl war die Naturalienabgabe nicht mehr zeitgemäß, und gewiß hat die liberale Einstellung in Karlsruhe diesen Fortschritt ermöglicht, wobei die Staatskasse ein Fünftel, das waren 26 924 fl. kasse ein Fünftel der Zehntablösungskapitalien, das waren 26 924 fl. 17 kr., übernahm, doch mußte die Riesensumme von 127 424 fl. 9 kr. aufgebracht werden, was nur durch Kapitalaufnahme, also Schulden machen, zu bewältigen war. 1850 zeigte

sich, daß diejenigen, welche die Ablösung in Naturalien gewählt hatten, den angenehmeren und leichteren Weg schritten als diejenigen, die das aufgenommene Kapital verzinsen mußten.

Es gab außerdem noch Hofgüter oder Erbbestandshöfe (Beständer = Pächter), die der evangelischen Kirche oder dem Staat gehörten. Die Festsetzung des Kaufschillings (Verkaufsangebot) enthielt siebzehn Punkte, die sich auch auf praktische Dinge, wie Unterhaltung der Gräben, bezogen und anfänglich an den 25 fachen Ertrag dachten, wobei für Korn 7 fl. 52 kr., Gerste 6 fl. 48 kr., Dinkel 4 fl. 47 kr. und Hafer 3 fl. 33 kr. (nach neuem Maß) angerechnet wurden. Wer sich für den Eigentumsübergang entschied, konnte nicht in Geld bezahlen, sondern nur mit Abtretung eines Gutes, dessen Wert dem Ablösungsbetrag gleichkam (1834). Im Jahre 1842 wurde dann der 18-fache Zinsertrag nach dem Fruchtpreis zugrunde gelegt. Wer weiter pachten wollte, mußte die vorgeschriebene Renovation seines Lehens vornehmen; das war das Vermessen und Nachprüfen der Güter durch einen Geometer, deren es damals in Eppingen zwei gab. In Württemberg erhielten die Empfangsberechtigten den 22 fachen Betrag des Jahreswertes, wogegen die Pflichtigen das 16 fache zu zahlen hatten²².

Es gibt nicht nur Gutes aus dieser Zeit zu berichten. 1816 herrschte große Hungersnot im Land. Schlechte Ernten waren vorausgegangen; lange und strenge Winter und Dauerregen zur Erntezeit führten zu Hungersnot und Teuerung. 1822 herrschte große Dürre, 1840 ging ein schwerer Hagel-schlag nieder. Der Mord 1819 am Gesandten Kotzebue ließ Gewitterwolken am politischen Horizont ahnen. In Stebbach verweigerte man 1825 die Steuerleistung. 1828 erschütterte die Kaspar-Hauser-Affäre das regierende Haus. 1846/47 herrschte schon wieder Hungersnot und 1847/48 eine Wirtschaftskrise. Die Brandkatastrophe vom 27. 9. 1846 in der Vorstadt, bei der 31 Gebäude zerstört wurden und es 3 Tote gab, bildete zusammen mit

dem gräßlichen Brand des Hoftheaters am 28. 2. 1847 in Karlsruhe den Anlaß zur Gründung der Eppinger Feuerwehr im Mai 1847. 1858 setzte ein Blitzschlag die Altstädter Kirche in Brand, wobei die Feuerwehr sich gleich bewähren konnte²³.

1830 übernahm Großherzog Leopold I. die Regierung. Nach der französischen Juli-Revolution 1830 hatte sich der Deutsche Preß- und Vaterlandsverein gebildet, der zum 27. Mai 1832 auf das Hambacher Schloß 20 000 bis 30 000 Menschen zum Nationalfest der Deutschen für Freiheit und Einheit unter der schwarzrotgoldenen Fahne versammelte. Schon 1817 hatten Hunderte von Studenten und Professoren beim Wartburgfest ihre Enttäuschung über die Ergebnisse des Wiener Kongresses (1814/15) und dem Wunsch nach demokratischen Rechten und Freiheiten Ausdruck gegeben. Als Folge der Februarrevolution in Paris 1848 fand in Mannheim noch im gleichen Monat eine stürmische Bürgerversammlung statt. Im März setzte eine Volksversammlung in Offenburg einen revolutionären Landesausschuß ein. Der bewaffnete Zug der Aufständischen unter Führung der Abgeordneten Hecker und Struwe wurden im April und im September 1848 in Südbaden geschlagen. Am 4. 5. 1849 übernahm die badische Regierung die in der Frankfurter Paulskirche verabschiedete Reichsverfassung. Wiederum in Offenburg haben am 12./13. Mai eine Volksversammlung und ein Kongreß der republikanischen Volksvereine das Zeichen zur Revolution gegeben. Auch in Eppingen gab es einen Volksverein, dem Ratschreiber Wilhelm August Kirsch vorstand. Am 13. Mai brachen in Karlsruhe Unruhen aus, und der Großherzog mußte fliehen. Am 10. Juni wählte eine verfassungsgebende Versammlung eine neue badische republikanische Regierung. Die Enttäuschung über die Ergebnisse des Wiener Kongresses, die Folgen der deutschen Kleinstaaterei, die im Südwesten besonders deutlich zu Tage traten, wachsende Bevölkerung und mangelnde Arbeitsplätze, Naturkatastrophen, Hungersnöte und wirtschaftliche Schwierigkeiten,



Friedrich Hecker als Anführer der revolutionären Freischärler

Verschuldung, die Folgen der Ablösung des Zehnten und der Fronlasten, all das führte dazu, daß bei den Liberalen die Radikalen die Oberhand bekamen und der Volkszorn überkochte.

Im Amtsbezirk Eppingen bekam Ratschreiber Wilhelm August Kirsch als Zivilkommissar die Vollzugsgewalt übertragen, Julius Niebergall, erster Spritzenmeister der Feuerwehr und Hauptmann der Bürgerwehr, wurde am 23. Mai als Bürgermeisteramtsverweser eingesetzt. Wilhelm Kirsch suchte im Bezirk die Vereidigung auf die neue Reichsverfassung durchzusetzen und ließ die großherzoglichen Beamten des Bezirksamtes, welche dies verweigerten, festsetzen und ordnete an, daß der Dienstverkehr der umliegenden Bürgermeisterämter mit staatlichen Stellen nunmehr über ihn zu laufen hatte. Außerdem betrieb er die Organisation und Mobilmachung des ersten Aufgebotes der Bürgerwehr und wollte zusammen mit Niebergall der Heilbronner Bürgerwehr zu Hilfe

kommen, nach Anforderung von Verstärkung Heilbronn besetzen, um die Revolution in Württemberg ausbreiten zu können. Niebergall konnte zwar noch den Kaufmann L. Hochstetter verhaften lassen, weil dieser in der „Post“ den Ausgang des Treffens bei Waghäusel erzählte. Aber nach der Niederlage der Aufständischen am 20./21. 6. 1849 bei Waghäusel – woher der berühmte Spruch: „Sulzfelder mir nach!“ stammt – zogen in der Frühe des 24. Juni die Freischärler ab, und die preußischen Regierungstruppen marschierten ein. Sie kamen in Rohrbach bei Eppingen gerade recht zur Prozession. Das Revolutionsliedchen „Hecker, Struve, Zitz und Blum, komm und bring' die Preußen um“ wurde dort einem Scherenschleifer beinahe zum Verhängnis. Dieser aber behauptete, er habe gesungen: „Komm' und dreh' mein Schleifstein rum“, worauf ihn die Preußen lachend laufen ließen. Am 23. 7. kapitulierte die Festung Rastatt, und am 18. 8. 1849 kehrte Leopold I. nach Karlsruhe zurück. Die Revolution war aus, die Verpflegung der Freischärler und das Biwakieren der preußischen Regierungstruppen hatten dem verarmten Land neue Lasten aufgebürdet, und nun kam die Verfolgung der Revolutionäre wegen Hochverrats.

Das Großherzoglich Badische Hofgericht des Mittelrheinkreises erkannte 1850 gegen den geflohenen Wilhelm A. Kirsch wegen verübter und erwiesener hochverräterischer Unternehmungen auf eine gemeine Zuchthausstrafe von 8 Jahren oder 5 Jahren und 4 Monaten Einzelhaft; der ebenfalls flüchtige Julius Niebergall sollte eine gemeine Zuchthausstrafe von 2 Jahren oder 16 Monaten Einzelhaft erhalten; beide wurden außerdem zum Ersatz des entstandenen Schadens und der Kosten verurteilt. Das Gerichtsurteil mit seiner Beweisführung und Begründung umfaßt zwölf eng beschriebene Seiten. In Eppingen mußte der Gemeinderat über weitere an der Revolution beteiligte 28 Personen berichten, wobei bezeichnenderweise das Vermögen gleich mit angegeben werden mußte. Sechs verfügten über keines, drei wurden nur auf hundert Gulden und drei auf 200 fl. eingeschätzt; die Reichsten, einen Handwerker und einen Landwirt schätzte man mit 5 000 bzw. 4 500 fl. ein. In der Rubrik Leumund wurde dreien bescheinigt, daß sie nicht dabei waren, bei den meisten beschränkte man sich auf die Feststellung: „Hat sich auch am Maiaufstand beteiligt“. Einem wurde nachgesagt, ein großer Wühler gewesen zu sein, und



Gefangene Freischärler werden abgeführt

bei einigen hieß es, daß sie vor der Revolution ruhige brave Bürger gewesen seien, hätten sich aber am Aufstand auch beteiligt. Fünf Bürger mußten unter Polizeiaufsicht gestellt werden, die jedoch am 23. 10. 1850 wieder aufgehoben wurde. Dem Landeskommissär genügte schon der Besitz der „Demokratischen Bürgerzeitung“, des „Volkskalenders von Struwe“ oder „Revolutionäre und aufregende Äußerungen“, um mit einigen Tagen Gefängnisstrafe einzuschreiten. Revolutionsliedchen oder Spottverse auf die Revolution waren durch fliegende Blätter und Bilderbogen weit verbreitet und noch lange dem Volke bekannt. Besonders volkstümlich wurde der Aufständischenführer Friedrich Hecker, wenn auch mitunter mit der Person seines Kollegen Gustav von Struwe vermengt; beide sind heute noch als „Hecker-Struwe“ ein geflügelter Begriff²⁴.

Die Auswanderung erschien vielen im Notstand vor, während und nach der Revolution, ein Rettungsanker zu sein, obwohl sie eine Fahrt ins Ungewisse bedeutete. 220 Auswanderer, darunter viele Familien mit Kindern, in den Jahren nach der Revolution muten wenig an im Vergleich zu 150 Einwohnern von Kirchartd, die 1852 die Gemeinde verließen oder die jährlich 2000 Auswanderer aus dem benachbarten Amtsbezirk Sinsheim in drei Jahren. Teils versuchte man, arme oder unliebsame Elemente woanders anzusiedeln, teils hoffte die Regierung mangels anderer Möglichkeiten oder Einfälle das Verhältnis zwischen Bevölkerungsdruck und Arbeitsplätzen oder Ernährungsmöglichkeiten etwas günstiger gestalten zu können²⁵.

Ein tüchtiger Handwerker in ländlichen Gegenden schreibt bekanntlich nicht allzugern, so daß wir über das Zunftwesen verhältnismäßig wenig wissen. Urkunden gibt es kaum, es sei denn, ein Enkel hätte den Gesellen- oder Meisterbrief des Großvaters aufbewahrt, und in die Akten der Behörden gelangte ein Vorgang erst, wenn es sich um Streitigkeiten oder Probleme handelte, z. B. bei der Bildung einer Be-

zirkszwangsinnung der Schmiedemeister im Jahre 1919. Ab 1850 entfiel der Zunftzwang. So kennen wir bis dahin in Eppingen eine vereinigte Dreher-, Glaser- und Schlosserzunft, eine Küfer-, Bierbrauer- und Küblerzunft, eine Metzgerzunft, eine Müller- und Bäckerzunft, eine Schmiede- und Wagnerzunft, eine Schreinerzunft, eine Schuhmacher- und Rotgerberzunft, von der wir die ältesten Nachrichten besitzen, und eine Weberzunft. Bei der Metzgerzunft gab es einige Schwierigkeiten zu regeln, einmal wegen des Fleischbedarfes und der Eigenheiten der Juden, zu anderen weil das Zunftlokal, der „Grüne Baum“ geschlossen wurde. Zwischenzeitlich verbrachten die Metzger ihre Zunftlade auf das Rathaus und wählten am 12. 12. 1845 den „Schwanen“ zur neuen Zunftherberge. 1859 wählten die Metzger zum ersten Zunftvorstand Friedrich Trefz alt, und als Urkundsperson vor Ratschreiber Welde tritt dabei Metzgermeister Josua Eppinger auf. Mit dem Erlaß des neuen Gewerberechts (ab 1860) und des Gesetzes über die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden (1862) konnten auch die Juden ein Handwerk erlernen.²⁶

1852 hatte Friedrich I. die Regentschaft für seinen erkrankten Bruder übernommen. Am 5. September 1852 wurde er feierlich als Großherzog Friedrich I. eingesetzt und heiratete 14 Tage später die Prinzessin Luise von Preußen, die Tochter des späteren deutschen Kaisers Wilhelm I. Friedrich I. war später an der deutschen Einigung wesentlich beteiligt und war zusammen mit Großherzogin Luise vielen älteren Eppingern bekannt und in guter Erinnerung. 1853 brach der Kirchenkampf in Baden aus, der 1860 mit der gesetzlichen Regelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat beigelegt wurde. 1866 schloß Baden ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen. Der Badische Landtag ging den Weg zum „Musterlände“ weiter. 1869 wurde das Wahlrecht für alle 25 Jahre alten Staatsangehörigen ohne Rücksicht auf das Ortsbürgerrecht eingeführt, ebenso das metrische System. 1876 erging des Simultanschulgesetz, das auch in Eppingen er-



Innenhof (modernisiert) eines Geschäfts-Modellhauses (1848) in der Brettener Straße (heute Kundenparkplatz)

höhten Raum- und Baubedarf mit sich brachte. 1866 brachten der Badener Carl Benz und der Württemberger Gottlieb Daimler mit ihren Erfindungen das Auto auf den Weg, das dem nächsten Jahrhundert sein Gepräge geben sollte. Erstmals in Deutschland wurden 1900 in Baden Frauen zum Universitätsstudium zugelassen, und 1904 erfolgte die badische Wahlreform.

Dazwischen lag die Kriegserklärung Frankreichs vom 19. Juli 1870, auf die hin erstmals alle deutschen Staaten gemeinsam den Feldzug gegen Frankreich führten, der am 18. Januar 1871 im Schloß zu Versailles mit der Kaiserproklamation, dem Gründungsakt des Zweiten, allerdings kleindeutschen, Kaiserreichs seinen Abschluß fand. Reichskanzler Bismarck führte Deutschland erfolgreich durch die europäischen Wirrnisse, setzte 1878 im Reichstag das Sozialistengesetz durch und sorgte ab 1881 für die erste umfassende Sozialgesetzgebung der Welt (Krankenversicherungsgesetz 1883, Unfallversicherungsgesetz 1884, Invaliditäts- und Altersversiche-

rungsgesetz 1889). Bei den ersten Reichstagswahlen 1871 lag die Wahlbeteiligung in Baden erheblich höher als im übrigen Reichsgebiet, und dem Wahlergebnis nach lagen hier die Liberalen mit rd. 62 % an der Spitze, gefolgt von der Zentrumsparterie mit 26%, den konservativen Parteien mit etwa 12 % und den Deutsch-Konservativen mit nur 3%. Der Amtsbezirk Eppingen gehörte dabei zum Wahlkreis XIII, zu dem noch Sinheim, der Osten des Brettener und der Norden des Bruchsaler Bezirks gehörten. Im Badischen Landtag saß ständig ein Abgeordneter aus Eppingen²⁷.

Versuchen wir nun, die Bezirksamtstadt um die Jahrhundertwende zu beschreiben. Von Süden gesehen, etwa vom Platz des heutigen Gymnasiums aus, glich die Gesamtansicht der Stadt im wesentlichen immer noch dem Bild, wie es uns der berühmte Kupferstecher Mathäus Merian aus dem Jahre 1645 überliefert hat. Vor den Toren, die zu Anfang des Jahrhunderts niedergerissen worden waren, hatte man in die vier Hauptverkehrsrichtungen

breite Straßen angelegt, die, vornehmlich an der Adelshofener und an der äußeren Brettener Straße, schon 1805-1898 mit aneinander gereihten Dreiseithöfen besetzt wurden, deren vorderer Abschluß von sogenannten Modellhäusern gebildet wurde, in der Regel zweigeschossig. Für die Geschäftsleute am älteren Stück der Brettener Straße wurde das Vorderhaus dreigeschossig ausgeführt. Alle in massiver Bauweise verputzt, mit bescheidener Werksteingliederung, so daß das ganze einen wohlhabenden städtischen Eindruck machte. Auf die alten Stadtmauern setzte man einfach Wohnhäuser oder Scheunen auf oder benutzte sie als Steinbruch für Garten- und andere Mauern. Elsenz und Hilsbach flossen mit reicher Wasserführung und vier Mühlen treibend hart am Weichbild der Stadt entlang, um sich unterhalb davon zu vereinigen, wo sich auch ein kleiner Stausee für die Untere Mühle und ein Teich für den Gänsergarten befand. 14 öffentliche und einige private Brunnen standen für die Trinkwasserversorgung zur Verfügung. Die Lücken des großen Brandes von 1846 hatte man mit stattlichen, massiven Häusern geschlossen, darunter der mächtige Vierseithof der „Krone-Post“²⁸.

Die Errichtung des Bezirksamtes zog andere Behörden nach sich. Die bereits erwähnten Änderungen im Kirchen- und Schulwesen machten weitere Schritte erforderlich, so daß man sich überlegen mußte, wie dies alles bewerkstelligt werden sollte. Zu diesem Zweck zog man eine schnurgerade, breite Straße aus der Mitte der neuen Bebauung an der Hauptgeschäftsstraße nach Norden zur Adelshofer Straße, die man, nach dem gewonnenen Krieg von 1870/71 zu Ehren der endlich gewonnenen Reichseinheit anlässlich der Einweihung der Evang. Stadtkirche 1879 Kaiserstraße benannte. Die hinter dem neuen Rathaus, entlang der Vorstädter Stadtmauer angelegte, zweite neue Straße taufte man aus gleichem Grunde Wilhelmstraße. Beides Namen, die dem nationalen Hochgefühl jener Zeit entsprachen, und auch in größeren Städten häufig zu finden sind.



Volkshochschule (heute Grundschule) und Evangelische Stadtkirche im „Rot“. Am 24. Oktober 1982 jährte sich zum 100. Male der Tag der Schuleinweihung.

In einmaliger Gründungs- und Neubautätigkeit entstanden hier, im heimischen gelben Sandstein ausgeführt, 1859 des Amtsgefängnis (heute Feuerwehrhaus), 1867/69 die Höhere Bürgerschule (später Realschule, dann Gymnasium genannt, darin heute die Kraichgau-Sonderschule), 1873 die neue Synagoge, ebenfalls 1873 das Amtsgericht, 1874 das katholische Stadtpfarramt, 1876-79 auf dem höchsten Punkt der Stadt die evangelische Stadtkirche, 1882 die neue Volksschule für alle (heute Grundschule), 1883 das neue evangelische Dekanats- und Stadtpfarramt und 1886 das Forstamt (heute Villa Zorn). An die zweite Querstraße, beim Amtsgericht auf der halben Höhe des Hanges, baute man 1903 die städt. Turnhalle und legte den Turnplatz im Rot an; 1908 folgte der Neubau für das Notariat (heute Haus Dr. Beysel) und 1909/10 die Bezirksgewerbeschule (heute Sonderschule und Stadtbücherei), die für lange Zeit auch die älteste Kreislandwirtschaftsschule des Landes aufzunehmen hatte. Beide sind in



Die Stadt entwickelt sich zur Bahn hin, das „Hotel zur Eisenbahn“ (1900, heute Spulenkörperfabrik).

Anlehnung an Karlsruher Jugendstilbilder mit Klinkerfassaden und Sandsteinelementen aufgeführt. Bezirksarzt Dr. Weng hatte ostwärts der Synagoge 1875 ein Haus erbaut (alte Sparkasse). Damit war, vorwiegend in neu-klassizistischen Formen, ein Schul- und Behördenviertel entstanden, wie weit und breit nichts ähnliches zu finden ist, sehr nahe der Altstadt und ihren Erweiterungen gelegen, eine Großtat der kleinen Bezirksamtstadt. Wegen der erforderlichen Grundstücksgröße legte man 1894/95 das Bezirkskrankenhaus nicht allzuweit davon an den Westrand der Stadt.

Der Amtsphysikus (Amtsarzt) hatte ein Fachwerkhaus in der Bahnhofstraße zu einem Barockpalais hergerichtet (heute Schuhhaus Frey), der Steuerbeamte residierte im Notariatsgebäude, der Bezirks-

geometer fand Unterkunft im Jugendstilneubau des Bezirksbaukontrolleurs (heute würde man Kreisbaumeister sagen) Brettenener Straße 44. Das Büro der Gendarmeriestation befand sich in der Wohnung des dienstältesten Beamten; der Straßenmeister erledigte die Büroarbeiten ebenfalls in der Wohnung, der Geräteschuppen befand sich außerhalb im Gewann „Fläschle“; dem Zollbeamten, der ohnehin meist im Außendienst war, genügte ebenfalls der Schreibtisch in der Wohnung. Die nach 1884 gegründete Allgemeine Ortskrankenkasse, zunächst im Rathaus, dann im Bürgerschulgebäude untergebracht, erwarb als eigenes Dienstgebäude das Haus Bismarckstraße Nr. 5. Das Gemeindeeichamt erhielt 1912 zwischen Bachwegle und Kleinbrückentorstraße eine eigene Eichhalle.

Bei der Altstädter Kirche hatten die Katholiken 1806/07 nach Norden einen Flügel anbauen müssen, um Platz zu gewinnen. Nachdem die Reformierten aus dem Langhaus ausgezogen waren, konnte 1881 das Langhaus von den Katholiken käuflich erworben werden. Die Trennmauer und der Nordflügel konnten nun entfallen. 1890/91 wurde die Kirche durchgreifend renoviert. Hierbei erhielt sie drei Altäre aus der berühmten Bildschnitzerei Metzger in Überlingen, die Kreuzwegstationen aus Lindenholz wurden in Oberammergau gefertigt. Unter Erhaltung der acht Freskenfelder aus dem 15. Jahrhundert an der Nordwand wurde die Kirche neu ausgemalt und erhielt an der Holzdecke auch gemalt, von Vierpässen eingefasst, die Kolossalfiguren des heiligen Erzengels Michael, Gregors des Großen, der Kirchenväter Ambrosius,

Augustinus und Hieronymus und der heiligen Cäcilia²⁹. Die Altstadtstraße bis zum heutigen Museum und dem „Eichbaum“ trug weiterhin den Charakter einer Hauptgeschäftsstraße.

Im Jahre 1880 lebten in Eppingen 3622 Einwohner. Das waren 206 mehr als im Jahr 1939! 1599 Einwohner waren Evangelische, 732 Katholiken, 50 Menoniten, 79 Baptisten, 1 Methodist, 9 sonstige Christen und 151 Israeliten. 1870 hatte Eppingen 3261 Seelen. Davon waren 568 Bürger der Stadt und 60 ortsabwesende Bürger der Stadt, die für die Gabholzbechtigung in vier Klassen eingeteilt waren. 90 an der Front stehende Soldaten, darunter 4 Juden, wies der Stadtrat ein Taschengeld von je 5 Gulden an. 1870 war auf dem Ludwigsplatz begonnen worden, zur

Übersicht der Eppinger Handels- und Gewerbezeige

Lfd.Nr.	Art	1813	1870	Lfd.Nr.	Art	1813	1870
1	Apotheker	1	2	32	Säckler	2	-
2	Bäcker	12	11 (2)	33	Sattler	3	6 (2)
3	Zuckerbäcker	-	1	34	Schäfereibesitzer	-	1 (1)
4	Barbier	2	3 (2)	35	Schlosser	4	4 (1)
5	Bierbrauer	2	7	36	Schmiede	8	9 (2)
6	Blechner	1	2 (1)	37	Kupferschmied	2	1
7	Buchbinder	1	4 (2)	38	Messerschmied	-	1
8	Dreher	3	3 (1)	39	Nagelschmied	3	2
9	Drucker	-	1 (1)	40	Schneider	18	18 (3)
10	Fabrikant	-	2 (1)	41	Schornsteinfeger	-	1
11	Färber	3	-	42	Schreiner	8	14 (1)
12	Gerber	-	5 (1)	43	Schuhmacher	28	32 (9)
13	Rotgerber	4	-	44	Seiler	3	2
14	Gewerbsgehilfe	-	46 (24)	45	Seifensieder	-	3
15	Glaser	4	7 (1)	46	Siebmacher	-	1
16	Hafner	3	3	47	Steinhauer	-	3 (1)
17	Handelsmann	7	40 (7) davon 24 Juden	48	Tagelöhner	-	64 (16)
18	Hauderer	-	1	49	Tüncher	-	4 (1)
19	Hutmacher	2	1	50	Uhrenmacher	2	2 (1)
20	Kammacher	-	1	51	Wagner	4	7 (2)
21	Kübler	-	2 (1)	52	Wasenmeister	-	1
22	Küfer	6	6	53	Weber	s. n.	24 (3)
23	Kürschner	2	2	54	Leinenweber	18	s. v.
24	Landwirt	-	141 (13)	55	Strumpfweber	2	s. v.
25	Lumpensammler	-	3 (2)	56	Wollenweber	1	s. v.
26	Maurer	20	23 (2)	57	Weinhändler	-	1
27	Mesner	-	1	58	Wirte	s. n.	10 (2)
28	Metzger	6	7	59	Schildwirte	9	s. v.
29	Müller	4	4	60	Ziegler	1	2
30	Ölmüller	-	2	61	Zimmerleute	6	s. n.
31	Putzmacherin	-	2 (2)	62	Zimmermeister	s. v.	5

- bedeutet, für dieses Jahr keine Angaben. (Die Zahl in Klammer beim Jahre 1870 bedeutet die Anzahl ohne eigenen Grundbesitz).

Zierde der Stadt einen neuen Brunnen zu bauen. 1914 wurde dort das Kriegerdenkmal erbaut, auf dessen Tafeln die Namen der 108 hiesigen Feldzugsteilnehmer eingegossen sind und das mit der Büste des Großherzogs Friedrich I. gekrönt wurde.

Im Freien baden konnte man schon, die Badeanstalt für die Frauen („Mädlesbadheisle“) befand sich an der Elsenz (Mühlkanal) unterhalb der Ölmühle (ehemalige Mühle Heidt), die für die Männer („Buwebadheisle“) unterhalb der Stadt, ebenfalls an der Elsenz, beim Breiten Steg (jetzige Fläschlebrücke). Das Badhäusle der Juden (kein Freibad) steht noch zwischen hinterer Kettengasse und früherem Elsenzlauf (seit 1950 Mühlkanal genannt, dann nur noch ein Rinnsal). Im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit achtete die Aufsichtsbehörde jedes Jahr streng darauf, daß der Abstand solcher nach Geschlechtern getrennten Badeanstalten groß genug war und sie eingezäunt waren.

Nun zu den Gewerbs- und Handelsleuten³⁰ (Tabelle auf S. 214).

Sucht man aus diesen 551 gewerblichen Steuerzahlern nun die wohlhabendsten heraus, liegen an der Spitze 24 Landwirte (der größte fast um die Hälfte mehr als der nächste), gefolgt vom Uhrmacher, Ölmüller, Apotheker und einem Bierbrauer. Sucht man in der umgekehrten Reihenfolge den Ärmsten, ist dies ein Gewerbsgehilfe, gefolgt von einem Maurer, einem Tagelöhner und einem Schuhmacher. Es gab aber noch 854 Steuerpflichtige ohne Gewerbe, wovon ein Pensionär in der Wohlstandskala an 2. Stelle einzuschreiben ist und drei Witwen oder Witwer noch vor dem Apotheker einzustufen sind.

Anschließend noch ein Blick auf die Landwirtschaft des Amtsbezirkes.

Der höchstgelegene Ort ist Elsenz mit 269,1 m oder 897 Fuß über der Meeresfläche, am niedersten liegt Tiefenbach mit 163,5 m oder 545. „Putz und Prunk sind nicht Sache der hiesigen Bevölkerung. Im Gegenteil sind die Haushaltungen im

Durchschnitt einfach; doch fehlt denselben die Gediegenheit nicht. Mit wenigen Ausnahmen beweisen die Bewohner des Bezirks einen eisernen Fleiß“. Rund 10490 ha entfielen auf Ackerbau, 1025 ha auf Wiesen, 582 ha auf Weinberge, 167 ha auf Gärten und 85 ha auf Ödland. Angebaut wurden Korn, Weizen, Gerste, Spelz, Klee, Luzerne, Welschkorn, Saatwicken, Kartoffeln, Stoppelrüben; der Zuckerrübenanbau breitete sich gerade aus auf Kosten der Runkelrüben.

Adelshofen und Ittlingen waren im Tabakbau führend. Wegen der neu eingeführten Kaffeesteuer war der Anbau von Zichorie im kommen. Im Weinbau war Sulzfeld, unterstützt von der Grundherrschaft, und Eichelberg, von Eppingen aus unterstützt, führend. 1870 wurden 12997 hl Äpfel geerntet, Kirschen nur 17 und Nüsse immerhin 567. Im Jahre 1869 standen in den Ställen 1574 Pferde, 8832 Stück Rindvieh, 5667 Schafe, 7357 Schweine und 766 Ziegen.

Die Preise schwankten je nach dem, ob eine gute Ernte oder eine Mißernte eingefahren wurde. Im Jahr 1894 kostete der Doppelzentner Gerste 11,- bis 12,- Mark, Korn 10,- Mark, Weizen 12,- bis 13,- Mark, ein Zentner Spelz 4,50 Mark, 1 Zentner Heu 1,50 bis 2,- Mark, 1 Zentner Stroh 1,- bis 1,20 Mark, 1 Zentner Kartoffeln 1,20 Mark, das Ohm Wein 20,- bis 30,- Mark, es hatte vielen, aber sehr saueren gegeben; das Paar Milchschweine kostet 25,- bis 36,- Mark, manchmal sogar bis 42,- Mark; das Fleisch war sehr teuer, weil wegen Futtermangel der Rindviehbestand vermindert werden mußte; 1895 kostete das Pfund Rindfleisch 70 Pfennig. Noch ohne elektrischen Strom, ohne fließendes Wasser, in Eppingen in der Regel pferdebespannt, hatte der Landwirt das ganze Jahr über viel zu tun; im Winter Schnee räumen, Pfähle machen, Reisig richten, Spelz dreschen, Luzernesamen dreschen, Brunnen putzen, den Giebel weiseln. Die Ernte dauerte nicht selten fünf Wochen. War sie gut, gabs zum Abschluß eine Erntegans und war der September schön,

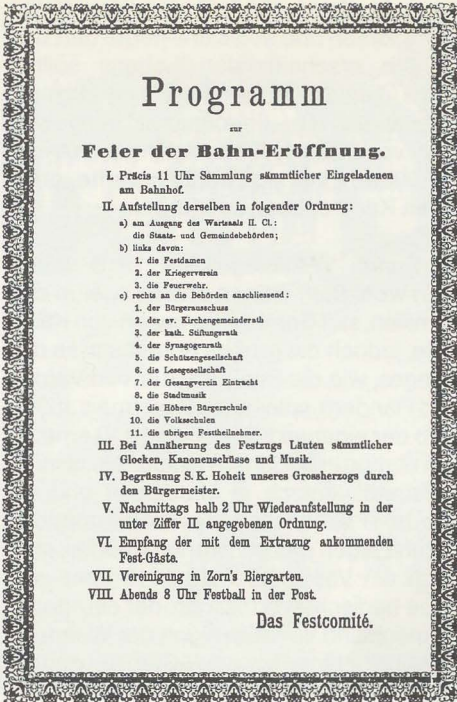
feierte man das Birnenfest mit Biertrinken und Zigarren rauchen. Einer Sensation mag 1985 der Drusch mit der Dampfdreschmaschine gleichgekommen sein.

Im Dezember Schnee, im Januar minus 26° Frost, im März noch Kältegrade und im Mai starker Nachtfrost und im August w-möglich 35° C im Schatten; das war das Wetter. Im August 1886 vernichtete nachts ein furchtbarer Orkan viele Obstbäume und warf im Birkenwald mehr als 500 Ster Hölzer um, darunter die stärksten Eichen und Buchen. Am 26. Oktober 1870 hatte der Sturm die Dächer auf dem Ottilienberg, am Armenhaus und am städtischen Schafhaus stark beschädigt. 1885 fiel ein Hagel-schlag, welcher fast sämtliche Früchte im Richener Flur vernichtete, und im Winter lagen durchschnittlich 60-70 cm Schnee. „Der größte Schaden ... entstand dadurch, daß nachdem das Jahr 94 sehr warm zu Ende gegangen und durch den tiefen Schnee die Wärme im Boden blieb und somit die nicht ausgereiften Obstbäume vollständig im Saft blieben oder zum Teil frisch getrieben haben, bei der plötzlich eingetretenen grimmigen Kälte zum großen Teil erfroren sind, die Zwetschgen- und Nußbäume fast alle, ebenso im Gegensatz zu 1880 die Birnbäume, während Äpfel-bäume weniger Schaden litten . . . Die Rüben hatten auch von Engerlingen zu leiden.“

Herrschten am 30. Juni des Jahres 1897 mittags 30° C Hitze, so begann am 1. Juli nachts gegen halb 1 Uhr ein furchtbares Hagelwetter mit Orkan und folgender Überschwemmung. Leute, die sich bis zum zweiten schweren wirtschaftlichen Rück-schlag daran gewöhnt hatten, daß alles machbar sei, oder keinen Krieg persönlich miterlebt haben, können sich kaum vor-stellen, wie es daraufhin im Amtsbezirk Eppingen aussah: „Indem der Himmel einem unaufhörlich zuckenden Feuermeer glich, das mit einem furchtbaren Orkan daherkam und zugleich 25 Minuten lang andauerndes Hagelwetter brachte, daß man meinte, der jüngste Tag wäre angebrochen.“ Hagelkörner, so groß wie Hüh-

nerer, hatten Getreidefelder und Gärten zerschlagen, Dächer und Fensterscheiben durchgeschlagen, so daß von diesen nichts mehr übrig war oder sie „wie ein Siebwerk“ aussahen. Bäume waren aus-gerissen und lagen „zerschmettert auf Feld und Straße“. Das Übungshaus der Feuerwehr war umgerissen, die Keller mit Wasser gefüllt, die Frucht- und Mehlvor-räte in den Speichern total durchnäßt. Nur wenige Landwirte waren versichert, und der ganze Schaden wurde auf nahezu 1 Million geschätzt. In den Nachbargemeinden war es nicht besser, so daß die Einwohner mit Freuden einen zur Hilfeleistung abkommandierten Zug Soldaten des 2. Badischen Grenadier-Regiments Nr. 110 aus Mannheim begrüßten wie auch die Spende von 600 M., welche der Erb-großherzog und die Erbgroßherzogin dem Hilfskomitee zugehen ließen. In Eppingen, Rohrbach, Stebbach und Gemmingen waren die Halmfrüchte so zusammen- und in den Boden hineingeschlagen, daß nicht einmal Stroh vorhanden war, das zur Füt-terung hätte dienen können. In Eppingen allein fehlten mehr als 1 Million Ziegel und 20 000 Fensterscheiben. Den Bahnvorstand traf vor Schreck ein Herzschlag. In Sulzfeld waren die Weinberge vernichtet, in Gemmingen drohten im Unterdorf mehrere Gebäude hinweggeschwemmt zu werden³¹.

Von Industrie, die in dieser Gründerzeit sich in den Großstädten oder im nachbarlichen Bretten, Bietigheim und Neckars-ulm entwickelte,³² kann man in Eppingen eigentlich nicht reden. Zwar stand am Nordrand der Stadt eine Annahmestelle der Zuckerfabrik („Zylinderhof“), und hinter dem Rathaus und den benachbarten Modellhäusern hatte sich im Rot die 1835 gegründete Brauerei Zorn angesiedelt, zum großherzoglich badischen Regie-rungs- und Schulviertel abgegrenzt durch Kegelbahnen und den Palmengarten. Beide waren letzten Endes auf die Verarbei-tung landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus-gerichtet. Das von 1779-1973 hinter dem Pfeifferturm bestehende älteste Eppinger Handelsunternehmen beherrschte zwar



Ämtliches Programm zu den Feierlichkeiten am 15. Oktober 1879 in Eppingen zur Einweihung der Bahnlinie Karlsruhe-Eppingen. (Der Bahnhof mit den ersten Eppinger Eisenbahnern ist in Rund um den Ottilienberg, Bd. 1, S. 159 abgebildet).

den Handel mit Petroleum, Sprengstoffen (wichtig für die Steinbrüche), Baustoffen, Handwerks- und Haushaltsgeräte bis nach Sternfels und Reihen, doch brachte erst der Bahnbau etwas Besserung.

1835 verkehrte der erste deutsche Eisenbahnzug, schon 1837 wurde die erste Lokomotive in Karlsruhe gebaut, aber erst am 14. 10. 1879 konnte man von Karlsruhe über Bretten nach Eppingen mit dem Zug fahren, und 1880 ging es über Schwaigern bis Heilbronn weiter. Schließlich war bei den Oberen Württemberg noch im gewissen Sinne Ausland, mit dem erst 1910 der unbeschränkte Telegrafenerkehr zugelassen wurde. 1899 wurde die Querverbindung zur Strecke Heilbronn – Heidelberg nach Steinsfurt gebaut. Wie gewichtig die Rolle der Stadt Eppingen beim Einsatz für die Bahnverbindung war,

zeigt sich z. B. darin, daß die Stadt 1899 mit Genehmigung des Bürgerschaftsausschusses und des Ministeriums des Innern ein Darlehen von 50 000 Mark aufnahm, um Gelände für die Bahnlinie nach Steinsfurt/Sinsheim ankaufen zu können³².

Treibende Kraft waren beim Bahnbau die Landeshauptstadt und die Bezirksamtstädte des Kraichgaus, die damit eine besondere Leistung zur Landesentwicklung erbrachten. Wie kurzsichtig erscheint im Vergleich dazu ein heutiges Regierungsunternehmen, das ein solches volkswirtschaftlich unabdingbares Netz abbauen will, um andere Ausgaben besser bewältigen zu können.

Aus heutiger Sicht bedeutet der Bahnbau für die städtebauliche Entwicklung Eppingens einen trennenden Schnitt; aus der Sicht der Zeitgenossen war es die Möglichkeit, die Stadt in Richtung Bahnhof und auf der Südseite der Bahn weiterzuentwickeln. So siedelte sich dort 1890 die „Fabrik“ an, die Zichoriendarre der Firma Frank und Kathreiner, von der heute fast nichts mehr steht und die an ihrem Stammsitz in Ludwigsburg allein durch das Unilever-Hochhaus vergegenwärtigt wird. 1873 hatte ein Schlossermeister in der Kettengasse seinen Betrieb um die Fertigung von Kassenschränken, Herden und Öfen erweitert, wagte 1910 Landmaschinen, Obst- und Weinpressen zu bauen und siedelte sich dazu ebenfalls an der Südseite der Bahn an; daraus entwickelte sich die „IDS“, heute Eppingens größter und führender Industriebetrieb. Goethestraße (für die alte Heilbronner Straße, heute Theodor-Storm-Straße) und Bismarckstraße als Namen für die Hauptstraßen des neuen Stadtteils stellen dem Bildungsbewußtsein und dem Nationalstolz der alten Eppinger kein schlechtes Zeugnis aus.

Die Erzählungen der Alten über die gewichtige Rolle der Steinbrüche in Eppingen-Mühlbach, Sulzfeld und Kürnbach – ganz Michelbach kaufte in Eppingen ein und halb Michelbach arbeitete in Mühlbach – müssen wohl stimmen, denn die ämtliche

Statistik weist aus, daß im Amtsbezirk Eppingen an erster Stelle die Steinmetze stehen mit 450 Personen oder 20,1 % der Gewerbstätigen, an zweiter Stelle die Tabakverarbeitung mit 306 Personen und an dritter Stelle die Steinbrüche mit 107 Personen, was zusammen 38,5 % der überhaupt im Gewerbe tätigen 2244 Einwohner ausmachte.

Was Behörden für die Entwicklung der allgemeinen Wohlfahrt zu leisten vermögen, zeigte sich, als Oberamtmann Ortallo die Gründung der Städtischen Sparkasse 1840 betrieb und diese an der Spitze eines Ausschusses, in den außer ihm Amtsarzt Dr. Wilhelm, Amtsrevisor Scholderer und Assessor Ruth gewählt worden waren durchführte. Die erste Geldeinlage überbrachte am 21. Juni Antoinette Körner aus Landshausen. 1867 ist es wieder ein Dienstvorstand der höchsten in Eppingen ansässigen Behörde, Oberamtmann Leutz, der sich für die Gründung eines weiteren Kreditinstitutes einsetzt, „da in unserer Stadt Eppingen Not und Gefahr für den Mittelstand nicht gringer sind, als anderswo“; die Volksbank wurde am 15. Dezember 1867 als „Vorschußverein“ eingerichtet.

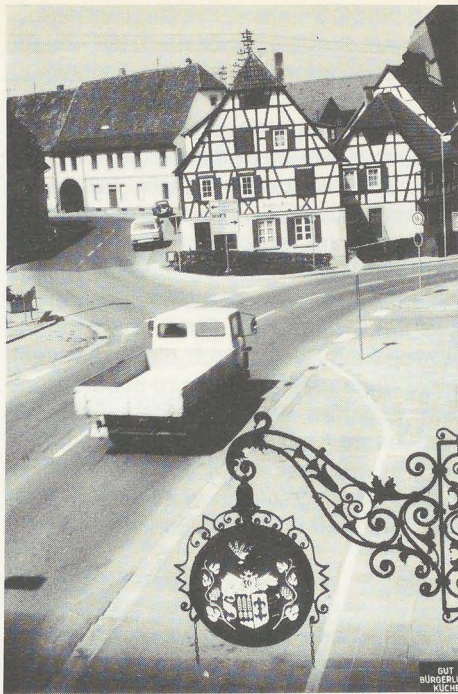
Ab 1849 erschien für das Amt Bretten und Eppingen der „Kraichgaubote“ (gedruckt und verlegt bei C. Macklot, Karlsruhe). F. Reuter (Druckerei und Verlag in Eppingen) gab seit 1866 den „Eppinger Volksboten“ heraus, der schließlich 1911 in der 1867 gegründeten „Eppinger Zeitung“ (Verlag und Druckerei Heinrich Luz, Eppingen) aufging³³.

Mit dem Großherzog Friedrich I., 81 Jahre alt, durch seine amtlichen Besuche in Eppingen bestens bekannt und sehr beliebt, verstarb am 29. September 1907 nach 57 jähriger Regierungszeit, die Vaterfigur des Musterlandes Baden. Friedrich II. trat die Nachfolge an. Vorboten sich ändernder Zeiten waren das Mannheimer Abkommen 1906 zwischen den neu entstandenen Gewerkschaften und der SPD und die erste Internationale Konferenz der Verbände der Gemeinde- und Staatsarbei-

ter in Stuttgart 1907. Trotz vieler Widerwärtigkeiten und eines uns heute hart und einfach erscheinenden Lebens sollten diese Jahrzehnte in die Erinnerung der Älteren als die „Friedenszeit“ eingehen, wohl vor allem deshalb, weil man erstmals 43 Jahre hinter sich bringen durfte, ohne einen Krieg erleben zu müssen.

Im Ersten Weltkrieg 1914–1918 spürte man wohl Blut, Tränen und Hunger in den Familien, sah Bombardierungen von Karlsruhe, jedoch die großen Schrecknisse des Krieges, wie die Stahlgewitter von Verdun und Flandern, spielten sich erstmalig außerhalb der eigenen Heimat ab. 1918 erneute Revolution in Baden, 1919 spartakistischer Aufstandsversuch in Mannheim und ein ungutes Friedensdiktat waren die unmittelbaren Folgen des verlorenen Krieges, aber auch ein Volksentscheid 1919 über eine neue badische Verfassung, der einzigen in Deutschland vor derjenigen der Weimarer Republik. Eine scharfe Grenze trennte künftig die Oberrheinlande, Baden war Grenzland geworden, was lange Zeit erhebliche Nachteile für die wirtschaftliche Entwicklung bedeutete. Mitten im Frieden, 1923, wurden Mittelbaden und Teile von Karlsruhe und Mannheim sowie deren Hafengebiete besetzt und Kehl erst 1930 geräumt. In der ostdeutschen Heimat unserer Neubürger war die Mißachtung von Volksabstimmungen an der Tagesordnung. Der letzte kaiserliche Reichskanzler, Prinz Max von Baden (1867-1929), hatte 1918 die Abdankung des Kaisers verkündet und überließ Friedrich Ebert (1871-1925) aus Heidelberg das Kanzleramt.

Die Weimarer Nationalversammlung wählte Ebert 1919 zum vorläufigen Reichspräsidenten. Manche Gemeinden druckten Notgeld, und die Meldung über einen Sturmschaden am Städtischen Bauhof 1923 in Höhe von 18–20 Millionen Mark (!) zeigt, daß das gute Geld die Schwindsucht bekam, die Inflation herrschte. Ein Weck 3,6 Milliarden Mark, ein Pfund Brot 33 Milliarden Mark, ein Liter Märzenbier 111,8 Milliarden Mark – das sind Preisbeispiele vom 9. November 1923. Hatte ein Viertel



Beginn der geschlossenen Stadterweiterung außerhalb der Altstadt (1785, 1805), Gabelung Rappenauner und Adelshofener Straße.

Wein eben noch 5 Milliarden Mark gekostet, war es schon am nächsten Tag nicht unter 180 Milliarden Mark zu haben.

Die Stadt Kleingartach hatte in Verlängerung des „Lindenweges“ (im Eppinger Wald) beiderseits des Feldweges zur Leinburg die „Kriegerallee“ gepflanzt, um kleinen Leuten ohne Grundbesitz und eigene Bäume die Möglichkeit zum kostenlosen und straffreien Obstauflesen und Abernten in schlechten Zeiten zu geben.

Die Einführung der Rentenmark am Ende des Jahres, ab 1924 Reichsmark, vernichtete das Geld der Sparer und die Vermögen vollends, aber auch einen Großteil der bestehenden Schulden, und konnte einen wirtschaftlichen Umschwung einleiten.

Wie in den letzten Kriegsjahren waren in der Inflationszeit viele hungernde Großstädter über das flache Land gezogen,

um Lebensmittel einzutauschen bzw. zu hamstern, wobei die Eppinger Kartoffel zum ersten Mal einen guten Ruf bekam.

Blickte die Schützengesellschaft auf eine lange Tradition zurück (bis 1590) und bestand der Turnverein seit 1865, Radsportvereine gleich drei, so setzten sich in diesen schweren Zeiten auch neuere Sportarten durch. Der in Karlsruhe wohnende Hermann Bachmann aus Eppingen errang als erster das Deutsche Sportabzeichen und der 1921 gegründete VfB Eppingen seine ersten Bezirks- und Gau-meisterschaften.

Mit dem Einzug des elektrischen Stromes im Kraichgau entstand eine wichtige Grundlage für die Modernisierung des Lebens und Arbeitens. Die Badenwerk AG richtete in Eppingen eine Bezirksstelle ein, die heute noch besteht. 1924/25 glückte es Eppinger Jungen erstmals mit Kopfhörer und Detektor etwas Musik zu empfangen, und nach einer Ausstellung in Heidelberg hatten sich zwei Brüder in der Leiergasse einen Rundfunkempfänger gekauft. Die Volkshochschulkurse unter Leitung des Direktors der Gewerbeschule Eppingen, Regierungsbaumeister Haible, wurden damals von der Ortsgruppe Eppingen des Landesvereins „Badische Heimat“ getragen, und am 16. Mai 1924 galt ein Volkshochschulabend der Vorstellung des Radiogerätes und der Einweisung in seine Bedienung und in die Rundfunktechnik. Weitere Verbreitung dürfte das Radio erst später gefunden haben, nachdem 1930 der Großrundfunksender Mühlacker in Betrieb genommen worden war³⁵.

Im Jahre 1920 gingen Gerüchte um, nach denen der Eppinger Steuerdienst nach Bretten verlegt werden sollte, denn der Übergang der Hoheit in der Finanzverwaltung vom Lande an das Reich bot Anlaß zu Überlegungen über eine Neuorganisation. Viele mögen gedacht haben, laß das Finanzamt doch den Brettenern oder Sinsheimern. Aber es bildete sich eine Bewegung für ein Finanzamt in Eppingen, und unterm 8. August 1921 reichte die

Stadtverwaltung dafür eine gedruckte Denkschrift ein, unterzeichnet von vierzehn Bürgermeistern des Amtsbezirks, den vier Bezirksräten, acht Gewerbevereinen des Bezirks, den zwei Banken und fünf Berufsvereinigungen. Sie verfiel umgehend der Ablehnung, und damit war die Zuteilung des Amtsbezirks Eppingen zum Dienstbezirk des Finanzamtes Sinsheim endgültig. Als Ersatz wurden Amtstage in Eppingen durchgeführt, die bis 1974 eingehalten wurden.

Das Leben in der Reichshauptstadt war geprägt von den „Goldenen Zwanziger Jahren“, doch die Reparationszahlungen lasteten schwer auf der deutschen Wirtschaft und dem Staatshaushalt. Die badische Regierung regierte mit Notgesetzen und Sparmaßnahmen. Zwischen durch begeisterte sich ganz Deutschland am Flug des Luftschiffs Z R 3, das im Oktober 1924 den Atlantik überquerte und als Reparationsleistung in den USA abgeliefert werden mußte.

Das Jahr 1924 hatte der Bezirksamtsstadt Eppingen zusätzlich einen schweren Schicksalsschlag versetzt, von dem sie sich auf Jahrzehnte hinaus nicht mehr erholen konnte. Wieder Gerüchte, dieses Mal um das Bezirksamt. Und dann passiert etwas, das sich 38 Jahre später bei der Auflösung der Bezirksgewerbeschule wiederholen sollte. Der höchste Ministerialbeamte gab am 16. 11. 1923 dem Landtagsabgeordneten Hermann Gebhard, den das Bürgermeisteramt eingeschaltet hatte, die Versicherung ab, daß wegen der Aufhebung des Bezirksamtes irgendwelche Schritte bis zur Stunde nicht unternommen und nicht in Aussicht genommen seien. Trotzdem verordnete am 18. Januar 1924 das Innenministerium die Auflösung des Bezirksamtes Eppingen, und vier Tage später konnte jedermann lesen: „Die Bezirksämter . . . Eppingen . . . werden auf 1. April 1924 aufgehoben. Vom 1. April 1924 ab werden zugeteilt: von den Gemeinden des bisherigen Amtsbezirks Eppingen die Gemeinden Eichelberg, Landshausen und Tiefenbach dem

Amtsbezirk Bruchsal, die Gemeinde Sulzfeld dem Amtsbezirk Bretten, die übrigen Gemeinden dem Amtsbezirk Sinsheim ...”

Alle Eingaben und Proteste nützten nichts, es blieb dabei. In Karlsruhe glaubte man sich 53 Bezirksämter nicht leisten zu können und sah nur den Kosteneffekt der kleinen Ämter, aber nicht die Kosten der wenigeren, aber umso größeren verbliebenen Ämter. Man hielt diese Lösung „für das Land wie für die Stadt Eppingen unabwendbar“, weil „durch die verzweifelte Finanzlage die Regierung zu außerordentlich scharfen Sparsamkeitsmaßnahmen gezwungen“ sei. Innenminister Remmele wird in mancher Amtsstadt der best gehaßte Mann gewesen sein, was er wohl 1933 noch zu spüren bekam.

Nachdem der Versuch 1924 gescheitert war, verlor Brackenheim sein Oberamt auf 1. Oktober 1938. Bretten wurde mit Wirkung vom 1. 10. 1936 gevierteilt: „Eichelberg, Elsenz, Landshausen und Tiefenbach des Amtsbezirks Bruchsal dem Amtsbezirk Sinsheim, von den Gemeinden des bisherigen Amtsbezirks Bretten die Gemeinden Kürnbach, Mühlbach, Sulzfeld und Zaisenhäuser dem Amtsbezirk Sinsheim, ... Bahnbrücken ... dem Amtsbezirk Bruchsal“.³⁶

Da Bäder in Häusern noch nicht üblich waren, wurde am Platz der früheren Hengsthaltung, die ein Bauer in der Brettenner Straße übernahm, 1923 die städtische Badeanstalt eingerichtet mit Möglichkeiten zu Wannens- und Brausebädern und mit einer Zelle für medizinische Bäder. In der Südstadt hatten das Getreidelagerhaus und die Ziegelei neu gebaut, und eine bescheidene Streubebauung war entstanden. Zwei Zigarrenfabriken waren dort ansässig und zwei in der Nordstadt. Vermöge einer zur Selbsthilfe gegründeten Baugenossenschaft versuchte man im Roth eine Gartenstadt entstehen zu lassen. Und wieder war es der tatkräftige Erich Haible, diesesmal mit dem rührigen Gewerbeverein, der anlässlich des 75 jährigen Jubiläums des Gewerbevereins vom 30. Mai bis 22. Juni 1925 die „Eppinger

Woche" aus dem Boden stampfte, eine „Elsenzgau-Gewerbeschau" mit Handels-Landwirtschafts- und Industrie-Ausstellung, verbunden mit turnerischen und sportlichen Veranstaltungen, Freilichtbühne, Werbe- und Passagierflügen und sonstigen Unterhaltungen vielseitiger Art⁹⁷. Es war wohl die erste Gewerbeschau im

Kraichgau überhaupt, aber ausschließlich bestritten mit einheimischen Kräften, wobei man unter einheimisch auch den ehemaligen Amtsbezirk verstand.

Es lohnt sich nun, die Eppinger Meinung (Wahlergebnisse) zur großen Politik zu betrachten.

Eppinger Wahlergebnisse aus den Zwanziger Jahren

Parteien	National- versamml. 19. 1. 19	Reichstag 6. 6. 20	Reichs- tag 4. 5. 24	Reichstag 7. 12. 24	Reichstag 2. 5. 28	Bad. Landtag 27. 10. 29	Reichstag 14. 9. 30
Bad. Bauernpartei	0	0	-	0	-	0	68
Badischer Landbund	0	0	322	280	0	0	0
Deutsche Bauernpartei	0	0	0	0	5	91	6
Bund der Geusen	0	0	5	0	0	0	0
Christlich-Nationale Bauern- und Landvolkpartei	0	0	0	0	5	0	0
Christlich-Soziale Partei	0	0	0	0	29	0	0
Christlich-Soziale Reichspartei	0	0	0	0	0	20	0
Deutsche Aufwertungs- und Aufbaupartei	0	0	0	3	0	0	0
Deutsche demokratische Partei	644	280	230	297	110	125	0
Deutschnationale Volkspartei (christl.)	297	337	116	118	238	28	24
Deutsche Volkspartei (liberal)	0	96	115	119	30	29	0
Deutschvölk. Reichspartei	0	0	0	1	0	0	0
Deutscher Reichsblock der Geschädigten	0	0	0	0	2	0	0
Einheitsliste Volks-/Staatspartei	0	0	0	0	0	0	80
Evangelischer Volksdienst	0	0	0	0	0	158	224
Freiwirtschaftsbund F.F.F.	0	0	0	-	0	0	0
Häüßerbund	0	0	2	-	0	0	0
Haus- und Grundbesitzer	0	0	0	0	0	0	0
Kommunisten (KPD)	0	1	101	72	47	28	148
Konservative Volkspartei	0	0	0	0	5	0	12
Wirtsch. Vereinig. des Bad. Mittelstandes	0	0	5	6	6	0	12
Reichspartei d. deutschen Mittelstandes	0	0	5	6	6	8	15
Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP)	0	0	0	27	63	262	549
Linke Kommunisten	0	0	0	27	5	0	0
Polenpartei	0	0	0	0	0	0	0
Republikanische Partei Deutschlands	0	0	2	0	0	0	0
Alte Sozialdemokratische Partei	0	0	0	0	3	0	0
Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD)	476	215	203	276	227	237	246
Unabhängige Sozialdemokratische Partei	0	145	4	5	3	0	0
Völkisch-Nationaler Block	0	0	0	0	3	0	0
Völkisch-Sozialer Block	0	0	61	0	0	0	0
Volksrechtspartei	0	0	0	0	3	3	5
Zentrumspartei badische bzw. deutsche	241	210	228	220	75	175	191

1927 hatte ein Eppinger Turner die Badische Meisterschaft im Stabhochsprung errungen.

1929 wurde der Verkehrsverein gegründet, 1929 bis 1932 blühte die Boxabteilung des VfB, der Schwimmbadverein konnte 1931 das neue Schwimmbad eröffnen, 1927 begann man in Eppingen im Segelflugzeugbau zu werken, im Jahre 1932 wurde die Ortsgruppe des ADAC gegründet, und der Griff des VfB zur höchsten süddeutschen Spielklasse scheiterte 1931, als die Mannschaft unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse auseinanderfiel.

Die erste Fernsehübertragung im UK-Bereich aus Berlin am 19. August 1932 eröffnete neue technische Entwicklungsaussichten. 13 Tage vorher wurde die neue vierspurige Landesstraße Köln-Bonn eröffnet, im Grunde genommen die erste Autobahn, bei deren dreijährigem Bau über 5 500 Arbeitslose beschäftigt worden waren.

Die Weltwirtschaftskrise überschattete alles. Die hohe Zahl der Arbeitslosen in Deutschland von 1,35 Millionen bis Mai 1929 war auf über 6 Millionen Anfang 1933 angestiegen. Bekam die NSDAP, die Arbeit und Brot und nationale Besinnung versprach, bei den Reichstagswahlen 1928 nur 2,6 % der Stimmen, waren es 1932 bereits 33,1 % und 44,1 % im Jahre 1933. Infolgedessen war in Eppingen das politische Leben farbiger geworden. Auch hatte man durch Notstandsarbeiten der Arbeitslosigkeit zu steuern versucht. Auswanderung war wieder gefragt. Folgender Vers des sonst optimistischen Heimatdichters J. Kleinheins kennzeichnet die schlechte Lage der Landwirtschaft:

Auch manches Bäuerlein wurde keck
Im Inflationsscheinregen,
Doch heute steht's am alten Fleck
Und sammelt Hypotheken.

Zentrum und SPD gab es schon vor dem Ersten Weltkrieg, letztere erstarkte nach

1918 neben dem Badischen Landvolk, auch die Gewerkschaft. Im benachbarten Sulzfeld rumorte es kräftig und 1925 versuchten einige Eppinger ihre eigene Revolution durchzusetzen, was sie mit längeren Haftstrafen wegen Vergehen gegen das Sprengstoffgesetz und Hochverrat büßen mußten. Gegen 1930 kamen die Kommunisten und die Nationalsozialisten auf. Einige Parteien bauten Kampforganisationen auf, die bei den Wahlschlachten in den Städten sich gegenseitig aushalfen. Der grau uniformierte „Stahlhelm“ war ein kleines Häuflein, schwarzuniformierte Kommunisten mit roter Krawatte sah man nur sehr wenige, die SA marschierte im Braunhemd für die NSDAP und in olivgrün die größere Kolonne des „Reichsbanners“ der SPD, die von auswärts zusammengezogen wurde. Das Kampflied „Börsen, Gauner und Schieber knechten das Vaterland, wir wollen ehrlich verdienen, fleißig mit schaffender Hand“ konnte schließlich die braune Seite ganz für sich vereinnehmen. Um 1928 mußte sogar berittene Polizei aus Karlsruhe eingesetzt werden, um befürchteten Handgreiflichkeiten vorzubeugen.

Ein bad. Komitee, unter Ehrenvorsitz des bad. Staatspräsidenten, organisierte die Badener Heimattage vom 11. Juli bis 13. Juli 1930 in Karlsruhe, bei dessen Eröffnung ein Kongreß die führenden Badener in Wissenschaft, Kunst und Wirtschaft zusammenführte.

Die Berliner Notverordnung vom 5.6.1931 beabsichtigte den Gemeinden etwas Reichshilfe zu geben. Da dies durch das badische Notgesetz vom 9. 7. 1931 wieder gegenstandslos gemacht werden sollte, sah sich die Stadt Eppingen gezwungen, zusammen mit anderen Städten gegen den Freistaat Baden zu klagen.

Die letzten Eppinger Wahlergebnisse haben wir in nachstehender Tabelle zusammengestellt. 1932 warben noch 31 Parteien um die Gunst der Wähler (in Eppingen 21), 1933 waren es 15 (in Eppingen 11).

Eppinger Ergebnisse zu den Reichstagswahlen der Dreißiger Jahre

Partei	1930 14. Sept.	1932 31. Juli	1932 6. Nov.	1933 5. März
Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (= Hitlerpartei = NSDAP)	549	939	958	1173
SPD	246	237	225	232
KPD	148	193	209	195
Badische Zentrumspartei	191	225	193	190
Deutsche Volkspartei	24	8	26	6
Deutsche Staatspartei	0	29	49	34
Evangelischer Volksdienst	224	96	73	71
Schicksalsgemeinschaft dtsh. Erwerbl. Kleinhandel und Gewerbe	0	-	2	0
Radikaler Mittelstand	-	-	-	0
Reichsbund des deutschen Mittelstandes	15	-	1	0
Sozialistische Kampfgemeinschaft	-	-	0	-
Freiwirtschaftliche Partei	0	0	1	0
Bauern- und Weingärtnerbund				-
Kampfgemeinschaft der Arbeiter und Bauern	0	-	1	0
Polenpartei bzw. Liste	-	-	-	0
Nationale Freiheitspartei Deutschlands	0	-	1	0
Haus- und Grundbesitzer	-	0	0	0
Kampffront Schwarz-Weiß-Rot	0	-	0	58
Deutsche Bauernpartei	6	5	0	-
Konservative Volkspartei	12	-	0	0
Volksrechtspartei	5	2	-	0
Konservative Volkspartei	12	0	0	0
Badische Bauernpartei	68	0	0	-
Einheitsliste Volkspartei/Staatspartei	80	0	0	0
Deutsches Landvolk	0	-	0	0
Deutschnationale Volkspartei	0	41	52	0
Vereinte Bauern	0	-	-	0
Sozial-Republik. Partei	0	-	-	0
Sozialistische Arbeiterpartei	0	-	-	0
Kleinrentner, Inflationsgeschädigte und Vorkriegsgeldbesitzer	0	-	-	0
Deutsche Reformpartei	0	0	-	0
Reichspartei Mittelstand (Wirtschaftspartei)	0	4	0	0
Gerechtigkeitspartei für Parteienverbot	0	-	0	0
Arbeiter- und Bauernpartei Deutschlands (christl. radikale Volksfront)	0	-	0	0
Nationalsoz. Kleinrentner- und Inflationsgeschädigte	0	-	0	0

Nach vier Wahlvorschlägen zur Nationalversammlung entstand – obwohl es sich in einigen Fällen nur um Namensänderungen handelte – eine Vielzahl von Splitterparteien. 1920 hatte die DNP den Untertitel Christliche Volkspartei in Baden, die KPD den Zusatz Spartakusbund, und bei der zweiten Reichstagswahl des Jahres 1924 hieß die spätere NSDAP Nationalsozialistische Freiheitsbewegung. (- bedeutet 0 Stimmen, -0- die Partei bestand in diesem Jahr nicht bzw. war nicht auf der in Eppingen zugelassenen Liste).

Im Juli 1932 hatte Hitler bei den Reichstagswahlen 37,4 % der Stimmen erhalten, im November 1932 nur noch 33,1 %, was einem Verlust von 2 Millionen Wählern gleichkam. Aber 1930, als er lediglich 12 von 491 Abgeordneten im Reichstag sitzen hatte, war am 27. März 1930 die große Koalition von Sozialdemokraten, Demokraten, Zentrum und Deutscher Volkspartei zerbrochen, und von da an kam im Reichstag keine vernünftige Mehrheitsbildung mehr zustande. Und selbst 1933 standen 196 Nationalsozialisten im Reichstag 291 Abgeordnete der SPD, der KPD und des Zentrums gegenüber.

Am letzten Januarsonntag des Jahres 1933 schlug in den Spielen um die süddeutsche Fußballmeisterschaft SV Waldhof Mannheim den 1. FC Kaiserslautern mit 5 : 0, und der Karlsruher FV gewann gegen den FC Phönix Karlsruhe mit 1 : 0. Tags darauf veröffentlichte das Bürgermeisteramt Eppingen eine Zahlungserinnerung zur Gebäudesondersteuer, das Lebensmittelgeschäft G. Lichdi empfahl den Kauf von Dörrobst, Wiesenholz, Baumabfallholz und abgängige Obstbäume zum ausgraben waren zu versteigern. Die Ortsgruppe der Badischen Heimat forderte auf zum Volkshochschulabend über den Dichter Gerhart Hauptmann. Die Regierung Schleicher war zurückgetreten³⁸.

Angesichts katastrophaler politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse ernannte der greise Reichspräsident am 30. Januar 1933 Hitler zum Reichskanzler. Abends feierten in Eppingen, wie in Berlin, SA und SS dieses Ereignis mit einem Fackelzug. Die Weimarer Republik war damit am Ende, das sogenannte Dritte Reich begann. In einem Mietshaus hingte spontan ein Eisenbahnarbeiter die rote Fahne mit dem Hakenkreuz zum Fenster hinaus, sein Nachbar auf dem gleichen Stockwerk, ein kaufmännischer Angestellter, zeigte die rote Fahne mit den drei weißen Pfeilen der Sozialdemokraten; bei dem ersteren, ein Symbol der Freude und Hoffnung, beim anderen das Zeichen des Protestes und der Sorge.

Anmerkungen:

(STA bedeutet Bestände des Stadtarchivs Eppingen, Ep = des Stadtteils Eppingen, A = Aktenstück mit Angabe der Nr., B = Bücher, R = Rechnungen. GLA = Badisches Generalandesarchiv Karlsruhe).

¹ Edmund Kiehnle, Eppingen Neuzeit und Anfänge der Gegenwart, in: Kraichgau Folge 3, Sinsheim/Elsenz 1972, S. 98

Ders., Eppingen, Vom Ursprung bis zum Ende der Kurpfalz, in: Schwaben und Franken, 22. Jg., Nr. 7, Heilbronn 1976, S. 1/2

Desgl., in: Rund um den Ottilienberg Bd. 1, Eppingen 1997, S. 10-18

² Kraichgau 3, a.a.O., S. 98. Ottilienberg 1, a.a.O., S. 15

³ Kraichgau 3, a.a.O., S. 98-105.

M. Ertz, Versuch das Wesen der Stadt Eppingen zu erfassen, in: Hundert Jahre Evang. Stadtkirche Eppingen, Eppingen 1979, S. 10

⁴ Ottilienberg 1, a.a.O., S. 15

⁵ Peter Harer, Der Bauernkrieg in den Bistümern Speyer, Würzburg und Mainz, Bd. 3, S. 546-566

⁶ Trotz vom Reich verbrieft Freiheiten und Zusage Pfalzgraf Rupprechts d. Ä. 1373, die Stadt nicht mehr zu verpfänden (STA Ep/U 31) wurde sie wiederholt verpfändet oder leistete Bürgschaft zugunsten des Landesherrn und löste diese Belastungen immer wieder ein (STA Ep/U 33, 35, 40, 45, 52, 55, auch später noch)

⁷ Privilegia Karl Theodors v. 10. 10. 1781 und beigeschlossenes Verzeichnis der Rechte, Freiheiten und Vorzüge der Stadt Eppingen v. 14. 6. 1783 (STA Ep/A 306), gedruckt in Heidelberg 1785

Um 1804/09 saßen in Bretten 2903 Einwohner, in Bruchsal 5500, in Eberbach 2428, in Eppingen 2320, in Mannheim 18818, Odenheim 1484 Einwohner (Bad. Städtebuch, Stuttgart 1959 u. a.).

⁸ Carl Friedrich und seine Zeit, Ausstellungskatalog, Baden-Baden, Markgräflisch Badische Museen, 1981, S. 233

⁹ a.a.O., S. 239

¹⁰ Karlsplatz wurde wahrscheinlich gewählt als Huldigung für den neuen Landesherrn Carl Friedrich. Aus Dank oder Begeisterung für die fortschrittliche Verfassung ist der Name Ludwigsplatz zu verstehen; freilich mußte man dazu den zweiten Vornamen nehmen, denn Karl war schon vergeben

¹¹ Privilegia 1781, Artikel VI, § 2.

¹² Erlaß vom 22. Juni 1807 (Reg. Bl. Nr. 23/7. Juli 1807, S. 93).

¹³ Verordnung vom 15. November 1810 (Reg. Bl. Nr. 49/4. Dez. 1810, S. 355)

¹⁴ VO vom 24. 7. 1813 (Reg. Bl. Nr. 22/30. 7. 1813, S. 129). Die Kreise waren damals Mittelinstanz

Die Wappenkarte des Amtsbezirks Eppingen ist abgedruckt in Kraichgau 3, S. 101 und Rund um den Ottilienberg Bd. 1, S. 171.

- 15 J. B. Kolb (Hg.), Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1813, Bd. 1, S. 272-273
- 16 STA Ep/A 771
- 17 Edmund Kiehle, Eppingen in alten Ansichten, Zaltbommel (Niederlande) 1977, Nr. 42
Ders., Eppingen – ein Rundgang durch die Altstadt, Eppingen 1963, 2. Auflage 1981, S. 6/7
- 18 StA Ep/A 2354
- 19 StA Ep/A 314, A 312, Gesetz v. 1. April 1848 (Reg. Bl. Nr. 20), StA Ep/A 313
- 20 StA Ep/A 25, A 2356.
Liste der Kunstdenkmale A Eppingen-Stadt vom 16. Februar 1977.
Es war derselbe Erkenbrecht, der später kurpfälzischer Hofkammerrat wurde und als Stadtschultheiß das Verzeichnis vom 14. Juni 1783 zu den Privilegia von 1781 gefertigt hatte, zusammen mit Johann Friedrich Stetter, Anwalt; Christoph Weigand, Bürgermeister; Konrad Gebhard, des Gerichts; Andreas Welde, des Gerichts; Jakob Hecker, des Gerichts; Henrich Doll, des Gerichts; Joh. Orge, des Gerichts.– StA Ep/A 2356.
Der Architekt des Rathauses, der in Bruchsal wohnhafte Baumeister Karl A. Schwarz wurde mit Erlaß vom 21. 10. 1820 zum Bauinspektor für den Pfingst-Bezirk angestellt, zu dem auch das Amt Eppingen gehörte (Vorgänger des späteren Bezirksbauamtes und dann Staatl. Hochbauamtes Bruchsal). Weiteres s. S. und Anm. 6 auf S. in diesem Band
- 21 Der Novalzehnte war für Neuanlegen von Weinbergen zu entrichten
- 22 Abkaufsgesetz zu den Herrenfrohnden v. 5. 10. 1820 (Großherzogl. Bad. Staats- und Regierungsblatt Nr. 15 v. 21. 10. 1820, S. 105). VO über Lehensloskauf vom 28. 10. 1825 (Gr. Bad. Staats- u. Reg. Bl. Nr. 27 vom 22. 11. 1825, S. 196).
Gesetz über die Ablösung von Grundgülden und Zehnten v. 15. 11. 1833 (Gr. Bad. Staats- u. Reg. Bl. Nr. 49 vom 19. 11. 1833, S. 265
StA Ep/A 622, A 605, A 621.
Ernst Müller, Kleine Geschichte Württembergs, Stuttgart 1963, S. 187.
- 23 Generallandesarchiv, Baden, Land-Volk-Staat, 1806-1871, Karlsruhe 1980.
Gräfl. Degenf.-Schonb. Arch./b 19
Friedrich Löwenhaupt, Geschichte der Freiw. Feuerwehr Eppingen, Eppingen 1937
- 24 Großherzoglich Badisches Hofgericht des Mittelrheinkreises, Urteil in Untersuchungssachen gegen Wilhelm August Kirsch und Julius Niebergall von Eppingen, Bruchsal 1850, September 4. Nr. 15 834. Der Mannheimer Zivilkommissar Adolf von Trütschler wurde nach Schuldspruch durch ein preußisches Militärgericht am 14. 8. 1849 erschossen. Für das Überlassen des Bruchsaler
- Urteils danken wir der Familie Kirsch, Mannheim.
StA Ep/A 2115, A 2114.
Friedrich Hodecker, Rohrbach in Vergangenheit und Gegenwart, Rohrbach/Krefeld 1929.
Karl Tubach, Sulzfelder mir nach, in: RNZ Nr. 201 v. 31. 8. 1979.
Friedrich Hecker erblickte am 28. 9. 1811 in Eichersheim (heute Angelbachtal) das Licht der Welt und starb am 24. 3. 1881 in St. Louis (USA).
(zu Mühlbach und zum Amtsbezirk Eppingen siehe Karl Dettling, Die Revolution 1848-1849 im Amtsbezirk Eppingen – Georg Friedrich Schlatter, ein Leben für Freiheit und Menschenwürde, Mühlbacher Jahrbuch 1980.
Über die Sinsheimer Gegend: Max Weiß, Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 mit besonderer Berücksichtigung der Stadt und des Amtsbezirks Sinsheim, Waldshut 1897)
- 25 Gerhard Kaller, Im Gang der Jahrhunderte, in: Der Kreis Sinsheim, Reihe Heimat und Arbeit, Aalen und Stuttgart 1964, S. 152-153.
Edmund Kiehle in: Kraichgau 3, S. 98, Sinsheim 1972
- 26 Ein Lehrbrief aus 1766 befindet sich im Fachwerk- und Heimatmuseum „Alte Universität“ Eppingen, Vitrine Nr. 4.
StA Ep/A 1268
StA Ep/A 1257 – 1263, A 1202
- 27 Fred Sepaintner, Die Reichstagswahlen im Großherzogtum Baden, 1871-1912, AGLO-Vortrag 12. 2. 1982
- 28 Abbildungen der Großhzgl. Bad. Bezirksamtsstadt um das Jahr 1854 nach der Lithographie von J. Lohmüller s. Kraichgau 3, a.a.O., S. 104; daraus die Südsicht s. Ottilienberg 1, S. 89. Fotos s. Alte Ansichten a.a.O.
Edmund Kiehle, zur Hauskunde in Nordbaden, in: Tagungsbericht Eschwege des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung, Münster i. W. 1971, S. 149, 154, 169, 174.
Ders. Modellhäuser in Eppingen, in: Rund um den Ottilienberg, Eppingen 1979, S. 148-153
- 29 Emil Thoma, Das größte Meisterwerk des Eppinger Handwerks, in: Eppinger Woche/Elsenzgau-Gewerbebeschau, Eppinger Gewerbeverein 1925, S. 25-29
- 30 Amtliche Statistik
Kolb, Lexikon, a.a.O.
StA Ep/R 818.
StA Ep/A 2117
- 31 August Häuser, Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Amtsbezirks Eppingen, Karlsruhe 1873.
Tagebuch des Altsonnenwirts Johannes Thomä, Heft 1897, dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt von Altbürgermeister Karl Thomä † 5. 11. 1982.
Karlsruher Zeitung, Juli 1897
Eppinger Zeitung vom 1. Juli 1937
- 32 In Bretten war 1862 die Feuerwehrgerätefabrik Beuttenmüller und 1876 die Herdfabrik Neff gegründet worden.

Bietigheim überflügelte Eppingen 1890 in der Einwohnerzahl. 1886 fertigte man in Neckarsulm Fahrräder, 1900 gingen die NSU-Motorräder in Produktion, 4 Jahre später verließen 2268 Motorräder die Fabrik, und 1905 bauten die NSU-Werke ihr erstes Auto.

A. Neff, 1200 Jahre Bretten, Sonderbeilage der Industrie- und Handelskammer, Karlsruhe 1967, S. 16 (dort irrtümlich als Brettener Festzug bezeichnet). –

Beim Bahnbau wirkte sich die Notwendigkeit des Überschreitens der Staatsgrenze zwischen Baden und Württemberg hemmend aus; die Bahnstrecke von Meckesheim über Aglasterhausen in das Neckartal wurde bereits am 24. 10. 1862 in Betrieb genommen.

³³ Eberhard Gothein u. a., Das Großherzogtum Baden in allgemeiner, wirtschaftlicher und staatlicher Hinsicht dargestellt, 1. Bd., Karlsruhe 1912, S. 362–363.

Amtmann und Oberamtman sind heute Dienstgrade in der Beamtenlaufbahn. Zu jener Zeit war der Amtmann oder Oberamtman der Dienstvorstand des Bezirksamtes (Obermates), also der ranghöchste Beamte des Amtsbezirks.

Denkschrift aus Anlaß der Einweihung des neuen Verwaltungsgebäudes der Bezirksparkasse Eppingen am 21. Juni 1956, Eppingen 1956.

100 Jahre Volksbank Eppingen 1867–1967, Eppingen 1967

Die Zeitungen sind genannt nach den Beständen des Eppinger Stadtarchivs. Die Angabe der Eppinger Gründungsjahre verdanke ich Altverleger und Schriftleiter Fritz Luz, Eppingen.

³⁴ Josef Becker u. a., Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979.

³⁵ STA Ep/R 818

Verschiedene Zeitungen.
Mündliche Überlieferung.

Edmund Kiehle, 50 Jahre VfB Eppingen, Eppingen 1971, s. S. 47, 51, 96-102.

Einladung zum Radioabend in Eppinger Zeitung Nr. 113 v. 25. 5. 24, Bericht darüber in Eppinger Zeitung Nr. 116 v. 19. 5. 1924.

³⁶ STA Ep/A 2359

STA Ep/A 2356, A 2364

Verordnung vom 18. Januar 1924 des Ministeriums des Innern zur Vereinfachung der inneren Verwaltung (Bad. Gesetz- u. VO. (Bl. Nr. 3 v. 22. 1. 1924, S. 9).

Zu dieser Vereinfachung war das Ministerium des Innern durch VO. v. 22. Dezember 1923 vom Staatsministerium ermächtigt worden, und dieses wiederum hatte Vorausvollmacht vom Landtag über die Vereinfachung der Staatsverwaltung erhalten, durch Gesetz vom 9. 11. 23 (Bad. Ges. – u. VO. Bl. Nr. 74 v. 14. 11. 23). 1924 folgten noch Verordnungen zur Neueinteilung der Fachbehörden und Kreiszugehörigkeiten.

Das Gesetz zur Vereinfachung der Inneren Verwaltung vom 30. Juni 1936 (Bad. Ges. u. VO Bl. 20 vom 1. 7. 36, S. 80), vom badischen Staatsministerium beschlossen.

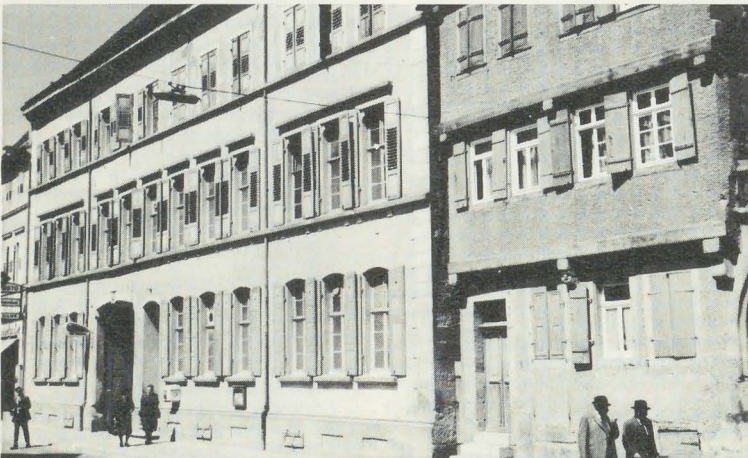
³⁷ Gesetz über die Landeseinteilung v. 25. April 1938 (Reg.-Bl. f. Württ. Nr. 9 v. 3. 5. 1938, S. 155 ff.)

So der Originaltitel nach der unter gleichem Namen herausgebrachten Festschrift aus Anlaß des 75-jährigen Jubiläums des Gewerbevereins Eppingen v. 30. 5. – 22. 6. 25, Eppingen 1925

³⁸ Eppinger Zeitung, Eppingen, Jg. 1920, 1924, 1930

Karl D. Erdmann / H. Lehmann, Vom Scheitern einer Demokratie, RNZ Nr. 125 v. 31. 5., Heidelberg 1980

Eppinger Zeitung, Eppingen, Jg. 1932, 1933.



Hotel „Zur Krone Post“ (1846)

„Töpfer von der Pike auf“

Zur Erinnerung an ein ausgestorbenes Eppinger Handwerk

Karl Türck und Anna Katharina Stroh(†)

In der „Urkunde für den Grundstein der neuen evangelischen Stadtkirche zu Eppingen, eingelegt am 22. Oktober 1876“, stellt der Verfasser der Urkunde, Stadtpfarrer Hermann Wirth die Gegebenheiten der Amtsstadt Eppingen zur damaligen Zeit dar und führt unter den „Arten von Einwohnern“ drei Hafner an. Einer der drei Hafner damaliger Zeit war Karl Wilhelm Stroh, der Großvater der Anna Katharina Stroh, die anlässlich eines Altenkaffees innerhalb der evangelischen Kirchengemeinde am 2. 6. 1976 im Alter von 85 Jahren einen Lichtbildervortrag über das alte heimische Töpferhandwerk hielt, der im nachstehenden Beitrag auszugsweise wiedergegeben wird.

„Töpfer von der Pike auf! Ja, das Töpferhandwerk war zweifelsohne ein interessanter, aber auch ein schwerer Beruf. Alle Verrichtungen mußten mit der Hand und oft mit viel Kraft erledigt werden. Heute ist natürlich an Stelle des Handbetriebes der Maschinenbetrieb getreten. Aus dem Handwerk ist ein Fabrikbetrieb geworden.“

Zu meiner Zeit, als mein Vater Karl Stroh, geboren 1862 und gestorben 1921, das Töpferhandwerk betrieb, da holten wir den Ton von unserem Grundstück „Hinter dem Schelmenrain“ im Gewann „Bei den Stiftsäckern“, wie das Grundstück im Grundbuch heißt.

Der Ton mußte zum Verarbeiten einen bestimmten Fettgehalt haben. Daher muß so tief gegraben werden, bis die Tonader unseres

Grundstücks den Ton mit dem richtigen Fettgehalt lieferte. Also, wenn man so will, so mußte der Ton bergmännisch aus der Tiefe geholt werden. Es ist anzunehmen, daß hier seit langer Zeit Ton gewonnen worden ist. Von einem Unglück bei dem bergmännisch betriebenen Abbau des Tones ist mir vom „Hören-Sagen“ nichts bekannt geworden.

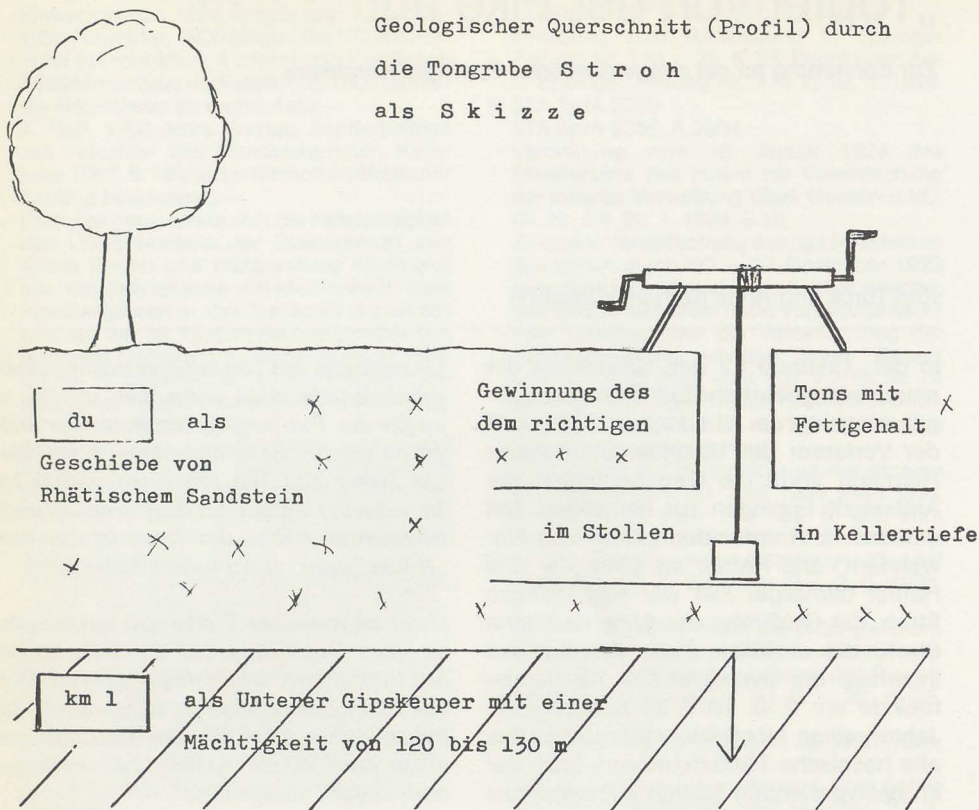
Heute ist vom alten Tonbetrieb nichts mehr zu sehen. Das Grundstück im Gewann „Bei den Stiftsäckern“ wird feldmäßig bearbeitet. Die Bäume des Abhanges stehen noch. Sie haben neben Obst für den Haushalt vor allem den „Moscht“ geliefert, der eben damals einfach dazugehörte.“

Zur Geologie der Tongrube Stroh

Die Tongrube Stroh als einstiger Aufschluß ist heute geschlossen. Sie kann keine Aussage mehr machen. Die langgezogene Ackerfläche ist eingeebnet worden. Pflug und Egge gehen über sie hinweg.

Dennoch lassen sich mit Hilfe der geologischen Spezialkarte von Baden, Blatt Eppingen (= Nr. 48) und den dazu gehörenden Erläuterungen von C. Schnarrenberger (1903) einige Feststellungen zum geologischen Aufbau der Tongrube machen. Das Ziegelmaterial und der Ton der Gegend ist nach der Karte allerdings nicht der ältere Lößlehm, wie Schnarrenberger irrtümlich schreibt (S. 17), sondern ganz eindeutig „Geschiebe von räthischen Sandstein“.

Geologischer Querschnitt (Profil) durch
die Tongrube S t r o h
als S k i z z e



Pinxit: Irmgard T ü r c k

Nach allem, so erscheint für die Tongrube Strohm im Gewinn „Bei den Stiftsäckern“ nördlich des auf der Karte mit dem Maßstab 1 : 25000 verzeichneten Gewannes „Albertsberg“ die hier gezeichnete Skizze als der damaligen Wirklichkeit entsprechend.

Die Tongrube ist geschlossen. Sie kann keine Aussage mehr machen. Pflug und Egge gehen über sie hinweg.

Von der Tongrube zur Tonbäckerei

„Der Ton wurde also aus unserem Grundstück „Bei den Stiftsäckern“ in etwa Kellertiefe herausgeschafft und auf einem Kastenwagen zur Tonbäckerei, wie man einst die Werkstatt auch genannt hat, gebracht. Unser Brennofen befand sich früher draußen in der Adelhofer Straße, und zwar hinter dem heutigen „Missionshaus“ und nahe bei dem heutigen Bauernhaus Eugen Dieffenbacher. Im Volksmund wird das Stück noch vielfach „Im Brennofen“ genannt. – Mein Großvater Karl Wilhelm Strohm hat da draußen noch sein Töpferhandwerk ausgeübt. Nach dem Tode meines Großvaters im Jahre 1883 hat

dann meine Großmutter mit meinem Vater Karl Strohm in meinem Elternhause in der Rappenaauer Straße Nr. 13 einen Anbau an das bestehende Vorderhaus erstellen lassen, und zwar mit Keller, Werkstatt und Brennofen und mit Küche. Darüber als zweiter Stock wurde eine Wohnung mit Veranda gebaut“.

„Weiterhin tätig zu sein!“

Nach all den erhaltenen Mitteilungen und vor allem auch Anregungen, in der Sache weiterhin tätig zu sein, habe ich mich auf die Suche nach dem „Alten Brennofen“ gemacht und mich bei den Angehörigen

des verstorbenen Stadtbaumeisters Heinrich Hecker, bei der Familie Eugen und Hilda Dieffenbacher und bei weiteren Leuten nach den einzelnen Örtlichkeiten erkundigt.

Bauer Hermann Gebhard von der Adelshofer Straße 17 konnte mir dann den neuen Ort zeigen. Der „Alte Brennofen“ lag auf seinem heutigen Grundstück gerade hinter dem Gebäude der „Inneren Mission, A. B.“ Das Grundstück ist groß genug für eine Werkstätte mit Materiallagerung aller Art. Ein Wohnhaus hätte bestimmt auch noch Platz gehabt. Aber die Lage war damals noch zu weit draußen von der Stadt Eppingen selbst.

Zur siedlungsgeographischen Entwicklung der Stadt Eppingen nach dem Niederbruch der Mauern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sei noch festgestellt, daß das heutige Bauernhaus mit Scheune neben dem „Alten Brennofen“ im Jahre 1898 von Maurermeister Jakob Hecker, dem Vater des verstorbenen Stadtbaumeisters Heinrich Hecker, erbaut worden ist. Anfangs der dreißiger Jahre hat Bauer Johannes Dieffenbacher von der Altstadt das erworben und ist nach hier verzogen und damit auch das neuvermählte Ehepaar Eugen und Hilda Dieffenbacher geb. Bitterlich.

Aber mich „schauderts“, um im Sprachgebrauch der Vorfahren zu sprechen, bei dem Gedanken einer Brandgefahr durch Verlagerung eines solchen Brennofens von draußen auf freiem Gelände in die damalige Stadt, überhaupt dann, wenn der Brennvorgang von Frau Anna Katharina Stroh in weiteren Kapiteln beschrieben wird. Es scheint jedoch kein Unglück sich ereignet zu haben, genau so wenig wie anderwärts in der Stadt, wo Brennofen gestanden sind.

Bei dem Alten-Kaffee mit dem Vortrage „Töpfer von der Pike auf“ konnten sich mehrere Frauen an einen weiteren Brennofen direkt neben dem Rathaus im inzwischen abgerissenen Feuerweherschuppen erinnern. Die Frauen hatten in ihrer

Jugendzeit dem Töpfer beim Ausräumen der Tonwaren nach dem fertigen Brand geholfen. Den dritten Brennofen, von dem Wirth spricht, habe ich bis jetzt noch nicht finden können.

Bearbeitung des Tones vor dem Brand

„In unserer Werkstatt mußte der Ton solange bearbeitet werden, bis er sich gut verarbeiten ließ. Dazu benötigten wir eine Quetschmaschine aus einem hölzernen Untergestell mit zwei Gußwalzen zum Verstellen auf „Grob – Mittel – Fein“. Die Quetschmaschine hatte vorn einen Drehhebel und hinten ein Schwungrad, das den Betrieb gleichmäßig leiten sollte. Dabei mußte der Ton einmal „grob“, zweimal „mittel“ und dreimal „fein“ durch die Walze gedreht werden. Oft ist dabei der Atem für die nicht leichte Arbeit ausgegangen.

Die so vorbereitete Masse wurde wie beim Bäcker auf ein Wirkbrett gebracht und dann so lange geknetet, bis er zur Verarbeitung reif war. Dann wurde er in runde Ballen aufgeteilt. Mein Vater Karl Stroh saß auf einem Hocker, die Drehscheibe vor sich.

Er legte einen Ballen auf die Drehscheibe und setzte sie barfuß mit dem rechten Fuße in Schwung, und mit dem Daumen und Zeigefinger ließ er dann seine Töpfe in vielerlei Gestalt nach oben entstehen, wie z.B. Schüsseln, Milchhäfen, Käseeser, Blumentöpfe und viele andere Dinge des täglichen Gebrauchs und den „Moschtkrug“ nicht zu vergessen.

Rutscher und Einhängehäfen wurden aus weißem Ton aus der Sand- und Tongrube von Waldhilsbach bei Neckargemünd hergestellt. Alle geformten Gefäße wurden auf Bretter gestellt und getrocknet. Zur Glasur benötigten wir Bleierz, das in seiner groben Form erst in einem eisernen Mörser mit einem Schlegel zerstampft wurde.

Dann kam das so vorbereitete Erz noch in die Erzmühle aus zwei runden Mahlsteinen und einer Abflußrinne. Durch ein Rohr von der Decke der Werkstatt wurde das Erz zwischen die Steine geleert, mit Wasser ver-



Die Wohnhäuser Stroh und Huber in der Rappenaue Straße. Die Häuser wurden von der „Palmbräu“ schrittweise aufgekauft und wegen des Baus des neuen Sudhauses abgerissen. Unter der Haustüre (Nr. 438) links A. K. Stroh mit ihrer Mutter; unter der Haustüre daneben Heinrich Vogel und Heinrich Huber.

mischt und solange gemahlen, bis es ganz fein war. Die Tonwaren wurden mit der Erzbrühe begossen und nochmals getrocknet.“

Nun zum Brennvorgang selbst!

„Dazu hatten wir einen Brennofen der wie ein Keller gewölbt war. In der Mitte war er durch eine feuerfeste Wand unterteilt. Der vordere Teil diente zum Befeuern. Am Boden waren 3 Brandlöcher angebracht, ein größeres in der Mitte und seitlich je ein kleineres Brandloch. In der Trennwand waren ebenfalls 3 Löcher, so daß die Hitze in den eigentlichen Brennofen eindringen konnte.

Im Brennofen selbst war jedes Loch von der Mittelwand so etwa 60 cm lang mit Ziegeln und Seitenwänden markiert. Gebückt mußte die Ware in den Brennofen getragen werden. Zuerst kamen Blumentöpfe, dann Milchtöpfe. Sie mußten drei- und vierschichtig aufeinander gesetzt werden. Der Geschirrbrand dauerte von etwa 5 Uhr morgens bis zum

späten Nachmittag. Durch einen Spion konnte man den Brennvorgang verfolgen. Die Feuerung begann zuerst mit Holzstumpen. Dann kam Forlenholz, so wie es die Bäcker benützen. Das Holz mußte an den 3 Feuerstellen so eingeworfen werden, daß die Holzscheite sich quer zur Höhe stellten, so daß damit eine starke Hitze entstand. Durch die starke Hitze löste sich das Erz vollends und gab die Brandscherben frei. Die Kontrolle des Brennvorganges war einmal der „Spion“ und dann der aufsteigende Rauch aus dem Kamin, der vom Hofe aus beobachtet werden konnte. Der aufsteigende Rauch war zuerst schwarz, dann grau und zuletzt hell mit Feuerfunken vermischt. Das war das Zeichen des Fertigbrandes. Am folgenden Tage wurde die Ware aus dem Ofen wieder in gebückter Haltung herausgetragen.

Diese Arbeit wurde eigentlich nie bezahlt. Ein roher Milchhafen kostete 12 Pfennige, ein glasierter 15 Pfennige. Heute wird alles maschinell betrieben“.

Soweit die Ausführungen von Anna Katharina Stroh, die mit ihren Erinnerungen dem Eppinger Töpferhandwerk dieses Denkmal noch vor ihrem Tode gesetzt hat.

Anmerkungen:

1. Für zahlreiche ortskundliche Auskünfte sei an dieser Stelle Ilse Huber (1920-1977) und Edwin Pfründer (1909-1975) gedankt, ebenso Werner Huber, der Bildmaterial für diese Arbeit zur Verfügung gestellt hat.

2. Wirth, Hermann

„Urkunde für den Grundstein der neuen evangelischen Stadtkirche zu Eppingen, eingelegt am 22. Oktober 1876.“ Unter den Handwerkern sind 3 Hafner und 2 Ziegler erwähnt. (Diese Urkunde ist abgebildet in dem Werke: „Hundert Jahre Evangelische Stadtkirche Eppingen, 1879-1979.“ Herausgegeben von Dekan Michael Ertz, Eppingen).

3. C. Schnarrenberger

„Geologische Spezialkarte des Großherzogtums Baden“. Herausgegeben von der Badischen Geologischen Landesanstalt mit Erläuterungen zu Blatt Eppingen (Nr. 48). Heidelberg 1903.

Die Besetzung der Stadt Eppingen im April 1945 durch franz. Truppen

Erinnerungen an eine schwere Zeit

Karl Wieser

Am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahres 1944 machte ich mit meinen drei Buben Rudolf, Harald und Helmut nachmittags etwa um zwei Uhr einen Spaziergang zum Judenfriedhof im Gewann „Hellberg“. Wir besichtigten dort die Deckungsgräben gegen die Fliegerangriffe. Während meine Buben noch in den Deckungsgräben herumturnten, ging ich nochmals nach Hause, um den Heeresbericht abzuhören. Anschließend traf ich dann meine Buben, wie sie in den Deckungsgräben an der Mühlbacher Straße herumkletterten. Es wird dies etwa um drei Uhr nachmittags gewesen sein. Sie wollten um diese Zeit zur Geburtstagsfeier unseres Patenkindes Margot Lang in die Schillerstraße und beabsichtigten, von der Mühlbacher Straße den direkten Weg an der Ziegelhütte und am Friedhof vorbei zur Schillerstraße zu wählen. Ich sagte ihnen, sie müßten zuerst noch nach Hause, um ein Geburtstagsgeschenk der Mutter für Margot mitzunehmen. Sie taten dies sehr widerstrebend.

Ich schaute ihnen nach, bis sie beim Wohnhaus des Schmiedemeisters Jakob Haßinger in den Bachweg beim Mühlkanal einbogen, dann setzte ich meinen Spaziergang zum Judenfriedhof fort. Am Eingang zum Judenfriedhof begegnete mir Rektor Keller mit Frau und seinen Schwägerinnen. Als ich mich auf der Kleingartacher Straße befand, beobachtete ich einige Flieger, die in großer Höhe kreisten, so daß man ihre Nationalität nicht erkennen konnte. Gerade als ich in der Höhe der Klotzbrunnenquelle war, löste sich ein Flieger aus dem Verband und kam im Sturzflug

auf die Stadt zu. Gleichzeitig hörte man das Knattern seines Maschinengewehres. Ich war der Meinung, er beschösse die Spaziergänger auf der Kleingartacher Straße, und war mit einem Satz im Straßengraben, von wo ich das Mündungsfeuer des Maschinengewehres der an mir vorbeifliegenden Maschine genau beobachten konnte. Kaum war der Flieger über dem Hellberg verschwunden, löste er eine Bombe aus, und in Richtung der Stadt erschien ein großer Rauchpilz. Dies war der erste direkte Bombenangriff auf die Bahn. Während ich noch den Rauchpilz betrachtete, kam ein zweiter Flieger auf dieselbe Weise vorbei, und ich landete zum zweiten Male im Straßengraben. Auch dieser Flieger warf mehrere Bomben, darunter eine Minenbombe, die den Hühnergarten von Philipp Lang und Hermann Dörr total wegrasierte und das Wohnhaus von August Heinzmann erheblich beschädigte. Hätte ich meinen Buben den Willen gelassen, wären sie vermutlich gerade in das Wirkungsfeld der Bombe hineingeraten. Als Spaziergänger befanden sich zu dieser Zeit auf der Kleingartacher Straße: Apotheker Brunner mit Frau, Adolf Hofmann und Frau Irma Dörr mit ihrer Tochter Beate.

Der Angriff fand etwa zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags statt. Meine Schwester Lina Tüchert stürzte um diese Zeit die Treppe herab mit dem Rufe: „Flieger! Sie schießen mit Bordwaffen.“ Im gleichen Moment krachte es schon in der Bismarckstraße, und meine Frau, die gerade unseren jüngsten Sohn Wolfgang auf dem Arm hatte, sah vom Fenster aus neben

dem Wohnhaus des Friedrich Schwarz einen Bombeneinschlag. Die Bombe schlug direkt neben der Eisenbahn ein, so daß der erste Gedanke meiner Frau war, der Angriff gelte nicht der Stadt, sondern der Bahn. Dies war auch tatsächlich der Fall.

Von nun an häuften sich die Bombenangriffe. Ich traf daher allerhand Vorsichtsmaßnahmen. In meinem Garten schachtete ich einen kleinen Bunker aus, der wegen des Grundwassers allerdings nur geringen Schutz bieten konnte. In meiner Eigenschaft als Grundbuchhilfsbeamter veranlaßte ich die Unterbringung der Grund- und Lagerbücher von Eppingen und Richen in einem Gelaß des „Pfeiferturmes“, der mit seinen zwei Meter starken Umfassungswänden schon einigen Schutz bot. Die Einrichtung des Schutzraumes hatte mein Vetter, Schreinermeister Otto Wieser, angefertigt. Auf Ersuchen von Vermessungsrat Großmann von Sinsheim und Stadtpfarrer Dr. Frank brachte ich auch die Akten über die Feldbereinigung von Eppingen und Richen und die Standesregister des katholischen Pfarramtes von Eppingen dort unter.

Als die alliierten Truppen immer näher rückten, machte sich auch der stellvertretende Bürgermeister Philipp Hatz Gedanken über die Fortführung der Verwaltung der Stadt Eppingen bei der zu erwartenden Feindbesetzung. Ende März 1945 wurde ich eines Nachts zwischen 1 und 2 Uhr durch Rufe vom Garten aus, an der Hinterseite meines Wohnhauses, aus dem Schlafe geweckt. Postschaffner Karl Eehalt hatte vom stellv. Bürgermeister Hatz den Auftrag erhalten, mich sofort auf das Rathaus zu bestellen. Als ich im Amtszimmer des stellv. Bürgermeisters erschien, war dort noch Justizinspektor Fritz Gebhard anwesend. Hatz fragte mich, ob ich bei einer Besetzung Eppingens durch Feindtruppen in der Stadt bleiben wolle. Ich bejahte dies ohne Zögern, weil ich meine Familie nicht den Gefahren einer Flucht aussetzen wollte und als Teilnehmer am 1. Weltkrieg wußte,

daß da, wo die Einwohner im Hause blieben, am wenigsten beschädigt wurde.

Hatz fragte mich auch, ob ich Vorschläge zur Besetzung des Bürgermeisterpostens zu machen hätte, da er als Bataillonsführer des Volkssturmes nicht in Eppingen bleiben könne. Ich schlug ihm meinen Vetter Otto Wieser und den Sattlermeister Karl Stroh alt als geeignet vor; Otto Wieser deshalb, weil ich wußte, daß er von jeher gegen den Krieg eingestellt war, und Karl Stroh, weil dieser schon einmal als stellvertretender Bürgermeister fungiert hatte. Hatz meinte, das gehe nicht, es müßte einer von der Partei sein. Er bewog daher den anwesenden Justizinspektor Fritz Gebhard das Amt zu übernehmen. Als dritter im Bunde sollte noch Stadtrechner Hermann Zaiß hier bleiben. Auf mein Drängen händigte mir dann Hatz als Bataillonsführer des Deutschen Volkssturmes 1/262 II. Aufgebot, Bataillon Eppingen, einen Befehl, datiert vom 29. März 1945, aus mit folgendem Wortlaut:

„Befehl!

Der Volkssturmmann Karl Wieser, Ratsschreiber, wird aus dienstlichen Gründen mit sofortiger Wirkung aus dem Deutschen Volkssturm entlassen.

(Stadtsiegel)

Hatz, Batl. Führer”

Den gleichen Befehl schrieb ich für Fritz Gebhard und Stadtrechner Hermann Zaiß aus.

Am Ostersonntag, dem 1. April 1945, erlebte die Stadt den ersten gefährlichen Fliegerangriff. Der Mann meiner Nichte Liselotte Tüchert, Erich Pfendbach, der in Heidelberg studierte, war nach der Besetzung Heidelbergs durch die Amerikaner nach Eppingen gekommen und sah vom Fenster aus 6 Jabos über Eppingen kreisen und auf Angriffsposition gehen. Meine sämtliche Hausbewohner gingen in den Luftschutzkeller. Ich allein befand mich noch im Erdgeschoß, als meine Mutter die Treppe herunterkam. Sie fragte mich: „Geht du nicht weg“. „Nein“, sagte ich,

„wenn ein Brand ausbricht, will ich versuchen zu löschen“. Sie darauf: „Dann bleibe ich auch da“.

Unter der Haustür stehend beobachtete ich, wie Pfendbach auf dem Weg zum Keller von Adolf Dieffenbacher sich zuweilen umdrehte und nach den Fliegern schaute und schließlich in der Eingangstüre des Wohnhauses von Adolf Dieffenbacher verschwand. Pfendbach hatte oft die Meinung geäußert, unser eigener Keller biete keinen genügenden Schutz. Ich dachte nun, jetzt ist er in einem guten Keller in Sicherheit.

Ich selbst ging mit meiner Mutter in unseren Balkenkeller und hörte sofort in unmittelbarer Nähe meines Hauses zwei furchtbare Einschläge. Durch das Kellerfenster erblickte ich in der Richtung des Hauses Adolf Dieffenbachers eine Staubwolke, in der alles verschwand. Mein erster Gedanke war, die Dieffenbacher'schen und Renz'schen Häuser seien von zwei Bomben getroffen worden. Im eigenen Haus rieselten die Glasscherben. Als sich der Rauch allmählich verzog, sah ich auf der Straße die herabgestürzten Balken liegen, über die die Leute aus dem Dieffenbacher'schen Keller hinwegkletterten. Eine Frau hörte ich rufen: „Da liegt noch ein toter Soldat“. Wie sich später herausstellte, kam bei dem Angriff meine Schwester Lina Tüchert um, und bei dem toten Soldaten handelte es sich um ihren Schwiegersohn Erich Pfendbach.

Um bei einem neuen Angriff nicht unter den Trümmern des Hauses begraben zu werden, ging ich mit meiner Mutter in unseren Bunker im Garten, wo wir uns sicherer als im Keller fühlten. In der Brettener Vorstadt wüteten ausgedehnte Brände. Auch die Häuser und Scheunen von Ludwig Goll und Heinrich Dörr an der Mühlbacher Straße standen in Flammen. Wir sahen auch die Flammen über dem Holzlager der Firma Heinsheimer emporlodern.

Nachdem es ruhiger geworden war, ging ich in den Keller von Adolf Dieffenbacher.

Hier lag Pfendbach mit verschränkten Armen auf der Kellertreppe. Ich legte ihm die Hand an den Hals, der noch ganz warm war. Ich suchte nun nach Dr. Beysel, mußte aber noch einige Male den Luftschutzkeller aufsuchen, da die Flieger immer wieder über Eppingen kreisten. Ich war auch in den Kellern von Sattlermeister Karl Stroh und Eisenbahnschaffner Jakob Dieffenbacher. Daß Erich Pfendbach in Eppingen ums Leben kam, ist besonders tragisch. Er war als Oberleutnant und Kommandeur einer Panzerkompanie in Stalingrad eingesetzt. Er hatte in Heidelberg Chemie studiert und war zur Ablegung der Staatsprüfung beurlaubt und aus Stalingrad ausgeflogen worden. Nachdem Heidelberg von den Amerikanern besetzt war, ging er nach Eppingen, und hier kam er in einem Keller durch den Luftdruck in den Lungen ums Leben. Er hat seine Ruhestätte im Ehrenfriedhof seiner Heimat gefunden.

Bei einem vorhergegangenen Bombenangriff, der vermutlich der Eisenbahn galt, hatte mein Vetter Eugen Müller und dessen Frau besonderes Glück. Sie befanden sich in ihrem Garten im Gewann „Lauhaus“, als der Angriff begann. Eine Bombe schlug in der Leiergasse vor dem Hause des Schreinermeisters Theodor Bregler ein und zerstörte das Haus, die nächste traf die Wäscherei des Schreinermeister Jakob Zimmermann (auf dem Platz der späteren Reparaturwerkstatt von Rolf Preusch). Hier hatte Diplom-Volkswirt Konrad Gebhard von Mannheim seine Möbel untergestellt.

Die Wäscherei mitsamt den Möbeln wurde vollständig zerstört. Eugen Müller und dessen Frau, die sich im Garten befanden, suchten Schutz und legten sich vor die Gartenmauer auf den Promenadenweg direkt gegenüber der Wäscherei. Das war ihr Glück. Hätten sie sich hinter die Mauer in den Garten gelegt, wären sie von den herabstürzenden schweren Abdeckplatten der Gartenmauer erschlagen worden. Mit einem Schock kamen sie davon. Eine weitere Bombe schlug direkt vor dem Garten des Kaufmanns Gustav Zaiß in den Mühlkanal ein. Durch die Gewalt des Luftdrucks

wurden Enten, die sich im Wasser befanden, gegen einen Steg gepreßt und blieben dort hängen. Mein Garten, der in einer Entfernung von etwa 50 Metern lag, war vom Schlamm des Auswurfs übersät, und eine 15 cm starke Tanne, die nur noch von der Rinde gehalten wurde, stürzte 1 Stunde nach dem Angriff zu Boden.

Am Ostermontag, dem 2. April 1945, begab ich mich vormittags in den Pfeiferturm. Ich hatte dort einen Tisch mit einer Schreibmaschine stehen, um ungestört von Fliegerangriffen arbeiten zu können. Auf einmal kam überraschend ein Angriff von Osten her. Ich zog einen Mann, der gerade aus der Metzgerei Emmerich mit einer Tasche Schweineschmalz herauskam (es war der Zollsekretär Körner), in den Pfeiferturm, führte ihn den ersten Treppenabsatz hinauf und sagte: „Hier passiert Ihnen nichts.“ Da schlugen auch schon die Bordwaffengeschosse gegen die Eingangstüre und fegten das Oberlicht der Türe hinweg. Vor dem Pfeiferturm stand zur gleichen Zeit ein Feldgendarm, dem es nicht mehr gelang, in den Turm zu kommen, da die Türe sich nicht von außen öffnen ließ. Er drückte sich direkt an die Wand. Rechts, links und vor ihm auf dem Boden sah man später die Einschläge der Bordwaffen. Er selbst blieb unverletzt. Nur etwas später, als er sich in den Eingang des Wohnhauses der Luise Zorn flüchtete, fiel ihm das Oberlicht der Türe auf den Kopf.

Nachdem der Angriff sein Ende erreicht zu haben schien, ging ich ins Freie. Von überall sah man die Brandwolken, aus der Altstadt, hinter der katholischen Kirche, in der Kirchgasse. Bei Dörr und Hatz brannten Scheunen und Stallungen. Bei Hatz wurde das Vieh auf die Straße getrieben. Ein Mutter Schwein schaffte ich mit einem deutschen Soldaten in die Scheune von Hiltwein. Zusammen mit diesem Soldaten faßte ich die Ferkel aus dem brennenden Stall in einen Korb. Zur gleichen Zeit brannte es auch bei Emil Bitterich, Alexander Vollweiler und den Geschwistern Vielhauer. Die Feuerwehr hatte alle Hände voll zu tun.

Als der Volkssturm gebildet wurde, war der Krieg bereits verloren. Dies mußte jedem Einsichtigen klar werden, wenn er die Vorgänge auf der Karte genau verfolgte. Bei der Bildung des Volkssturmes wurde mir auch ein Amt aufgehängt, obwohl ich durch einen schweren Sportunfall, den ich im Jahre 1938 erlitten hatte, gehbehindert war. Ich wurde zum Zugführer des 2. Aufgebots und später zum stellvertretenden Kompanieführer des 2. Aufgebots bestellt. Mein Kompanieführer war Oberforstmeister Gerspach von der Forstdirektion Karlsruhe, die nach Eppingen verlagert worden war. Alle Versuche, das Amt wieder loszuwerden schlugen fehl. Dem untersuchenden Bezirksarzt Dr. Schulz von Sinsheim erklärte ich: „Ich habe die Auffassung, wenn ich als Führer vor meinen Männern stehe, gehöre ich bei einem Angriff an die Spitze und nicht an das Ende. Da ich aber beim Laufen behindert bin, kann ich nur hinter meinen Männern herlaufen und werde dann unwiderruflich als Feigling verspottet werden“.

Nach einigen Ausmärschen mit Zielübungen und Handgranatenwürfen wurde Ende März 1945 Alarm gegeben. Als Alarmplatz diente der Platz vor der Realschule. Da Oberforstmeister Gerspach nicht anwesend war, lag die Verantwortung bei mir. Von meinen Männern erschien aber nur der Rektor Julius Zimber. Ich befahl ihm deshalb, wieder heimzugehen. Bürgermeisterstellvertreter und Bataillonsführer des Volkssturmes Philipp Hatz hatte bereits am 29. März 1945 die Stadt verlassen.

Am 3. April 1945 entfernte ich sämtliche Röhren aus der Ortsrufanlage und versteckte sie im feuersicheren Raum des Grundbuchamtes hinter den Lagerbüchern in zwei unauffälligen Pappschachteln. Inzwischen hatte sich auch in meinem Geschäftszimmer ein deutscher Divisionsstab eingefunden, der aber noch am gleichen Tag wieder abzog.

Die von der Kreisleitung der NSDAP für den Volkssturm gelieferten Waffen brachte ich ebenfalls in den feuersicheren Raum des

Grundbuchamtes. Ich verwahrte dort: 30 italienische Infanteriegewehre, 4 Kleinkalibergewehre der SA, 3 Fliegerabwehr-Maschinengewehre und einige 1000 Schuß Munition. Zum feuersicheren Raum besaß nur ich den Schlüssel.

Am Vormittag des 3. April 1945 erschien vor dem Rathaus ein politischer Leiter, der sich später in meinem Geschäftszimmer als Beauftragter des Reichsleiters der NSDAP Bormann auswies. In Anwesenheit des stellvertretenden Bürgermeisters Fritz Gebhard, des Bankdirektors Philipp Vielhauer und des Buchdruckermeisters Robert Höger verlangte er Angaben über die Stärke und Bewaffnung des Volkssturmes. Bankdirektor Philipp Vielhauer gab ihm Auskunft über die Stärke des Volkssturmes und sagte, daß keine Waffen und Armbinden vorhanden seien. Der fremde NSDAP-Mann befahl dann: „Armbinden mit der Aufschrift 'Deutscher Volkssturm' sind sofort zu drucken.“ Buchdruckermeister Robert Höger sagte das zu. Der NSDAP-Mann fuhr fort: „Die Schande von Heidelberg, wo die Amerikaner mit den Booten des Ruderklubs über den Neckar gesetzt waren, darf sich nicht wiederholen. Eppingen ist so zentral und günstig gelegen, daß es unbedingt verteidigt werden mußte“. Auf seine Frage, ob hier für die Feinde noch etwas zu erbeuten sei, meinte Bankdirektor Vielhauer: „Höchstens Zigarren“. „Ah, Zigarren“, entgegnete er, „das ist für den Landser das halbe Leben. Wenn er Zigarren hat, dann ist er wieder allegro“. Er wollte noch wissen, wo sich die Zigarren befänden, und auf die Antwort: „In der Bismarckstraße bei Hermann Dörr“ setzte er sich in sein Auto und verschwand von der Bildfläche, und wir taten dasselbe.

Um zu verhindern, daß durch die Herausgabe der Waffen in letzter Stunde ein sinnloser Widerstand organisiert würde, brachte ich mit anderen Volkssturmmännern die Waffen und Munition unter ein Gelaß unter der Rathautreppe und lieferte diese nach dem Einmarsch französischer Truppen sofort ab. Ich war mir darüber im klaren, daß die oben geschilderte Handlung mir noch

vor Kriegsende das Leben kosten konnte. Um jedoch namenloses Elend von meiner Vaterstadt abzuwenden, konnte ich vor meinem Gewissen nicht anders handeln. Bei der Verbringung der Waffen unter die Rathautreppe hat auch Hermann Wittmer, Hilfswaldhüter, mitgeholfen.

Am Dienstag, dem 3. April 1945, wußte man, daß der Einmarsch der alliierten Truppen unmittelbar bevorstand, und ich begab mich zum ersten Mal mit meiner Familie in den Luftschutzkeller bei Schreinermeister Georg Glesing in der Wilhelmstraße. Meine Kinder Rudolf, Harald, Helmut und Wolfgang waren schon vorher mit unserem Pflichtjähmädchen Inge Streib, einer Tochter des Blechners Heinrich Streib, in deren Wohnung bei Georg Glesing gegangen, um bei Fliegerangriffen in dem Glesing'schen Keller Schutz zu suchen, da sie unserem eigenen Balkenkellernichttrauten.

In der Nacht vom 3./4. April 1945 besetzten französische Truppen Eppingen. Wir erhielten die erste Nachricht von der französischen Besetzung durch die Frau des späteren Bürgermeisters Karl Thomä und deren Sohn Hans, die morgens berichteten, in der Wirtschaft zur „Sonne“ wären „Schwarze“. In der Nacht erfuhren wir noch im Luftschutzkeller, daß Oberforstmeister Gerspach, mein Kompanieführer des 2. Aufgebots, von den Franzosen erschossen worden sei. Im Luftschutzkeller war kolportiert worden, daß auch der Landwirt Wilhelm Hecker, wohnhaft neben der Apotheke Schäfer, erschossen worden sei. Seine Frau, die auch im Keller war, fragte mich: „Herr Wieser, sagen Sie mir ehrlich auf Ehr und Gewissen, ist mein Mann erschossen worden?“ Ich erwiderte ihr, daß mir nichts bekannt sei.

Da ich wußte, daß der stellvertretende Bürgermeister Philipp Hatz bereits am 29. März 1945 die Stadt verlassen hatte, ich aber nicht sicher war, ob der mit der Vertretung beauftragte Justizinspektor Fritz Gebhard in der Lage war, die Stadt zu vertreten, und ich auch etwas französisch sprach, ging ich in der Frühe des 4. April 1945 in

das Rathaus. Ich befolgte damit gleichzeitig eine Anordnung des amerikanischen Oberbefehlshabers Eisenhower, die schon vor längerer Zeit durch einen Feindsender durchgegeben worden war, daß jeder Beamte seinen Dienst nach der Besetzung weiter zu versehen habe. Um 6 Uhr morgens begab ich mich also in Begleitung des Blechners Heinrich Streib durch die Wilhelmstraße zum Rathaus. Hinter dem Rathaus patrouillierte ein französischer Soldat mit aufgepflanztem Seitengewehr. Als er nach der Rappenauer Straße zu verschwand, benützten wir diese Gelegenheit und betraten durch den hinteren Eingang das Rathausgebäude. Im Vorraum des Rathauses befanden sich 3 französische Soldaten, die sich an der Eingangstüre mit ihren Maschinenpistolen postiert hatten. Durch unser überraschendes Eintreten durch den Hintereingang waren sie ganz verduzt. Ich sagte zu einem der französischen Soldaten in französischer Sprache: „Je suis le secretaire de monsieur le maire, je veut parler un officier français.“ (Ich bin der Sekretär des Herrn Bürgermeisters, ich möchte einen französischen Offizier sprechen.) Er bedeutete mir, mitzukommen, und führte mich in den 2. Stock des Rathauses in das Amtszimmer des Bürgermeisters. Hier hatten die französischen Soldaten ihr Nachtlager aufgeschlagen. Er weckte einen der Soldaten. Diesem wiederholte ich meine Bitte. Es war anscheinend ein Elsässer, denn er antwortete mir in deutscher Sprache: „Sie werden zu einem französischen Offizier geführt.“ Er ging dann mit mir und Streib über den Marktplatz.

Am Eingang der Gastwirtschaft „Zum Rößle“ stand ein französischer Offizier und rief uns zu: „Vite, Vite!“ („Schnell, schnell!“) Wir gingen trotzdem ganz langsam die Treppe hinauf in der Überzeugung, daß uns hier keine Gefahr mehr drohe. Das war ein großer Irrtum. Erst später erfuhr ich, daß bei der Volksbank auf dem steinernen Eingangspforten noch ein deutsches Maschinengewehr stand, das von Zeit zu Zeit einen Feuerstoß abgab, der auf die Wirtschaft „Zum Rößle“ und die Rappenauer Straße gerichtet war. Schreinermeister Al-

bert Dieffenbacher, ein Bruder von Wilhelm und Friedrich Dieffenbacher, kam am Morgen des 4. April 1945 von seiner Wohnung in der Körnerstraße um 5 Uhr an der Volksbank vorbei, und da fragte ihn ein deutscher Unteroffizier am Eingang der Volksbank um die Uhrzeit. Als ich die Wirtschaft „Zum Rößle“ betrat, war ich der Meinung, daß sich in Eppingen keine deutschen Soldaten mehr befänden. Der französische Offizier empfing mich im Wohnzimmer sogleich mit den Worten: „Wo deutsche Soldat, wo SS?“ Ich antwortete ihm: „Hier kein deutscher Soldat und keine SS“, worauf er erwiderte: „Doch, deutsche Soldat schießt von Dach!“ Ich sagte ihm, auf das Fenster zur Bahnhofstraße zeigend, dort unten sei gestern eine Brückensprengung beim Friseurladen des Karl Lang durchgeführt worden und seit diesem Zeitpunkt seien keine deutschen Soldaten mehr in Eppingen. Dies ärgerte ihn sichtlich. Er verlangte Ausweispapiere, und als ich meinen Ausweis vom Volkssturm herauszog, entgegnete er gleich: „Ah, Volkssturm, komm an le mur!“ (Komm an die Mauer!“). Ich mußte die Arme hochnehmen und wurde in das Nebenzimmer geschickt. Hier sah ich schon eine Anzahl Männer mit erhobenen Armen stehen, ihre Gesichter dem Fenster zugekehrt. Darunter bemerkte ich auch den in der Nacht schon totgesagten Landwirt Wilhelm Hecker.

Ein französischer Zivilist, der deutsch sprach, trat bald darauf ein und fragte, warum wir unsere Wohnung verlassen hätten, wir müßten mit unserer Erschießung rechnen. Nach einiger Zeit kam der französische Offizier und ließ alle Gefangenen aus der Wirtschaft führen; es waren im ganzen acht Mann. Vor der Wirtschaft wurden wir aufgestellt, und der Offizier kommandierte: „Hände hoch!“ und „Hände ab!“, wobei die umstehenden französischen Soldaten mit ihren Kameras Aufnahmen von uns machten. Ich kann mich noch an folgende Personen erinnern: Wilhelm Hecker, Heinrich Streib, Josef Gern, Christian Erzinger und ein Elsässer namens Gueblé, der eine Tochter des Bierfahrers Friedrich Frank geheiratet hatte.

Bald darauf wurde ich in das Eckzimmer des Vorbaues gerufen. Dort sah ich mehrere Offiziere mit Stahlhelmen. Im ersten Augenblick glaubte ich, es wären Amerikaner. Einer saß vor dem Tisch, auf dem eine ausgebreitete Landkarte lag. Dieser redete mich an: „Sie sprechen französisch?“ Ich antwortete in englisch: „A little.“ („Ein wenig.“) Darauf erwiderte er: „Hier wird nicht englisch gesprochen. Wir sprechen französisch.“ Nun merkte ich, daß ich es mit Franzosen zu tun hatte. Ich sagte, daß ich nur gebrochen französisch spreche und mich in französisch nicht fließend unterhalten könne. Danach entgegnete er: „Gut, dann sprechen wir deutsch.“

Er wollte nun von mir Auskunft über die Besatzung von Eppingen und die Stellung der deutschen Artillerie haben. Mit meinen Aussagen war er nicht zufrieden und sagte: „Wenn Sie mir keine genauen Angaben machen, übergebe ich Sie den Terroristen! Wissen Sie was das heißt?“ Ich antwortete: „Jawohl, das weiß ich. Sie wollen aber doch wahre Angaben und keine erfundene oder erlogene, und was ich nicht weiß, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich war während der ganzen Nacht im Luftschutzkeller und weiß nicht, was außerhalb des Kellers vorging. Wo die deutsche Artillerie steht, kann ich Ihnen also nicht sagen.“ Darauf entgegnete er: „Machen Sie mir doch keine Sachen weiß; Sie haben doch auch Ohren zu hören.“

Nun sah ich einen Ausweg. Vor ihm auf dem Tisch lag die Karte von Eppingen mit Umgebung, worauf mir der Hornbuckel besonders in die Augen stach. Ich sagte dann: „Wenn Sie nach dem Gehör wissen wollen, wo die deutsche Artillerie steht, dann steht sie hier“, und ich zeigte auf der Karte auf den Hornbuckel. Nun wollte er wissen, ob es sich um 21,5 cm – oder 15 cm -Kaliber, Minen- oder Granatwerfer handle. Ich entgegnete, das wisse ich nicht, worauf er mich anfuhr: „Waren Sie nicht Soldat, das müssen Sie doch wissen.“ Ich antwortete: „Ich war Soldat, aber nicht bei der Artillerie, sondern bei einer Funkerstation-telegraphie sans fil-Telegraphie ohne

Draht.“ Vor meiner Gefangennahme hatte ich meine Kriegsauszeichnungen aus dem 1. Weltkrieg weggesteckt, aber das goldene Sportabzeichen trug ich am Rockaufschlag. Er fragte mich: „Was ist das für ein Abzeichen?“ Ich sagte: „Das ist ein Sportabzeichen!“ Darauf erwiderte er nichts und ließ mich wieder in den Hof führen.

Dort wurde ich an die Wand gestellt, immer mit hoch erhobenen Armen. Ein Posten mit der Maschinenpistole im Anschlag bewachte uns Gefangene. Dieser äußerte immer: „Ich Terrorist!“ und ließ die Maschinenpistole vor unseren Bäuchen repetieren. Nach einiger Zeit kam mein Mitgefangener Heinrich Streib aus dem Verhör und stellte sich neben mich. In einem unbewachten Augenblick flüsterte er mir ins Ohr: „Der Kapitän hat eben gesagt, du sähest deine Familie nicht mehr, du hättest eine zu gute deutsche Einstellung“. Hierauf bat ich ihn: „Dann sag meiner Frau noch einen Gruß“.

Während wir mit erhobenen Armen an der Mauer standen, konnten wir die Truppenbewegungen auf der Adelshofer Straße vor uns beobachten. Es kamen Panzer vorbei, Funkwagen, auch Sanitätswagen mit Verwundeten aus Kämpfen in der Stadt. In der Fabrik war ein Lazarett eingerichtet. Ein Feldgeistlicher mit einem großen Kreuz auf der Brust sprach mit den Verwundeten. Plötzlich schlug eine deutsche Granate in unmittelbarer Nähe ein. Die um uns herumstehenden Franzosen drängten sich alle in den Keller, worauf ich auch, allerdings mit erhobenen Armen den Weg dorthin antrat. Als das der Posten sah, rief er sofort: „Zurück an le mur!“ („Zurück an die Mauer!“).

Nach einiger Zeit erschien ein französischer Soldat im Hof und schrie andauernd: „Wissär, Wissär!“ Zuerst reagierte ich darauf nicht. Plötzlich kam mir in den Sinn, das soll vielleicht „Wieser“ heißen. Ich rief: „Hier Wieser.“ Worauf er antwortete: „Vite, vite zu Kapitän.“ (Schnell, schnell zu Kapitän.) Ich betrat nochmals das Vernehmungszimmer. Der Kapitän fragte mich nun: „Sind Sie verheiratet?“ Ich sagte: „Ja!“ – „Haben Sie Kinder?“ – „Ja, vier Buben.“ – „Wollen

Sie zu ihrer Familie zurück?" – „Selbstverständlich.“ – „Das hängt von Ihnen ab, wie Sie meine Fragen beantworten.“ Ich entgegnete ihm nochmals: „Ich kann Ihnen nur sagen, was ich weiß.“ Nun wurde ich wieder hinausgeführt. Nach einiger Zeit ließ mich der Kapitän erneut vorführen und fragte mich: „Sind auf der Straße nach Richen noch Sprengungen?" Ich antwortete: „Es sind gestern zwei Brückensprengungen an der Hilsbach erfolgt", und dabei zeigte ich ihm die Stellen auf der Karte. Auf der Straße nach Richen dürfte nach meiner Ansicht keine Sprengung mehr erfolgt sein, da sich zwischen Eppingen und Richen kein Bachlauf befindet.“ „Kann man diese Sprengungen umgehen?" wollte er wissen. Ich deutete zum Fenster hinaus nach der Mühle Siffing und antwortete: „Hier fahren Sie über Hilsbach, dann kommt die Siedlung und die Straße nach Richen.“ „Ah, Siedlung", sagte er, „wird mit 'Z' geschrieben.“ „Nein, mit 'S',“ verbesserte ich ihn. „Wieviel Häuser hat die Siedlung", fragte er weiter. Ich sagte: „17". Auf einmal wurde er ganz freundlich. „Sehen Sie, daß wir Sie brauchen", sagte er, worauf ich erwiderte: „Was ich weiß, sage ich Ihnen, was ich aber nicht weiß, kann ich Ihnen nicht sagen.“

Er fragte mich nun: „Warum sind Sie heute morgen um 6 Uhr aufs Rathaus?" Ich entgegnete: „Ich bin aufs Rathaus gegangen, um die Schlüssel des Rathauses und des Pfeiffertrums zu übergeben, weil dort wichtige Akten gelagert sind und wollte um Schutz für diese Gebäude bitten.“ Zugleich übergab ich ihm den Schlüssel vom Pfeiferturm, den er wortlos in die Schublade legte. Er wollte nun von mir wissen, welche Arbeiten ich bei der Stadtverwaltung zu verrichten hätte. Mir fiel als das Wichtigste ein: die Sterbefälle einzutragen. Er verlangte nun meine Adresse: Karl Wieser, Ratschreiber, Leiergasse 17. Die schrieb er in ein Notizbuch und erklärte mir: „Sie können heute abend zu Ihrer Familie zurück, ich habe Ihrer Frau bereits Nachricht zukommen lassen, daß sie keine Angst zu haben braucht. Jetzt gehen Sie in den Keller; wenn ich Sie brauche, lasse ich Sie rufen!"

Ich ging nun in den Keller, wo mich die Hausbesitzerin Frau Friedenauer mit den Worten empfing: „Da wo Sie jetzt sitzen, ist gerade der Herr Vielhauer aufgestanden. Der war die ganze Nacht bei uns. Ich habe ihm immer gesagt, er kommt wieder heraus, und Sie kommen auch wieder heraus.“

Nach einiger Zeit kamen noch ein Herr Bohrmann und Artur Ehehalt in den Keller. Eine Frau Kunzmann, die auch mit im Keller war, mußte am Mittag bei den französischen Offizieren servieren, und da wir die ganze Zeit nichts gegessen hatten, fragte ich sie, ob sie uns auch etwas bringen könnte. Sie sagte: „Selbstverständlich, die Offiziere haben Weißbrot und Konserven sowie Wein, lauter gute Sachen, da bekommt ihr auch davon.“ Sie brachte uns nun Wein, Wurstkonserven und Weißbrot.

Meinen Mitgefangenen Streib habe ich nicht mehr zu Gesicht bekommen. Ich erfuhr später, daß ihn der Kapitän mit einem Posten zu meiner Frau geschickt hatte mit dem Auftrag, ihr auszurichten, daß ich am Abend wieder heimkomme.

Im Laufe des Mittags kamen noch mehrere Gefangene aus der Stadt in den Hof, wie wir vom Keller aus beobachten konnten; darunter ist mir noch der Ratskellerwirt Wilhelm Geier in Erinnerung. Den Keller durften wir allerdings nicht verlassen. Als ich einmal austreten wollte, erhielt ich von dem Posten, einem ordengeschmückten französischen Korporal, einen Stoß mit dem Gewehr vor die Brust. Etwa um 5 Uhr nachmittags wurden wir aus dem Keller herausgeführt und, ohne die Arme hochhalten zu müssen, durch die Adelshofer Straße in den Hof des Landwirts Fritz Doll gebracht. Unterwegs konnten wir die französischen Artilleriestellungen hinter dem Hause des Stadtbaumeisters Hecker beobachten. Im Hofe des Fritz Doll befanden sich schon mehrere Gefangene. Ich sah, wie einem Zivilisten von einem französischen Soldaten ein schöner Ledermatel ausgezogen wurde. Er hieß, wie ich später feststellte, Wilhelm Maaß, Ehemann der Irmgard geb. Eckert.

Nun mußten wir die Arme wieder hochnehmen und wurden zu ihnen gestellt. Vorerst suchten die Wachmannschaften nach Armbanduhren und Taschenuhren. Ein Posten wollte gerade meinen Mantel aufknüpfen, da rief der Posten, der uns in den Hof gebracht hatte: „Déja visité!“ („Schon durchsucht“), worauf er von seinem Vorhaben Abstand nahm. So konnte ich meine goldene Taschenuhr und mein Bargeld von etwa 800.- RM, das ich in der Brieftasche trug, retten. Eine Durchsuchung hat aber bei mir nie stattgefunden.

Es wurden nun vier Mann ausgesucht, darunter auch mein Mitgefangener Heinrich Streib und ich. Der französische Offizier deutete auf uns und sagte: „Ces fusillera!“ („Die werden erschossen!“) Mit erhobenen Armen wurden wir vier Mann durch die Rappenauer und Adelshofer Straße geführt, begleitet von dem französischen Offizier, hinter uns zwei französische Soldaten mit Maschinenpistolen.

Vor der alten Cichorienfabrik sah ich einen französischen Soldaten mit einer Stange, an der sich eine runde Eisenplatte befand, die Straße absuchen, vermutlich nach Minen. Ich dachte mir, jetzt werden wir auf die Minen geführt und in die Luft gejagt. Wir gingen aber bis zum Westende der alten Fabrik, machten dort kehrt und wurden im Hof zwischen dem Vorbau und dem Mittelbau an die Wand gestellt.

Neben mir standen Dr. Philipp Zutavern und Schlosser Paul Eisenmann. Infolge Kreislaufstörungen konnte ich das Hochheben der Arme nicht länger aushalten und wollte die Arme sinken lassen, auch auf die Gefahr hin, erschossen zu werden. Da sah ich einen rettenden Ausweg. Weil sich immer mehr Gefangene im Hof zusammendrängten, verloren die Posten die Übersicht, und ich stützte meine Ellenbogen auf die Schultern der neben mir stehenden Dr. Philipp Zutavern und Paul Eisenmann und konnte so die stundenlange Quälerei aushalten.

Ich stellte nun Betrachtungen an über das Wort des französischen Offiziers, daß ich am Abend nach Hause könnte. Plötzlich kam er aus der Wohnung des Fritz Doll zu den Gefangenen. Als er mich erblickte, rief er mich sofort aus der Reihe, ließ mich die Arme abnehmen und stellte mich abseits. Er sagte wieder: „Sie können heute abend heim, müssen aber warten, bis ich es sage“.

Inzwischen kamen immer mehr Gefangene in den Hof. Ich erinnere mich noch an Oskar Frey, dessen Sohn Herbert, Emil Hecker, Sohn des Ölmüllers Friedrich Hecker, der ohne Schuhe, nur mit Strümpfen, in den Hof kam, und Helmut Mayer. Letzterer flüsterte mir zu, daß Bürgermeisterstellvertreter Fritz Gebhard sich im Keller der Witwe Geiger befinde und dort festgehalten werde. Dies bestätigte meine Annahme, daß am Morgen des 4. April 1945 kein verantwortlicher Vertreter der Stadt Eppingen in der Lage war, die Stadt zu vertreten. Damit wurde mit klar, warum der französische Kapitän mich als einzigen Vertreter der Stadt so bevorzugt behandelte.

Abends gegen 8 Uhr kam er wieder in den Hof und sagte: „Sie können nun heim!“ Ich fragte ihn, ob er mir nicht einen Ausweis schreiben könne, damit ich nicht mehr angehalten werde. Er entgegnete: „Sie brauchen keinen Ausweis, ich gebe Ihnen einen Posten mit, der begleitet Sie bis an Ihre Wohnung“. Er beauftragte nun einen Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, mich zu meiner Wohnung zu führen. Mit mir wurden noch entlassen:

Herr Bohrmann und Fritz Rupp in der Kettengasse. Als wir bei der Wirtschaft „Zur Palme“ ankamen, sprang der Posten in die Toreinfahrt. Ich sagte: „Komm, weiter!“ Er: „Wo deine Wohnung?“ Ich deutete in Richtung des Marktplatzes. Nun stand vor dem Hause des Metzgers Helmut Mayer ein französischer Panzer, den ein deutsches Pak-Geschütz, das vor dem Haus des Wilhelm Zimmermann stand, bewegungsunfähig geschossen hatte. Das

war auch der Grund, warum die Wohnhäuser des Wilhelm Zimmermann, Jakob Glesing, Karl Maurer und Heinrich Vogel von der französischen Artillerie in Brand geschossen wurden. Der Posten sagte: „Non, non“ (nein, nein) und blieb in der Toreinfahrt stehen.

Es blieb mir daher keine andere Wahl, als allein weiterzugehen. Zusammen mit Herrn Bohrmann ging ich nun durch Zorn's Gäble. In der Höhe der Brauerei piffen andauernd Gewehrketten von deutscher Seite vorbei. Ich sagte zu Herrn Bohrmann: „Das hat keinen Wert, wir müssen in ein Haus, sonst werden wir noch auf der Straße erschossen“. Er erklärte mir: „Ich gehe in meine Wohnung im „Roth“. Darauf erwiderte ich: „Dann gehe ich mit“.

Vor dem Garten des evangelischen Pfarrhauses wurden wir durch einen schwarzen Soldaten angehalten. Ich dachte, jetzt gibt es eine neue Verhaftung, aber der „Schwarze“ war großzügig. Er bedeutete uns weiterzugehen. Als wir dann am Apothekergarten vorbeikamen, sah ich, daß das eiserne Gartentor offenstand, ich sprang hinein, lief durch den Garten und kam hinter das Wohnhaus des Schreinermeisters Georg Glesing, wo sich meine Familie im Luftschutzkeller befand. Meine Frau empfing mich mit den Worten: „Wir haben keine Angst gehabt, Herr Streib hat gesagt, daß du heute abend wieder heimkommst“. Ich verzog mich in den Luftschutzkeller mit dem Gedanken, das hast du nun von deiner Ehrlichkeit, daß du bald erschossen worden wärest.

Am Morgen des 5. April kamen Einwohner in den Luftschutzkeller und behaupteten: „Am Hause des Ratschreibers Wieser hängt eine französische Fahne, und im Haus wird Klavier gespielt und getanzt“. Ich sagte zu meiner Frau: „Geh du einmal und sieh nach, was an der Geschichte wahr ist, ich für meinen Teil habe vom ersten Tag noch genug“. Sie ging nun fort und kam nach einiger Zeit wieder und bestätigte die Richtigkeit der Behauptung. Ich fragte sie, ob sie mit dem französischen

Offizier gesprochen habe. Als sie das bejahte, fragte ich sie weiter, wie er aussehe und ob er groß und blond sei? Als sie das bejahte, sagte ich, das sei derselbe Offizier, der mich gestern abend entlassen habe und dem ich meine Adresse gegeben und der seinen Gefechtsstand in meinem Haus aufgeschlagen habe, weil er der Meinung war, ich befände mich in meiner Wohnung.

Ich ging nun mit meiner Frau nochmals in unser Haus. Dort wollten uns die Soldaten wegweisen. Ich sagte: „Ich muß den Kapitän sprechen,“ und ging sofort in den Keller. Als mich der Kapitän erblickte, kam er sofort auf mich zu, und ich sagte ihm, daß ich seinem Befehl gestern abend nicht habe nachkommen können, weil mich sein Posten im Stich gelassen habe. Dies berührte ihn anscheinend wenig. Ich fragte ihn nun, wann wir wieder in unsere Wohnung könnten. Er antwortete: „Was wollen Sie in ihrer Wohnung, es ist ja alles zerstört“. Ich entgegnete: „Ich weiß, wie es im Kriege zugeht, wir wollen ja nur ein Zimmer. Die Kinder werden ja krank, wenn sie andauernd im Luftschutzkeller hausen müssen. Er erwidert: „Sie können in Ihr Haus, wenn wir es verlassen. Ich werde Sie davon benachrichtigen“.

Als ich am 3. April 1945 mein Haus verlassen hatte, hatte ich sämtliche Türen abgeschlossen, und die Franzosen haben bei ihrem Eindringen alle Türen gewaltsam aufgebrochen und zerstört. Ein Mann war aber doch im Haus. Es war mein Neffe Karl Tüchert. Er war als Fliegerleutnant nach dem Zusammenbruch der deutschen Wehrmacht über Österreich zur Wohnung seiner Mutter gekommen, hatte sich dort Zivilkleidung angezogen, und zum Schlafen niedergelegt. Erst als die Franzosen in das Haus eindringen, wachte er auf. Als er hörte, daß die Häuser, in denen sich deutsche Soldaten versteckt hielten, niedergebrannt würden, zog er seine Uniform wieder an, ging in den Keller und stellte sich dem französischen Kapitän. Man gab ihm eine Zigarette, und er begleitete einen französischen Offizier in dessen

Kraftwagen beim Abtransport der gefangenen Einwohner von Eppingen, indem er die französischen Kommandos in das Deutsche übersetzte.

Da während der Kampfhandlungen mehrere Einwohner gefallen waren, benützte ich diesen Anlaß, um wieder in den Besitz des Schlüssels zum Pfeifferturm zu kommen, den ich am Tage vorher dem Kapitän übergeben hatte. Ich ging nun am Nachmittag zurück in mein Haus, um den Kapitän um den Schlüssel zu bitten. Im Hausgang sah ich Bankdirektor Philipp Vielhauer und den französischen Kriegsgefangenen Meriot, der bei Tierarzt Dr. Steibing beschäftigt war. Der Kapitän empfing mich gleich mit den Worten: „Da ist er ja!“ Ich erfuhr nun, daß der Kapitän den Kriegsgefangenen Meriot zum Stadtkommandanten und Bankdirektor Philipp Vielhauer zum Bürgermeister bestellt hatte und Vielhauer die Annahme des Amtes von meiner Mitwirkung als Ratschreiber abhängig gemacht hatte. Der französische Kapitän wollte gerade den Befehl geben, mich zu suchen, als ich unter der Haustüre erschien. Er sagte mir nun: „Sie werden von mir angestellt. Kinder werden geboren, die müssen angezeigt werden, Leute sterben, die müssen angezeigt werden, ich brauche Leute, um die Panzersperre zu beseitigen, die müssen sie besorgen. Sie werden viel Arbeit bekommen!“ Ich benützte die Gelegenheit und bat ihn nochmals um einen Ausweis. Als er einwilligte, zog ich meinen Volkssturmausweis aus der Brieftasche, und er schrieb mir auf die Rückseite:

„Laissez-passer provisoire!

Msr. Wieser est utilisé pour le service communal. Laissez passer provisoire valable en dehors des heures du couvre feu, Pl. le 5.4.1945. Capitaine Dagel.”

(Übersetzung:

”Provisorischer Ausweis!

Herr Wieser ist im Gemeindedienst beschäftigt. Er ist ungehindert passieren zu lassen, und zwar zu jeder Zeit, ausgenommen in den Zeiten des Zapfenstreiches.

Pl. den 5. April 1945. Kapitän Dagel”)



Trümmerberg hinter der Brettener Straße, durch Jagdbomberangriffe zerstörte Scheunen. Der Brandgiebel dahinter hielt stand.

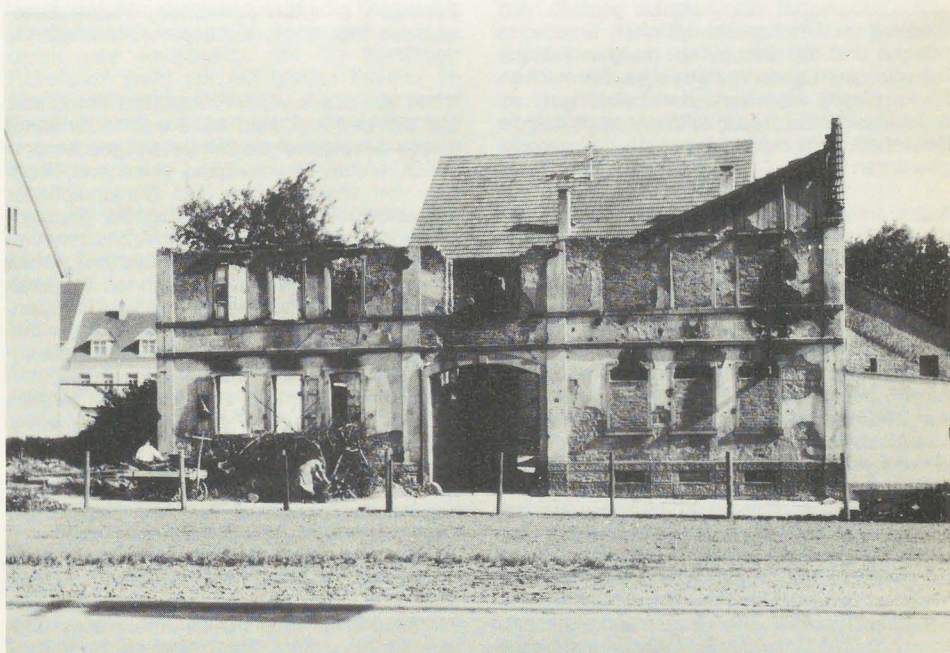
Ich bat nun den Kapitän, mir den Schlüssel vom Pfeifferturm wieder auszuhändigen, da in der Stadt verschiedene Todesfälle in das Sterberegister eingetragen werden müßten und das Sterberegister im Pfeifferturm verwahrt sei. Er versprach, den Schlüssel ins Rathaus bringen zu lassen. Am nächsten Morgen brachte der Feldgeistliche den Schlüssel ins Grundbuchamt. Der Pfeifferturm ist nur in meiner Gegenwart von zwei französischen Offizieren betreten worden. Alle hier gelagerten wertvollen Urkunden, Bücher und Akten blieben unversehrt. Ich selbst hatte dort mein Brockhaus-Lexikon und zwei Fotoapparate untergebracht. Auf die öffentliche Aufforderung der Franzosen, die Fotoapparate abzugeben, holte ich diese Apparate und lieferte sie ab.

Am 6. April 1945 mußten auch alle Radioapparate vor meinem Haus abgegeben werden. Hier lieferte ich zwei wertvolle Radioapparate aus meinem Haus ab, obwohl ich noch gar keinen Zutritt zu meinem

eigenen Haus hatte. Die Röhren für die Ortsrufanlage der Stadt versteckte ich jedoch im feuersicheren Raum des Grundbuchamts. Die Radioapparate wurden später zur Cichorien-Darre der Firma Heinrich Franck & Söhne an der Heilbronner Straße gebracht. Ich habe meine Apparate nie wieder gesehen.

Französische Offiziere besichtigten auch die Räume des Rathauses und blieben vor dem Schrank, der die Einrichtung der Ortsrufanlage barg, stehen. Sie ließen mich rufen und fragten mich, was das wäre. Ich antwortete, das sei kein Radio, sondern eine Ortsrufanlage. Sie gaben mir den Auftrag, den Schrank auch in die Cichoriendarre schaffen zu lassen. Ich sagte das zu, führte aber den Befehl nicht aus. Als Bürgermeister Dörr später dem In-

stallateur Fritz Preusch den Auftrag gab, die Rufanlage wieder instand zu setzen, meinte dieser, da sei nichts mehr zu machen, da fehlten ja sämtliche Röhren. Ich entgegnete, die Röhren hätte ich versteckt und würde sie sofort holen. Preusch setzte die Röhren für die 4 Stromkreise ein und sagte, die Anlage sei in Ordnung. Ich habe damit für die Stadt eine Anlage im Wert von etwa 25.000,- RM gerettet, meine eigenen Apparate aber verloren. Der feuersichere Raum des Grundbuchamts und der Pfeifferturm dürften die einzigen öffentlichen Räumlichkeiten gewesen sein, die von den Franzosen nicht durchsucht worden sind. Dies war wenigstens ein Erfolg meines vorschnellen Besuches am Morgen des 4. April 1945 im Rathaus.



Ruine in der Südstadt (Scheffelstraße). Ein Tag nach der Eroberung in Brand gesteckt (das Werkstattgebäude dahinter war bald wieder aufgebaut worden).

Anhang: Bücherschau

Volkskunst - Zeitschrift für volkstümliche Sachkultur

Callway Verlag, München, erscheint vierteljährlich.

Im Februar 1978 erschien die erste Nummer dieser Zeitschrift, die in einer Vorrede von Frau Dr. M. Baur Heinholt versprach, die Vielfalt der Arbeiten zu dieser Thematik, die bisher nur in Buchform erschienen waren, einem großen Interessentenkreis von Liebhabern, Sammlern und Autoren zugänglich zu machen. Sie verstand sich als regelmäßige Berichterstattung zu Entdeckungen und Erkenntnissen über den gesamten Komplex der Volkskunst des westlichen Europas: Begriffe sollten geklärt, Grundformen und Variationsmöglichkeiten von bisher nicht oder kaum beachteten Dingen, die für das Leben des Volkes von Bedeutung waren, sollten aufgezeigt werden. Auch hatte sich „Volkskunst“ die Aufgabe gestellt, Verbindung zu Arbeiten im östlichen Europa zu pflegen und mit Sachgütern dieser volkstümlich reizvollen Landschaften vertraut zu machen. Nach einem Überblick der Leistungen im 5. Jahrgang kommt man zu der Ansicht, daß die Zeitschrift dem hohen Anspruch voll gerecht geworden ist.

Schon im ersten Heft erfährt der Leser einen Eindruck von der Breite der Volkskunst-Forschung. L. Schmidt berichtet über alte bemalte Egerländer Möbel, die auch heute noch selten in Museen zu sehen sind. In guten Bildern und exaktem lesbarem Text werden Hochzeitstruhen vorgeführt sowie bemalte Hochzeitskästen mit Jagdmotiven, Türen, Betten, Tische, Almer und ein Rundstuhl, dessen Armlehne von Säulenfiguren getragen ist, die eine ganze Musikkapelle darstellen. Es folgen reich bebilderte Artikel über Blumenmotive an Häusern und Grabsteinen der Insel Föhr, über die Bank mit umlegbarer Lehne (ein ungarisches Bauernmöbelstück niederländischen Ursprungs), über herrliche Schnitzarbeiten an Tiroler Wand- und Hängekästchen. Weiter wird berichtet über Vorbilder und Datierbarkeit der Ludel, den Säuglingsflaschen aus dem süddeutschen Raum. Daß Volkskunst nicht eine Kunst längst vergangener Zeiten, sondern auch noch im Industriezeitalter von Bedeutung ist, zeigt ein Aufsatz über fränkische Hinterglasbilder um 1900. In den folgenden Nummern erweitert sich die Thematik noch mehr: Bilder und Schmuck aus menschlichem Haar, Backmodel aus Ton, Versteinerungen als Wallfahrtsandenken, Wachscreuze an Firstbalken, Holzpuppen, technisches Spielzeug und Soziali-

sation, Perlstickereien aus Schwaben, Packtuchbeschriftungen, Schmuckformen am Pflug, über die Sensenschmiedetracht, die Rolle des Spinnens und die Spinnstuben in Hessen, Hut, Handschuh und Schuh als Rechtssymbole. In Taubenhäusern und Fischfanggeräten, im lebendigen Brauchtum der tiefen bäuerlichen Religiosität und Naturverbundenheit entfaltet sich die ganze Tätigkeit, die Freude und das Leid der Völker Europas.

Mir dieser Zeitschrift ist nicht nur dem wissenschaftlich interessierten Volkskundler ein Instrument in die Hand gegeben, sondern auch dem Sammler und Liebhaber, der zu begreifen beginnt, daß die Zukunft nur denkbar ist in der Fortführung und bewußten Durchdringung traditioneller Werte, d. h. im Verständnis der Zusammenhänge. Durch Buchbesprechungen und Bibliographien, durch Hinweise auf Aktivitäten von Museen, Galerien und Privatpersonen erhält der Leser eine Anleitung zur Teilnahme an der Erkenntnis und Erhaltung des bisher vielleicht gering geschätzten Volksgutes.

F. Dähling

Edmund Kiehle:

Eppingen in alten Ansichten, Verlag Europäische Bibliothek, Zaltbommel/Niederlande 1977.

Rund 85 Fotos aus der Frühzeit der Fotografie, aus der Zeit zwischen 1840 und 1932, bringt dieses ansprechende, mit einem geschmackvollen, festen Efalineinband versehene Büchlein von Stadtarchivar und Denkmalpfleger Edmund Kiehle, dem Betreuer der Eppinger Altstadt. Neben historischen Ansichten von Häusern und ganzen Straßenansichten, neben Plakaten und Ansichtskarten finden Sie auch für die damalige Zeit charakteristische Familien- und Vereinsbilder sowie Fotos vom alten heimischen Gewerbe. Die bisher meist unbekanntesten Bilder, die dem Herausgeber zum größten Teil von Privatleuten zur Verfügung gestellt worden sind, werden durch einen knappen, aber das wesentliche wiedergebenden Text erläutert. Mancher Leser, vor allem der an der Familien- und Vereinsgeschichte Interessierte, hätte sicherlich gerne auch die Namen der abgebildeten Personen erfahren. Doch ist es sicher kaum möglich gewesen, alle Namen festzustellen, da diese Fotos über 50, ja sogar über 100 Jahre alt sind. Trotz dieser Einschränkung bereitet die Lektüre dieses Bildbändchens großen Spaß, und es lohnt sich, es immer wieder einmal durchzublüättern und darin zu schmökern.

Wenn der Herausgeber in der Einleitung schreibt, daß der höchste badische Baubeamte über Eppingen einmal gesagt hat, es habe das malerischste mittelalterliche Stadtbild in Baden gehabt, dann wird dieser Eindruck beim Betrachten dieser alten Bilder bestätigt.

Das Bildbändchen ist eine gelungene Dokumentation einer alten, vergangenen Epoche und damit ein wichtiger Beitrag zur Stadtgeschichte Eppingens. Dem Leser wird bewußt, daß nicht nur das Geschriebene, sondern auch die Bilder eine wertvolle Quelle zum Verständnis der Vergangenheit ist.

B. Röcker

Der von Bernd Röcker verfaßte Überblick über das „Großherzogtum Baden vor der Revolution von 1848/49“, versehen mit einer sehr detaillierten Zeittafel der Ereignisse in Baden und im übrigen Deutschland und einer kurzen Bibliographie, gibt als nützliche Ergänzung dem Leser den großen historischen Rahmen, in den die von Dettling beschriebenen Ereignisse einzuordnen sind.

E. Reitermayer

Karl Dettling:

„Die Revolution von 1848-1849 im Amtsbezirk Eppingen, Georg Friedrich Schlatter aus Weinheim 1799-1875 – Ein Leben für Freiheit und Menschenwürde“, Mühlbacher Jahrbuch 1980

Einem Thema nur, der Revolution 1848/49 in Baden, im Amtsbezirk Eppingen und in Mühlbach, sind alle drei Beiträge dieses 2. Jahrbuchs des Heimat- und Verkehrsvereins Mühlbach gewidmet.

Im ersten Beitrag schildert Karl Dettling die Vorgeschichte, den Verlauf und die Folgen der Revolution im Amtsbezirk Eppingen und zeigt damit sehr eindringlich, daß die 1848/49er Revolution nicht nur ein großes Ereignis im fernen Offenburg, Rastatt, Karlsruhe oder Frankfurt war, sondern auch die Menschen unserer engeren Heimat aufs nachhaltigste berührte.

Sehr viel Mühe hat der Autor sich beim Aufsuchen und Auswerten der Quellen (amtl. Akten, biographische Aufzeichnungen, Presse) gemacht.

Dies gilt ganz besonders auch für seinen zweiten Beitrag, die Lebensbeschreibung Georg Friedrich Schlatters. Als aufrechter Christ und Vorkämpfer für demokratische Freiheiten und Menschenwürde hatte sich Schlatter bereits als junger Pfarrer den liberalen Kreisen in Baden angeschlossen. Seine Strafversetzung nach Mühlbach im Jahre 1844 hatte ausschließlich politische Gründe. Auch von Mühlbach aus pflegte er den Kontakt zu demokratischen Kreisen um Hecker und Welcker, hielt sich jedoch am Ort selbst weitgehend aus dem politischen Geschehen heraus. Im Juni 1849 wurde er in die konstituierende Landesversammlung Badens gewählt. Dies und die Tatsache, daß er als Alterspräsident die erste Sitzung leitete, trugen ihm nach dem Scheitern der Revolution eine Verurteilung zu 10 Jahren Zuchthaus und die Entlassung aus dem Dienst der evangelischen Landeskirche ein. Geistig ungebrochen überstand er 6¼ Jahre Haft, im Bewußtsein, mit seinem Einsatz für Freiheit und Menschenwürde nur seine Pflicht erfüllt zu haben.

Kraichgau –

Beiträge zur Landschafts- und Heimatforschung, Folge 7 / 1981

Zum siebten Mal nun schon seit 1968 ist es dem Heimatverein Kraichgau gelungen, einen Band mit den Erträgen der Heimatforschung unseres Raumes zu veröffentlichen.

Gewidmet ist diese 7. Folge einem der bisherigen Hauptautoren, Pfarrer Franz Gehrig, in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung von Heimatgeschichte und Heimatkultur.

Die Leser der beiden letzten Folgen sind schon mit dem Schwerpunktthema des jüngsten Bandes vertraut, der Hauskunde.

Barbara Schmidt behandelt in ihrem mit 51 Abbildungen versehenen Aufsatz Bedeutung, Motivwahl und Gestaltung der Wirtschaftsschilder im Kraichgau.

Albrecht Bedal und Wolfram Metzger machen sich Gedanken über die Einrichtung eines von der Landesregierung angeregten Freilichtmuseums für den nordbadischen Raum. Wegen der großen regionalen Unterschiede in Nordbaden (Nordschwarzwald, Kraichgau, Rheinebene, Odenwald und Bauland) schlagen die Autoren drei getrennte Baugruppen vor: I Ackerbürgerdorf (Kraichgau), II Straßendorf (Rheinebene), III Weiler (Nordschwarzwald und Odenwald). Hinzukommen soll ein gesondertes Fachwerkmuseum, bestückt durch Überreste und Modelle nicht mehr voll erhaltener Fachwerkbauten. Die Stadt Kraichtal könnte das erforderliche Gelände stellen (ca. 20 ha). Was die Finanzierung anbelangt, können die Autoren jedoch nur der Hoffnung Ausdruck verleihen, „daß auch die öffentlichen Stellen der Region die letzte Chance zur Bewahrung und Dokumentation der Lebenswelt unserer bäuerlich handwerklichen Vorfahren erkennen und wahrnehmen.“ Die 28 sehr gut ausgewählten Fotos geben dem Leser einen Überblick über die ländlichen Bauformen in den verschiedenen Regionen Nordbadens und belegen, besonders wenn man den baulichen Zustand einer ganzen Reihe der abgebildeten Gebäude in Betracht zieht, aufs eindringlichste das Anliegen der Autoren.

Überhaupt ist die Illustration des vorliegenden Bandes als sehr gelungen zu bezeichnen. Dies gilt insbesondere auch für Edmund Kiehnles Beitrag über den „Hausbau im Unterland“. Unser Blick für das Typische und Besondere, das Erhaltenswerte und Bedrohte, auf immer Verschwindende in unserer heimatlichen Umwelt wird geschärft.

Die übrigen Beiträge bieten wieder ein buntes Kaleidoskop archäologischer, historischer, kultureller, literarischer, biographischer und volkskundlicher Themen. Gerade die kleinen Beiträge haben, wie Heinz Teichert in der Einführung sagt, ihre „Bedeutung nicht nur in sich selbst, sie sollen und wollen auch anregen zum Nachforschen und Darstellen von Eigen tümlichkeiten in der eigenen Heimatgemeinde“.

Auf zwei Beiträge sei noch besonders hingewiesen:

Hermann Laus Aufsatz „Dühren. Entwicklung eines Dorfes von 1600 bis 1900“ bringt, gestützt auf die Dührener Akten im General landesarchiv Karlsruhe, eine Menge interessanter und wichtiger Details, was die dörfliche Sozialgeschichte (Besitzverhältnisse, Gewerbe zweise, Einwanderung nach dem 30jährigen Krieg, Auswanderung nach Osteuropa und Übersee im 18. und 19. Jahrhundert), die Konfessionsgeschichte (Zusammenleben von Lutheranern, Mennoniten, Katholiken und Juden) und nicht zuletzt die Familiengeschichte anbelangt.

An den großen badischen Vorkämpfer der 1848er Revolution erinnert Bernd Röcker in seinem Beitrag „Friedrich Hecker – zum 100. Todestag“. Er schildert den Lebensweg des 1811 in Eichtersheim geborenen „Vorkämpfers für Menschenrechte“, seine ersten Schritte auf der politischen Bühne als Abgeordneter der 2. Kammer des badischen Landtages, seine Rolle in der Revolution von 1848/49, sein Wirken in Amerika und geht auf die recht unterschiedliche Beurteilung ein, die dieser „radikale Republikaner“ schon von seinen Zeitgenossen erfahren hat und auch heute noch je nach politischer Grundeinstellung erfährt.

E. Reitermayer

Heinz-Dieter und Ingeborg Pilgram: Fünfzig Rundwanderungen vom Zabergäu bis Hohenlohe

(= Heilbronner Stimme Wanderbuch, Bd. 1), Verlag Heilbronner Stimme, 4. überarbeitete und erweiterte Auflage 1980.

Innerhalb von sechs Jahren erlebte das Wanderbuch seine vierte Auflage. Mit seinen 50 Rundwandervorschlägen lädt es den Leser dazu ein, die Berge rings um Heilbronn, das

Neckartal, das Zabergäu, das Bottwartal, die Löwensteiner Berge, den Mainhardter, Welzheimer, Murrhardter Wald, das weite Hohenloher Land mit Jagst- und Kochertal zu erwandern und die Schönheiten der Gegend zu genießen. Alle Vorschläge sind vorher von den beiden Verfassern sorgsam erwandert worden. Daher sind auch die Angaben über die Wegstrecken und die Entfernungen sehr verlässlich. Jeder Streckenbeschreibung ist eine Zeichnung beigegeben, so daß sich der Wanderer leicht orientieren kann. Hilfreich sind auch die Hinweise über Sehenswürdigkeiten, vorhandene Trimm-Dich-Pfade, Waldspielplätze, Grillplätze, Parkplätze und öffentliche Verkehrsmittel, mit denen gegebenenfalls der Ausgangspunkt der Wanderung erreicht werden kann. Die Rundwanderungen sind von unterschiedlicher Länge. Die kürzeren sind geeignet für Eltern mit kleinen Kindern oder ältere Menschen, die gleichzeitig auch die Landschaft und die Natur genießen wollen, die längeren für geübtere Wanderer. Das handliche Büchlein, das sich in jeder Jackentasche unterbringen läßt, ist ein nützlicher Begleiter für alle diejenigen, die ihre nähere Heimat erwandern und sie dabei kennen lernen wollen.

B. Röcker

R. Ihle:

Die ländlichen Haus- und Gehöftformen im Raum Eppingen – Studien zur Erforschung des ländlichen Raumes.

(=Zulassungsarbeit zur 1. Prüfung für das Lehramt an Realschulen an der Päd. Hochschule Heidelberg – Fach Geographie)

Frühjahr 1982

117 S, mit Anhang.

Einleitend begründet der Verfasser in einer kurzen Übersicht Ziele und Inhalte seiner im Rahmen der Siedlungsgeographie sehr speziellen Thematik. Der allgemein üblichen Untersuchungsmethode, d. h. Erarbeitung landschaftlicher, funktionaler und sozialer Kausalstrukturen wird die Würdigung genetischer Entwicklungsprozesse der einzelnen Hofformen hinzugefügt. Als allgemein schwierig erweist sich in diesem Zusammenhang die problematische „Quellenlage“ solcher Untersuchungen im ländlichen Raum.

Der erste, allgemeine Teil der Arbeit widmet sich sehr eingehend einer grundlegenden Diskussion der Probleme der Haus- und Gehöftforschung als Teildisziplin der Siedlungsgeographie im Rahmen der Allgemeinen Geographie. Hervorgehoben sei an dieser Stelle die außergewöhnlich sorgfältige Untersuchung der Geschichte und des Standes der Hausformenforschung (von Gradman über Müller-Wille und Schrepfer bis Schröder) und der genetischen Entwicklung der Hofformen (vom

Haufengehöft über Dreiseitgehöfte und Hakengehöfte bis hin zum quergeteilten Einhaus oder zum gestelzten Quereinhaus) sowie die klare Herausarbeitung von Klassifikationskriterien der Hofformen (z. B. des Haufengehöftes, des Vierkantgehöftes, des Hakengehöftes, des Streckgehöftes, des Kreuzfirstgehöftes etc.) in Südwestdeutschland.

Der zweite, spezielle Teil der Studie bietet zunächst einen Überblick über grundlegende natur- und kulturräumliche Strukturen im Umfeld der beiden Untersuchungsgemeinden Adelshofen und Kleingartach. Zu recht betont der Verfasser deren unterschiedliche landschaftsräumliche Qualität mit all ihren Konsequenzen (besonders im unterschiedlichen sozio-ökonomischen Gefüge), obwohl beide Gemeinden nach der amtlichen Beschreibung von Baden-Württemberg der landschaftlichen Einheit Kraichgau zugeordnet werden.

Den eigentlichen Schwerpunkt und Höhepunkt der Arbeit bildet eine detaillierte Bestandsaufnahme und eingehende Beschreibung des Haus- und Hofformbestandes in den beiden Gemeinden Adelshofen und Kleingartach. Unter Anwendung der Ziele und Methoden der Haus- und Gehöftforschung, verbunden mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit d. h. Anwendbarkeit auf andere Untersuchungsgebiete und mit der Forderung nach Einfachheit und Übersichtlichkeit, gelang es dem Verfasser Zahl und Vielfalt des angetroffenen Bestandes nicht nur methodisch in den Griff zu bekommen, sondern auch nach klar umrissenen Einteilungskriterien zu ordnen. Mit profundem geographischem Sachverstand und viel Liebe zum Detail wurden hier Zusammenhänge aufgezeigt, die eigentlich den Rahmen einer Zulassungsarbeit im Positiven sprengen. Selbstverständlich rundet ein umfassendes, aktuelles Literaturverzeichnis die Untersuchung ab.

Es bliebe abschließend zu hoffen, daß diese Studie in ihrer wissenschaftlichen Geschlossenheit einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden könnte.

H. Vogel

Barbara Maier:

„Industrielle Entwicklung einer südwestdeutschen Kleinstadt im agrarischen Raum“.
(= Zulassungsarbeit zur 1. Prüfung für das Lehramt an Realschulen – Fach Geographie
Päd. Hochschule Heidelberg, Frühjahr 1977)

Im ersten Teil ihrer Zulassungsarbeit gibt die Verfasserin einen Einblick in Aufgabe, Zielsetzung und grundlegende Problematik der Auswirkung von Industrialisierung auf eine städtische Siedlung im agrarisch geprägten Raum. Besonderer Schwerpunkt wird hierbei

auf die Darstellung der sozialen Folgen durch Ernteilung (Überbesiedlung, Abwanderung) gelegt und deren Lösungsmöglichkeiten durch Umstrukturierung des bestehenden Kleingewerbes bzw. durch gezielte Ansiedlungspolitik neuer industrieller Unternehmen. Selbstverständlich sollen alle weiteren relevanten Standortfaktoren zur industriellen Ansiedlung eingehend am Beispiel der sich wandelnden Prozesse (insbesondere nach dem 2. Weltkrieg) im Bereich der Stadt Eppingen dargelegt werden.

Im Hauptteil ihrer Arbeit bietet die Verfasserin einen detaillierten Einblick in die obengenannten Probleme. Einer eingehenden Darstellung der wesentlichsten Geofaktoren des Industriestandortes schließt sich ein Abriss der Geschichte der Siedlung und des Siedlungsgefüges Eppingens an. Im folgt eine sorgfältige Analyse der sozio-ökonomischen Faktoren, von denen die wirtschaftliche Strukturanalyse der Jahre 45 und 46 z. T. verglichen mit dem Jahr 1975 interessante Aspekte bietet. Den eigentlichen Höhepunkt der Arbeit bildet die Erarbeitung der verschiedenen Phasen der industriellen Entwicklung Eppingens, beginnend mit den strukturellen Problemen der frühen Nachkriegszeit über die Ansiedlungsphase neuer Betriebe in den 50er Jahren bis hin zur aktuellen industriellen Situation des Jahres 1977. Hier bietet die Verfasserin anhand einer Fülle von Informationen und Materialien (Abbildungen, Karten, Tabellen) einen wesentlichen Beitrag zu einer umfassenden Analyse des Industriestandortes Eppingen. Gedanken zu Problemen seiner Infrastruktur, eine Darstellung der Bevölkerung und der Bevölkerungsentwicklung (Bevölkerungsbewegungen von 1945–1975) sowie der Veränderungen der Bevölkerungsstruktur runden diesen Komplex ab. Die Auswirkungen der Industrialisierung auf das Stadtbild selbst (Wohnflächenerweiterung, Siedlungsweise etc.) sowie auf das Umland (Pendlerprobleme) beschließen die in sich geschlossene Arbeit.

Von besonderem Interesse sind sowohl die im Anhang der Arbeit dargestellten Ergebnisse einer Fragebogenaktion (bei Wohn- und Arbeitsbevölkerung), die sich mit der Lebensqualität in einer industrialisierten Kleinstadt beschäftigt, als auch das weiterführende Literatur- und Quellenverzeichnis.